This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

E63

Aus meinem Leben.

Von

Louis Schneider.

II. Band.

Berlin 1879.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung.
Kochstraße 69. 70.

PT 2507
S5 A8
1879
v.2

Mit Vorbehalt des Ueberſetzungsrechts.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Ein Revolutions-Repertoire. 1848	1
Katzenmuſiken. 1848	45
Der letzte Abend auf der Bühne. 1848	110
Der Feldzug in Schleswig. 1848	163
Am Hoflager König Friedrich Wilhelms IV.	214
Als Vorleſer. 1848—1857	255
Eine Kurierreiſe mit Hinderniſſen. 1851	391
Mademoiselle Rachel 1850/1852	367

Ein Revolutions-Repertoire.

1848.

So überschrieb ich den Abschnitt des Tagebuchs, welches ich seit meiner Ernennung zum Regisseur über die Verwaltung und die Leistungen der königlichen Bühne führte, vom 19. März 1848 bis zu meinem letzten Auftreten am 22. Mai. — Ich hatte zu diesem Tagebuche seit dem Monat Oktober 1846 die Rückseiten der Repertoire-Schemata benutzt, und zwar für jedes Wochen-Repertoire zwei solcher Schemata, das eine mit der Ueberschrift: „Wie es sein sollte", das andere: „Wie es wirklich war", und verzeichnete dort alles, was mir aufzeichnungswerth erschien, so daß eine vollständigere Zusammenstellung über die inneren Verhältnisse der königlichen Bühne für die Jahre 1846, 1847 und 1848 bis zu meinem Abgange kaum vorhanden sein dürfte. Diesem vorhandenen Materiale sind die folgenden Notizen entnommen.

Die erste Nachricht von dem Ausbruche und dem Erfolge der Pariser Februar-Revolution erhielt ich während einer Abendprobe im Elisabethsaale des königlichen Schlosses. Anfangs Februar hatte man bei Hofe den Entschluß gefaßt, eine Reihe von Vorstellungen zu geben, in welchen nur Mitglieder der höheren Gesellschaft auftreten sollten, und deren Seele eigentlich

die Gräfin Rossi (Henriette Sontag) war. Die Direktion der Liebhaber-Vorstellungen führte der Kammerherr Ihrer Majestät der Königin Graf Emmo Schafgotsch, und auch der spätere General-Intendant der königlichen Schauspiele, Herr v. Hülsen, damals noch Lieutenant im Kaiser Alexander-Grenadier-Regiment, sollte vorzugsweise dabei mitwirken. Herr v. Hülsen hatte kurz vorher, am 29. Januar und 7. Februar, zwei Liebhaber-Vorstellungen im Konzertsaale des königlichen Schauspielhauses arrangirt, welche nur von Offizieren ausgeführt wurden und einem wohlthätigen Zwecke bestimmt waren. Die Offiziere hatten mich ersucht, die zu gebenden Stücke in Scene zu setzen, und die Zufriedenheit mit meiner Regie war vermuthlich die Veranlassung gewesen, daß sich auch Graf Schafgotsch für die bei Hofe zu gebenden Vorstellungen an mich wandte, und zwar für die Aufführung einer alten italienischen Oper „Rodelinde" von Hasse, welche sich jenen Vorstellungen anschließen sollte. Der Musikdirektor Hahn, Lehrer an der Theater-Singschule, hatte nämlich schon längst gewünscht, einige seiner Schüler Seiner Majestät dem Könige vorführen zu dürfen, und zwar unabhängig von dem General-Intendanten v. Küstner. Da er das nicht anzufangen wußte, so schlug ich ihm vor, eine alte italienische Oper aus der Zeit Friedrichs des Großen mit seinen Schülern einzustudiren und dies als eine Kuriosität Seiner Majestät dem Könige durch den Minister Grafen Stolberg-Wernigerode, welcher ihm wohl wollte, vortragen zu lassen. Das geschah, und ich studirte diese alte Oper, nachdem ich sie übersetzt und arrangirt, ein. Die erste Probe, welche ich auf dem dafür aufgeschlagenen Theater im königlichen Schlosse hielt, wurde nun durch die Nachricht von der Pariser Februar-Revolution, der Flucht des Königs Louis Philipp und der Proklamation der Republik unterbrochen. Graf Schafgotsch selbst brachte uns die ersten Nachrichten und äußerte dabei gegen mich, daß nun wohl überhaupt aus den weiteren Vorstellungen bei Hofe nichts werden würde, was auch eintraf. —

Im höchsten Grade bestürzt und voller Sorge vor dem, was sich als Folge der unerwarteten Begebenheit voraussetzen ließ, eilte ich, die Probe zu beenden.

Am Tage darauf wurde „Don Carlos" gegeben. Einige Wochen vorher hatte Seine Majestät der König bei einer Vorstellung des „Columbus" vom Professor Werder mißfällig bemerkt, daß einige Choristen auf der Bühne in Gegenwart des Königs von Spanien den Hut nicht abnahmen; Herr v. Küstner erhielt einen Verweis darüber und wollte einen Zusatz zu seinem Theater-Reglement erlassen, in welchem er vorschrieb, daß „in Gegenwart gekrönter Häupter" stets der Hut abgenommen werden müsse. So undeutlich und ungenügend das war, so unpassend war es auch, daß Herr v. Küstner hinzufügte, „es solle dies auf speziellen Befehl Seiner Majestät des Königs geschehen". — In der deshalb gehaltenen Regie-Konferenz hatte ich die größte Mühe, ihn von dem Einmischen des königlichen Namens in eine Theater-Verfügung abzuhalten, und so wurde sie denn ohne Erwähnung Seiner Majestät erlassen.

In der Vorstellung nun des Don Carlos hatte der Schauspieler Wauer als Lerma in Gegenwart König Philipps den Hut nicht abgenommen, obgleich der Regisseur in der Probe daran erinnert hatte und kurz vorher im Versammlungszimmer von der Verfügung des General-Intendanten die Rede gewesen war. Herr v. Küstner, welcher der Vorstellung zusah, hatte das bemerkt, eilte erzürnt auf die Bühne und stellte zunächst den Regisseur Weiß darüber zur Rede. Dieser ertheilt pflichtmäßig Herrn Wauer den erhaltenen Verweis, was den immer unzufriedenen und wenig gebildeten alten Mann dermaßen aufbringt, daß er den noch auf der Bühne verweilenden General-Intendanten darüber zur Rede stellt. Es gab eine sehr heftige Scene, da Wauer sich immer wieder darauf berief, daß er unter Iffland und Brühl nie den Hut abgenommen, bis endlich Herr v. Küstner sagen mußte: „Sie haben zu gehorchen, wie ich Seiner Majestät

zu gehorchen habe! Ob es unter Iffland und Brühl anders gewesen, wie Sie sagen, thut hier nichts zur Sache. Jetzt soll es so sein, wie ich Ihnen befehle. Mich wundert nur, daß Sie, der Sie so oft von Seiner Majestät dem Könige etwas wollen — Zulage — Benefize — Gunstbezeigungen aller Art — seinen Befehlen sich widersetzen. Gehorchen Sie!" —

Zeuge dieser unangenehmen Zurechtweisung, fürchtete ich nur, daß der Vorgang auf irgend eine Weise den Weg in die Oeffentlichkeit finden möchte. Das Aufbehalten des Hutes hat gerade für den Grafen Lerma als im Dienst bei der Audienz anwesenden Obersten der Leibwache eine Entschuldigung und Erklärung, wenn es auch der Hofetiquette nicht entspricht, und von dieser Seite würden die etwaigen Zeitungsartikel gewiß es aufgefaßt haben, um gerade in diesem Augenblicke gegen den königlichen Befehl zu polemisiren.

Die beunruhigenden Nachrichten aus Paris folgten sich stündlich und verbreiteten eine sehr erkennbare Aufregung in allen Schichten der Gesellschaft. Unter den Eindrücken derselben fand die Regisseur-Konferenz zum Entwurf des nächsten Wochen-Repertoires statt. Herr v. Küstner hatte für dasselbe am 3. März „Die Karlsschüler" von Laube angesetzt. Einstimmig widerriethen indessen alle Anwesende dieses oder ein anderes damals „zeitgemäßes" Stück, in welchem beliebte Stichworte leicht unangenehme Demonstrationen hervorrufen konnten. Es war schon übel genug, daß am 1. März „Die Hugenotten" — „auf Allerhöchsten Befehl" mit Madame Viardot-Garcia gegeben werden mußten und dadurch Verschwörung, Aufruhr und Mord dem Publikum vorgeführt wurde.

Meine eigene Stellung bei der königlichen Bühne war gerade damals eine mannigfach bewegte. Als Darsteller hatte ich einen in der That hohen Grad von Beliebtheit und Geltung errungen. Am 4. März wurde unter anderem das kleine Genrebild „Der Kurmärker und die Pikarde" zum 50. Male und mit immer

steigendem Beifall gegeben, und in meinen komischen Rollen — namentlich in den von mir geschriebenen und bearbeiteten — brauchte ich nur zu erscheinen, um des Beifalls gewiß zu sein. Als Regisseur hatte ich kurz nach einander die entschiedensten Erfolge gehabt und zwar in drei ganz verschiedenen Richtungen, in der antiken „Iphigenia in Tauris", in dem Lustspiel „Gottsched und Gellert" und in der komischen Oper „Martha". So war die Thätigkeit als Regisseur nach außen hin eine erfreuliche, das Verhältniß zu den beiden alten Regisseuren Stawinsky und Weiß aber, vielleicht eben deshalb, gespannt und drückend. Meine Ideen und Reformen fanden dort heimlichen, nicht gerade zu beweisenden, aber doch mannigfach fühlbaren Widerstand. Doch war eben Geltung und Fortschritt nicht zu hemmen, und das Maß des Uebelwollens und Widerstandes war wohl nur das jedem Streben und jedem Hervortreten gewöhnliche.

Gerade in den Tagen vor dem 18. März war die Oper „Martha" von mir mit großer Vorliebe in Scene gesetzt worden; ich bereitete die Aufführung der komischen Operette „Der Dorfbarbier" für ihr fünfzigjähriges Jubiläum vor, leitete die Proben zu der Oper „Rodelinde" bei Hofe und bearbeitete „Die Unglücklichen" von Kotzebue für eine Vorstellung, welche am 19. März zum Besten der nothleidenden Schlesier gegeben werden sollte. Mit meinen vielfachen anderen Beschäftigungen war also meine Berufsthätigkeit gerade in jener Zeit eine sehr angestrengte, und ich hatte buchstäblich keine Minute übrig, mich um andere Dinge zu bekümmern, an denen es wahrlich nicht fehlte, und die sonst wohl meine Aufmerksamkeit in höherem Grade in Anspruch genommen haben würden. Ich erinnere mich nur eines tiefen Unbehagens und einer großen Reizbarkeit, ja einer inneren Angst bei allen Nachrichten und Neuigkeiten, die sich mit großer Raschheit folgten.

Schon mit der ersten Volksversammlung in den Zelten am 9. März zeigte sich der Besuch des Theaters außerordentlich

ſchwach. Das Trauerſpiel fing ſchon an in die Straßen hinabzuſteigen und ſeinen Schauplatz auf dem Markte aufzuſchlagen; am deutlichſten zeigte ſich das am 15., wo der „Dorfbarbier“ neu einſtudirt gegeben wurde, nachdem er am 13. März 1798 zum erſten Male in Berlin gegeben worden war. Die Ereigniſſe in der Stadt machten nicht allein eine lähmende Wirkung auf die Darſteller, ſondern hatten auch eine ſeltſam ſchwüle Stimmung bei dem kleinen Publikum hervorgebracht. — Es war dies der Abend, wo es in der Brüderſtraße zum Einhauen auf die tobenden Volksmaſſen kam, und wo geſchoſſen wurde. Man hörte die Schüſſe fallen, ſofort eilte wohl die Hälfte des anweſenden Publikums hinaus, und die beunruhigendſten Gerüchte gelangten auf die Bühne. Vollauf mit der für mich neuen Rolle des Adam beſchäftigt, hatte ich alle mögliche Mühe, das Zuſtrömen dieſer Nachrichten auf die Bühne zu verhindern; denn die Aengſtlicheren verlangten ſchon von mir, ich ſolle unter ſolchen Umſtänden den Vorhang fallen laſſen, damit das Publikum nach Hauſe gehen könne, denn auf dem Platze vor dem Schauſpielhauſe ſtänden Truppen, die wahrſcheinlich auch ſofort zum Angriff auf das Volk übergehen würden. In einer faſt bewußtloſen Stimmung ſpielte ich meine Rolle und erinnere mich, daß ich während des Singens eines neuen, auf das 50jährige Jubiläum der Operette bezüglichen Couplets in dem bekannten Liede mit dem Refrain „Und das war gut!“ den Gedanken nicht los werden konnte: „Großer Gott! du machſt hier Spaß, und draußen wird Blut vergoſſen!“ — Publikum und Darſteller waren froh, als die Vorſtellung vorüber war, und ich ging mit meiner Frau, an den Kavalleriemaſſen vorüber, nach Hauſe.

Vor Anfang der Vorſtellung war ich auf einen Augenblick in die bekannte Konditorei von Steheli gegangen und hatte hier geſehen, bis zu welchem Grade ſich die politiſche Aufregung bereits der Geiſter bemächtigt hatte. Es waren eben Zeitungen angekommen und, da Jedermann ſich danach drängte, mußte der

Zeitungskorrespondent Rutenberg auf einen Tisch steigen und sie den Versammelten vorlesen, welche ihre Theilnahme und Zustimmung zu den Vorgängen in Frankreich und Süddeutschland in einer Weise ausdrückten, die mich einen ahnenden Blick in die nahenden Begebenheiten thun ließ. Eine eben solche Aufregung hatte sich auch schon am 12. bei der Aufführung von „Gottsched und Gellert" gezeigt, wo die sogenannten „zeitgemäßen" liberalen Phrasen auf provozirende Weise vom Publikum aufgenommen wurden.

Statt der von allen Regisseuren abgerathenen „Karlsschüler" wurde am 16. das beliebte „Dorf und Stadt", diesmal zuerst vor einem leeren Hause, gegeben, während im Opernhause eine Stellprobe der Dekorationen zur Oper „Oberon" stattfand. An diesem Abende feuerte die Wachtmannschaft der Königswache dem Opernhause gegenüber, und statt der Schuldigen unter dem wüthenden, tobenden und andringenden Pöbelhaufen fiel ein Unschuldiger, der gerade am Opernhause in Geschäften vorüberging. Von nun an wurde die Stimmung fast von Stunde zu Stunde gereizter und drohender. Eine ruhige Unterhaltung war fast nicht mehr möglich. Ueberall mischte sich Leidenschaft und Ungerechtigkeit ein. Die Behörden schienen denn auch endlich zu erkennen, daß sich sehr Ernsthaftes vorbereite, und am 17. früh traf der Befehl vom Polizeipräsidium an die Theaterverwaltung ein, die sämmtlichen Waffen in den Requisiten- und Garderobevorräthen bei Seite zu schaffen. Herr v. Küstner berieth mit dem Garderobe-Inspektor Johl, was zu thun sei, und es fanden sich allerdings Schwierigkeiten genug; denn die Zahl der brauchbaren Waffen für den täglichen Dienst ist nicht unbedeutend. Es wurden Wagen bestellt, welche die Waffen fortbringen sollten; als man aber mit der Verladung beginnen wollte, kam die Nachricht, daß sich vor dem Palais des Prinzen von Preußen Aufläufe bildeten, so daß es unvorsichtig gewesen wäre, die Waffen bei hellem Tage durch die Straßen zu fahren. Der

Transport wurde also bis zum nächsten Tage verschoben, einstweilen aber die Hähne von den Gewehren und Pistolen abgeschraubt, so daß wenigstens kein augenblicklicher Mißbrauch möglich war. Natürlich wurde diese Maßregel von den auf der Probe zu „Romeo und Julia" versammelten Schauspielern bespöttelt, und auch dieser Verspottung gegenüber verbrannte ich mir wieder den Mund, sowohl denen entgegen, die von nichts als „Kartätschen unter das Gesindel", als denen, die von „lächerlicher Angst der Regierung" sprachen. So weit die Sachen nun einmal gediehen waren, konnte ich mich den bramarbasirenden und kartätschenden Kollegen gegenüber des Ausrufes nicht enthalten: „Gott gebe nur, daß kein Kanonenschuß fällt!" Meine Gesinnung, meine Anhänglichkeit an den König und meine Vorliebe für die Armee waren ja den Kollegen hinlänglich bekannt, und doch scheute ich mich nicht, nach so vielen geschichtlichen Beispielen einen ersten Kanonenschuß gegen politisch aufgeregte Massen zu fürchten, wenn ich auch damals noch nicht übersah, wie recht mir das fast unmittelbar darauf erfolgende Ereigniß geben sollte.

Am Mittage des 17. wohnte ich, wie regelmäßig seit Jahren, dem Stiftungsfeste der Landwehr im Englischen Hause bei. Auch hier zeigte sich der Einfluß der Zeit, indem die zur Ausschmückung des Saales aus dem Landwehr-Zeughause hergegebenen Waffen am Vormittage auf Anordnung des Polizeipräsidiums wieder abgeholt worden waren. In diesem Kreise wohlgesinnter, um das Wohl des Vaterlandes verdienter Männer konnte die Vorsicht freilich überflüssig erscheinen. Weder in den Reden, den Liedern, noch selbst in der Stimmung zeigte sich ein Echo dessen, was in den Straßen sich vorbereitete. Ich befand mich wieder ganz in der alten, treuen, gewohnten Atmosphäre, in der allein ich unbeengt athmen kann. Leider mußte ich das schöne Fest schon früh verlassen, da ich am Abend im Opernhause beschäftigt war, wo „Das Liebesprotokoll" und das Ballet „Paul und

Virginie" gegeben wurde. Die Vorstellung begann ausnahmsweise schon um 6 Uhr, damit sie desto früher beendigt sein konnte, weil für den Abend wieder unruhige Auftritte gefürchtet wurden, die denn in der That auch nicht auf sich warten ließen. Auf höhere Anordnung mußte das in dem Ballet vorkommende Schießen unterbleiben, um jede Veranlassung zu Mißverständnissen zu vermeiden, eine gewiß gerechtfertigte Vorsicht, da es unruhig und massenhaft in den Straßen auf und nieder wogte, die ganze Garnison wieder in Bereitschaft war und die mit weißen Stäben bewaffneten Schutzmannschaften in bekannter erfolglosester Thätigkeit waren. Ich hatte mir zwar vorgenommen, das neue Hoguetsche Ballet zu sehen, vermochte es aber nicht, weil innere Unruhe mich quälte und ich rings um mich her nur Feindseliges und Widriges hörte. Nach wenigen Scenen verließ ich mit meiner Frau das Theater und sah Unter den Linden die erregt wogende Menge, heftig sprechende Gruppen und gegen das Brandenburger Thor hin die funkelnd von den Laternen beleuchteten Kavalleriemassen, deren vollkommene Unwirksamkeit in den Straßen solchen Massen gegenüber, wenn es wirklich zu einem Kampfe und den damals in jedem Munde lebenden Barrikaden kam, sich auch dem Nichtsachverständigen aufdrängen mußte.

Am 18. (Sonnabend) hatte ich um 11 Uhr eine Probe von dem neu bearbeiteten Kotzebueschen Stücke „Die Unglücklichen" angesetzt, welches am 19. gegeben werden sollte. Nachdem ich es in wenigen Tagen ganz neu geschrieben und jede Rolle für die besondere Fähigkeit eines vorhandenen Darstellers berechnet, hatte ich mein Manuskript am Tage nach dem Eintreffen der entscheidenden Nachrichten aus Paris dem General-Intendanten v. Küstner vorlesen müssen, und zwar in seinem Hause beim Diner. Wir waren beide ganz allein, und das Gespräch kam, sehr natürlich, nach Beendigung des Geschäftes auf die Begebenheiten der Zeit. Leider empfing ich hierbei die unangenehmsten

Eindrücke von den Anschauungen des Herrn v. Küstner. Obgleich er ein unmittelbarer Beamter des königlichen Hofhaltes war, ließen seine Reden doch eine große Abneigung gegen den Einfluß des Hofes auf die Bühne erkennen, und er begrüßte in der anscheinend kommenden Zeit nur die Befreiung von mancher Einengung und Fessel, welche ihm die nothwendige Rücksicht auf die Wünsche der Prinzen des königlichen Hauses und die Befehle Seiner Majestät des Königs bisher angelegt. Ganz bestürzt über diese Wahrnehmungen, hatte ich den General-Intendanten verlassen, weil ich nun erst die Erklärung für manches mir bis dahin Unerklärliche gefunden und den gefährlichsten Einfluß für die königliche Bühne davon vorhersah.

So war mir denn auch die Lust an dem neu bearbeiteten Stücke vergällt, und ich sah die vollkommene Vergeblichkeit der Arbeit in der so erregten Zeit voraus. Antheillos und eben nur handwerksmäßig betrieb ich die Probe am 18., obgleich vortrefflich gespielt wurde; denn von Scene zu Scene jagten sich die Nachrichten von dem, was vor dem königlichen Schlosse vorging. Eine rheinische Deputation hatte mit dem sofortigen Abfall der Rheinlande gedroht — der König hatte in einer Proklamation Preßfreiheit zugesagt — die bisherigen Minister waren entlassen — eine Verfassung versprochen u. s. w., kurz, alles wurde voll Freude und Jubel geschildert, da der König ja alle „vernünftigen" Wünsche erfüllt. — Meine persönlichen Ansichten über diese Bewilligungen verschloß ich tief bekümmert in der Brust und freute mich nur, daß nun wenigstens der Vorwand für einen augenblicklichen Losbruch weggefallen war.

Die Büreaugeschäfte nach der Probe waren rasch abgemacht, und meine Frau holte mich ab, um mich nach Hause zu begleiten. Statt aber das zu thun, gingen wir beide mittags 2 Uhr nach dem Schloßplatze, wo ein außerordentlicher Jubel über die „Errungenschaften" herrschen sollte. Was trieb mich an, gerade an diesem Tage und gerade dahin zu gehen, wo jedenfalls unge-

wöhnliche Erregung herrſchte und Ungewöhnliches vorging? — Ich weiß es nicht! bin aber ſeit jener Zeit ſehr vorſichtig geworden, alle ſchuldig oder revolutionär zu nennen, die ſich bei ſolchen Gelegenheiten zuſammenfinden. Nie hatte ich nach den Dienſtgeſchäften vormittags einen Spaziergang gemacht, nie war ich einen andern Weg als den nach Hauſe gegangen — ich theilte die Freude über die Gnadenbeweiſe des Königs nicht — ich war allen Vorgängen der letzten Tage im tief Innerſten feind — und doch ging ich, ſogar mit meiner Frau am Arme, wie von einer unwiderſtehlichen Macht getrieben, gerade dahin, wo kaum eine Stunde ſpäter die offene Revolution ausbrechen ſollte! — Wie geſagt, der Vorgang iſt mir noch jetzt, wo ich ihn neun Jahre ſpäter niederſchreibe, unerklärlich.

Vor Königs Palais begegnete ich dem Kaufmann Wolff, Schwiegervater des ſpäter ſo oft genannten Profeſſor Doenniges, der mich mit freudeſtrahlendem Geſicht fragte, ob ich denn nun nicht auch zufrieden ſei, da der König ja alles bewilligt habe, und ſehr erſtaunt war, als ich ihm ein ſehr kühles „Nein!“ erwiderte. „Nun, ſo ſind Sie vielleicht der einzige Menſch in Berlin, der ſich nicht darüber freut!“ — „Die Zeit wird kommen, vielleicht bald genug, wo ich nicht mehr der einzige ſein werde! Gebe nur Gott, daß auch Sie Ihre heutige Freude darüber nicht bereuen mögen! — Heute wird das alte Preußen begraben!“ — — Wie oft hat mich Herr Wolff bei ſpäterer Begegnung an dieſes Geſpräch erinnert; wie oft hat er mir geſagt, daß er mich damals für irrſinnig gehalten, ſpäterhin aber oft genug meiner Worte eingedenk geweſen ſei.

Unter lebhaft erregten Maſſen ſetzten wir unſern Weg bis zum Schloßplatze fort. An der Stechbahn hatte ich mit einem Buchhändler, der über die in Ausſicht geſtellte Preßfreiheit entzückt war, ein ähnliches Geſpräch, brach aber ab, als ſich ſofort neugierig Hörende um uns ſammelten. Auf dem Schloßplatze ſelbſt drängten ſich Tauſende. Hurrahrufen tönte vor den beiden

Schloßportalen, in denen Garde-Soldaten mit Gewehr beim Fuß ſtanden und der ſchreienden und ſtoßenden Menge den Eintritt in die Schloßhöfe verwehrten. Auf dem Balkon ſtand Seine Majeſtät der König, und ich ſah einen bei ihm ſtehenden Offizier mit einem Tuche winken. Bis zur Ecke der Breiten Straße hatte ich durchdringen können; dort ſah ich einen Zug von Männern zu zwei und zwei und in nichts weniger als feſtlichen Kleidern ſich vom Kölniſchen Rathhauſe her auf das Schloß zu bewegen; finſterer Ernſt und drohende Entſchloſſenheit lag auf den Geſichtern dieſer Männer, deren Ruhe und Schweigen einen unheimlichen Eindruck auf mich machte. Ich fühlte ſofort, daß ſich hier etwas vorbereite und beſtieg eilig eine Droſchke, die auf dem gewöhnlichen Platze hielt, um meine Frau in Sicherheit zu bringen. Kaum ſaß ich im Wagen, als mich mein Gefühl übermannte und mir die Thränen aus den Augen ſtürzten. Meine Frau, der all' dieſer Jubel im roſigſten Lichte erſcheinen mochte, begriff gar nicht, was mich ſo ſchmerzlich bewegte, und meinte, es ſei ja nun alles gut und vorüber, ich ſolle mich doch nur beruhigen. Statt aller Antwort zeigte ich nur auf den König, der eben vor dem immer unanſtändiger werdenden Geſchrei der unten tobenden Menge von dem Balkon in das Schloß zurücktrat. Mir war, als ſtürze das ganze Gebäude meiner bisherigen Ueberzeugungen und Hoffnungen über mir zuſammen. Während die Droſchke ſich nur langſam durch das Gewühl Bahn brechen konnte, ſahen wir einzelne Perſonen von verdächtigem Ausſehen unter den Gruppen hin und her eilen; an der Schloßfreiheit ritt eben eine Eskadron Garde-Dragoner mit eingeſteckter Waffe nach dem Schloßplatze — es war dieſelbe, durch welche der ſpätere Zuſammenſtoß mit den drängenden Maſſen herbeigeführt wurde. — Von der Schloßbrücke an ſahen wir ſchon einzelne dreifarbige Kokarden an den Hüten, und vor der Univerſität hielt der ſpätere Miniſter Graf Schwerin einem jubelnden Kreiſe von Studenten und ſonſt aufgeregten

Leuten eine feurige Rede, nach deren Beendigung er von dem begeisterten Volke fast weiter getragen wurde. Um keinen Zweifel mehr an dem Kommenden zu lassen, erschienen an der Akademie auch schon zwei bewaffnete Studenten mit breiten schwarz-roth-gelben Schärpen. Als wir von den Linden in die Neue Wilhelmsstraße einbogen, verschwanden alle diese Zeichen ungewöhnlicher Aufregung, und, von dem alten, gewohnten Berlin umgeben, fand ich die Ruhe wieder.

Während des Mittagessens brachten Dienstboten die Nachricht, auf dem Schloßplatze sei eine Revolution ausgebrochen. Da wir selbst erst vor kurzem den Schloßplatz verlassen und das Volk nicht ungestümer und erregter gesehen hatten, als während der Tage vorher, so glaubten wir nicht daran und verwiesen ihnen das Zutragen lächerlicher Gerüchte. Bald darauf kam aber auch mein nachheriger Schwiegersohn Henry Green aus der Zeichenstunde in der Akademie zurück und bestätigte, daß es auf dem Schloßplatze zum Kampfe gekommen, daß er selbst Kavallerie im Galopp dorthin habe sprengen sehen.

Da ich am Abende die Rolle des Apothekers in „Romeo und Julia" zu spielen hatte, so bat ich Henry, nähere Erkundigungen einzuziehen. Ich glaubte nicht an den ernsten Charakter der Vorgänge, weil ja auch an dem Tage vorher schon geschossen worden war und ein Kampf nach den gemachten königlichen Verheißungen widersinnig erschien.

Ganz beruhigt über meine eigene Erklärung, ging ich in den Garten, um mich nach meiner Gewohnheit bei dem wunderschönen Wetter mit Graben zu beschäftigen. Bei der Abgelegenheit meines Hauses im Garten traf mich denn auch nicht eher eine weitere Nachricht, als bis, ungefähr um 5 Uhr, der erste Kanonenschuß donnerte. Der Spaten entfiel meiner Hand, ich stand erstarrt. Das war ja jener erste Kanonenschuß, den ich so sehr gefürchtet hatte! — Obgleich ich erst im fünften Akt zu thun gehabt haben würde und deshalb erst gegen 8 Uhr in

das Theater gehen wollte, glaubte ich nun verpflichtet zu sein, schon früher dort zu erscheinen. Von Frau und Kind wollte ich mich nicht zurückhalten lassen, obgleich nun die Kanonenschüsse sich rasch folgten und auch die Salven aus Infanteriegewehr deutlich hörbar wurden. Da kam der nicht weit von mir wohnende Schauspieler Franz, der schon in den ersten Scenen von „Romeo und Julia" beschäftigt war, und fragte bei mir an, ob bei diesen fürchterlichen Begebenheiten denn überhaupt gespielt werden würde. — Eben knatterte das Infanteriefeuer und dröhnten die Kanonenschüsse aus der Gegend des Opernhauses wieder herüber, und ich konnte ihm also nur sagen, daß ich es für unmöglich hielte, während der Kampf in den Straßen tobe, Komödie zu spielen. Dann mußte ich mir aber auch eingestehen, daß ich dort ganz unnöthig sei, und so gab ich denn der Bitte von Frau und Kind nach, nicht eher nach dem Theater zu gehen, bis die Zeit des fünften Aktes herangekommen. Bald darauf kehrte auch Herr Franz mit der Nachricht zurück, daß überall in den Straßen Barrikaden aufgeworfen seien, und daß keine Theater-Vorstellung stattfinde.

Was soll ich von diesem Abend und dieser Nacht erzählen? — Nur wer sie unter ähnlichen Gefühlen durchwacht, würde verstehen, was ich in ihr litt! — Unruhig trieb es mich bald auf die Straße, bald in das Haus zurück. Als ich hörte, daß man auch an der Marschallsbrücke eine Barrikade baue, schleppte ich die Rinnsteinbohlen vor dem Hause auf den Hof, damit diese wenigstens nicht den Aufrührern dienen sollten. Erkundend und Nachrichten bringend lief ich zu dem gegenüber wohnenden Obersten (später General) v. Maliszewski, sah die Eisengießerei in Flammen aufgehen, hörte die wüthendsten Reden und Drohungen und bewegte mich unter Gestalten von so unheimlichem Aussehen, wie ich sie früher nie in Berlin gesehen. Dabei krachte fortdauernd das Gewehrfeuer durch die stille Nacht,

und bei jedem Schusse verzagte ich, daß ich in meinen Prophezeihungen seit 1840 nun doch Recht gehabt hatte.

Geistig und körperlich zerrüttet, sandte ich am Morgen des folgenden Tages (Sonntag, den 19.) in das Theater, mit der Anfrage, ob ich dort nöthig sei. Der Bote hatte überall noch Barrikaden gefunden und kam mit der Nachricht zurück, an der Eingangsthüre des Schauspielhauses stehe mit Kreide geschrieben: „Heute wird nicht gespielt!" Beunruhigende Gerüchte von einem Wiederbeginnen des Kampfes, von dem Einrücken neuer Truppen, von Plünderung der Häuser und Mord hielten mich bis 12 Uhr mittags zum Schutze der Meinigen und des Hauses zurück; dann aber ging ich nach dem Theater. Unterweges begleitete ich den in voller Uniform nach dem Kriegsministerium gehenden Obersten v. Maliszewski, den Begegnende vergebens baten, sich nicht in Uniform in den Straßen zu zeigen, da das „Volk" gesiegt habe, die Truppen aus Berlin hinausgetrieben seien, und kein Soldat seines Lebens sicher sei. Der Oberst wies alle diese Rathschläge und auch mein Anerbieten, ihn bis zum Kriegsministerium begleiten zu wollen, zurück und ließ mich Unter den Linden meinen Weg allein fortsetzen.

Wie hatte sich in wenigen Stunden der Anblick der Stadt verändert! — Nirgends mehr ein Soldat zu sehen; aus den Fenstern wehten schwarz-roth-gelbe Fahnen, vor den Thüren standen Stühle mit Tellern „für die verwundeten Freiheitskämpfer" — so lautete die Inschrift — der Laden des Handschuhmachers Wernicke wurde eben ausgeplündert, und vor dem Palais des Prinzen von Preußen sammelten sich drohende Gruppen. Ich fand das Intendantur-Büreau bereits geschlossen, ebenso alle Eingänge zum Schauspielhause und an ihnen die Anzeige mit Kreideschrift: „Heute wird nicht gespielt!" — Ich erkundigte mich, ob das Theater irgend etwas von dem Kampfe gelitten, hörte aber das Gegentheil. Schon um 4 Uhr hatten sich überall in den angrenzenden Straßen Barrikaden er-

hoben, so daß weder die Darsteller in das Theater gelangen konnten, noch ein Publikum sich einfand. Auf den Plätzen umher hatten Truppen, namentlich Kavallerie, biwakirt, und es hatte von verdächtig aussehenden Personen in der That eine Durchsuchung der Garderoben-Räume nach Waffen stattgefunden. Sonst war indessen nichts Besorgliches vorgefallen.

Ich begab mich in die Wohnung des General-Intendanten, den ich ruhig und gefaßt fand. Er kündigte mir an, daß schon am morgenden Tage (Montag) wieder gespielt werden würde, und zwar „Valentine". Vergebens stellte ich vor, daß dies bei so allgemeiner Kalamität und unmittelbar nach so furchtbarem Blutvergießen — damals sprach noch Jedermann von 1200 Soldatenleichen — doch wohl zu früh sei. Die Weisung wurde als Befehl wiederholt und jede weitere Bemerkung dadurch abgeschnitten.

Auf dem Rückwege sah ich vor der Barrikade in der Friedrichstraße noch das todte Pferd des gefallenen Lieutenant v. Zastrow vom 2. Garde-Ulanen- (Landwehr-) Regiment liegen und hörte von begegnenden Kollegen und Bekannten, daß Fräulein Viereck sich sehr gut benommen, ebenso Fräulein Auguste v. Hagn, welche einen schwerverwundeten Soldaten bei sich aufgenommen, der trotz vortrefflicher Pflege dennoch starb.

Das Unglaubliche war geschehen. Die Truppen hatten Berlin verlassen. Die Hauptstadt war schutzlos in den Händen einer siegreichen Revolte! Was stand mir, der ich als Soldatenfreund durch meine Zeitschrift bekannt war und nie meine Gesinnung verhehlt hatte, bevor? Bis dahin hatte ich nur an das allgemeine Unglück gedacht, jetzt lenkten Bemerkungen und bedauernde Warnungen Befreundeter mein Nachdenken auf meine eigene Person. War ich doch seit meinem Drama „Die Quitzows" die Zielscheibe aller liberalisirenden Zeitungsschreiber und als Finsterling, Fürstenknecht, hinter der Zeit zurück geblieben, verdummt und gefährlich verschrien. Es konnte nicht fehlen, daß

man mich einen ſo wohlverdienten üblen Ruf jetzt entgelten laſſen würde.

Ganz betäubt von den empfangenen Eindrücken betrat ich mein Haus wieder und gab mir Mühe, meiner Familie ſo ruhig wie möglich zu erſcheinen. Am Abend nahm ich Theil an den Bürgerpatrouillen, welche ſich zum Schutze des Eigenthums bildeten und das ganze Stadtviertel durchzogen. Die Lügen, die Uebertreibungen, das Schimpfen auf den König, den Prinzen von Preußen und die Truppen, waren geradezu empörend. Die Zuſtände verſchlimmerten ſich.

Am Montag (den 20.) begab ich mich ſchon früh in das Intendantur-Büreau. Meine Befürchtung, daß es noch zu früh zur Wiedereröffnung des Theaters ſei, hatte ſich beſtätigt. Das „ſouveräne Volk" hatte die Anſchlagzettel übel genommen, ſie abgeriſſen und allerlei Drohungen vor dem Theater ausgeſtoßen; ja es war ſogar eine Deputation von Studenten, die auf der Höhe der Zeit ſtanden, beim General-Intendanten geweſen und hatte verlangt, daß die erſte Vorſtellung zum Beſten der Verwundeten und Hinterbliebenen der im Kampfe gefallenen Bürger ſtattfinden ſolle. Das Königſtädtiſche Theater hatte bereits eine dahin lautende Anzeige erlaſſen. Im Büreau galt es nun, die Vorbereitungen dazu zu treffen. In raſch gedruckten Anſchlagzetteln wurde die für den Abend angeſagte Vorſtellung der „Valentine" abgeſagt und dagegen eine Aufführung des „Requiem" von Mozart im Opernhauſe, ſowie „Nathan der Weiſe" im Schauſpielhauſe, zum Beſten der Verwundeten und der Wittwen und Waiſen der im Kampfe Gefallenen, angekündigt. Ich hatte im Opernhauſe Arrangements für die Muſikaufführung zu treffen und fand, als ich in das Intendantur-Büreau zurückkam, die unterdeſſen von den anderen Herren angeordnete Ankündigung gedruckt vor. Obgleich es ſonſt meines Amtes nicht war, mich um die Anſchlagzettel zu bekümmern, ſo trieb mich doch eine wahre Beſorgniß vor jedem Schritte, den die königliche Bühne

in ſo ſchwieriger Zeit that, dazu, den gedruckten Zettel anzuſehn, und — richtig! gleich der erſte Blick zeigte mir, daß man im Begriff war, eine unverantwortliche Handlung zu begehen. Die Ueberſchrift „Königliche Schauſpiele" war weggelaſſen und dafür bloß „Im Opernhauſe" geſagt. Ebenſo hieß es nicht, wie ſonſt bei dergleichen geiſtlichen Muſikaufführungen, „ausgeführt von den königlichen Sängern und Sängerinnen, ſowie von den Mitgliedern der königlichen Kapelle und dem geſammten Chorperſonale des königlichen Theaters", ſondern nur: „ausgeführt von den Mitgliedern der Oper und Kapelle". Auf dem ganzen Zettel kam das Wort „Königlich" nicht ein einziges Mal vor, während ſonſt ein wahrer Mißbrauch mit ſeiner Wiederholung getrieben worden war.

Ich war ſo empört über dieſe Verleugnung Jahre lang genoſſener Wohlthaten und Vorzüge, daß ich mich auf das heftigſte gegen den öffentlichen Anſchlag dieſer Zettel erklärte. Da hörte ich denn auch, daß bereits ganz ernſthaft darüber berathen worden ſei, ob man nicht lieber die alte Benennung „National-Theater" wieder hervorſuchen ſolle. Es ſei doch gefährlich, in einer Zeit, wo das Volk geſiegt, ſich königlich zu nennen, und das Inſtitut könne leicht Schaden leiden. Ich mag Unrecht gethan haben, mich gegen meinen Vorgeſetzten zur Leidenſchaftlichkeit hinreißen zu laſſen; aber ich wurde in der That ſehr heftig und fragte, ob wir, die wir vorzugsweiſe uns der Gnade des ganzen königlichen Hauſes zu erfreuen gehabt hätten, die Erſten ſein wollten, die es verleugneten. Wenn das Volk uns dazu zwänge, dann könnte das Theater freilich nicht widerſtehen; aber erſt müſſe doch ein Exzeß geſchehen, eine Gewalt gegen uns ausgeübt worden ſein, dann ſei es ja noch immer Zeit zu einer ſolchen Maßregel; und wenn man Verantwortung vor dem ſouveränen Volk fürchte, ſo möge man immerhin ſagen, ich hätte mich dem widerſetzt. Die Herren möchten doch ja überlegen, was ſie mit einem ſolchen Schritte alles aufgäben!

Meine Vorſtellungen, die mich ſo erhitzten, daß ich einige Male auf den Tiſch ſchlug, brachten denn aber doch zu Wege, daß neue Zettel gedruckt wurden, auf denen wenigſtens die Ueberſchrift „Königliche Schauſpiele" wieder hergeſtellt wurde. Zu den königlichen Sängern und Sängerinnen, der königlichen Kapelle und dem königlichen Theaterchor konnte man ſich aber nicht entſchließen, und ſo blieb denn auf dem Zettel ſtehen: „ſämmtliche Mitglieder der Oper".

Der Vorgang war mir zu merkwürdig, als daß ich mir nicht ein Exemplar des erſten Zettels, ohne die Bezeichnung „Königliche Schauſpiele", hätte mitnehmen und ſorgfältig aufbewahren ſollen. So findet dies Kurioſum ſich denn unter den Beilagen zu dieſen Erinnerungen. (Seite 20—21.) Sein Vorhandenſein mag vielen nicht angenehm ſein, bleibt aber ein Beweis für die vollkommene Rathloſigkeit, die ſich in jenen Tagen der Gemüther bemächtigt hatte.

Von dem Schauſpielzettel verſchwand ſeit dieſem Tage auch das freiheitsfeindliche „Madame" und „Mademoiſelle", um dem zeitgemäßeren „Frau" und „Fräulein" Platz zu machen, und es wurde Befehl gegeben, eine koloſſale dreifarbige Fahne anzufertigen, um ſie aus den oberſten Fenſtern des Schauſpielhauſes wehen zu laſſen.

Dieſes Eingehen auf die „Anforderungen der Zeit" ſchützte den General-Intendanten aber doch nicht vor einer ſehr unangenehmen Scene, welche ſich am Montag Abend in ſeiner Wohnung zutrug. Es fand ſich dort nämlich eine Rotte von neun Kerlen ein, welche ihn durchaus ſprechen wollten. Der Bediente ſagte, daß Herr v. Küſtner ausgegangen ſei; das wollten die „Deputirten des Volkes" nicht glauben, drangen gewaltſam in die Wohnung ein, durchſuchten alle Winkel derſelben, öffneten die Schränke und warfen ein Sopha um. Als ſie ſich überzeugt hatten, daß der Geſuchte wirklich nicht anweſend ſei, ſagten ſie dem Bedienten, er möge ſeinem Herrn

Anlage zu S. 19. Urſprünglicher Theaterzettel.

Zum Beſten der Verwundeten und der Wittwen und Waiſen der im Kampfe Gefallenen.

Dienſtag, den 21. März 1848.

Im Opernhauſe:

REQUIEM

von Mozart, ausgeführt von den Mitgliedern der Oper und Kapelle.

Im Schauſpielhauſe:

Nathan der Weiſe.

Dramatiſches Gedicht in 5 Abtheilungen von Leſſing.

Das Abonnement und die ſämmtlichen freien Entréen ſind aufgehoben.

Für Heute, Montag, den 20sten, bleiben die Theater geschlossen.

Schnellpreſſen-Druck von E. Litfaß, Adlerſtr. 6.

Abgeänderter Theaterzettel. Anlage zu S. 19.

Königliche Schauspiele.

Zum Besten der Verwundeten und der Wittwen und Waisen der im Kampfe Gefallenen.

Dienstag, den 21. März 1848.

Im Opernhause:

Mit aufgehobenem Abonnement.

REQUIEM

von Mozart,
ausgeführt
von den sämmtlichen Mitgliedern der Oper, der Kapelle und dem gesammten Chor-Personale.

Texte sind für 1 Sgr. an der Kasse zu haben.

Hierauf:

Die Schöpfung.

Oratorium von J. Haydn.

Erster und zweiter Theil.

Ausgeführt
von den sämmtlichen Mitgliedern der Oper, der Kapelle und dem gesammten Chor-Personale.

Textbücher sind an der Kasse für 2½ Sgr. zu haben.

Ohne der Wohlthätigkeit Schranken zu setzen, sind Billets zu folgenden Preisen zu haben: Proscenium 1 Thlr. 10 Sgr., erster Rang und erster Balcon 1 Thlr., Parquet, Tribune und zweiter Rang 20 Sgr., dritter Rang, Balcon daselbst und Parterre 15 Sgr., Amphitheater 7½ Sgr. Ein Fremden-Logen-Billet 2 Thlr.

Die sämmtlichen freien Entreen sind aufgehoben.

Anzeige.

Im Schauspielhause. Zum Besten der Verwundeten und der Wittwen und Waisen der im Kampfe Gefallenen. Mit aufgehobenem Abonnement. Nathan der Weise, dramatisches Gedicht in 5 Abtheilungen, von Lessing.

Ohne der Wohlthätigkeit Schranken zu setzen, sind die Billets hierzu zu den gewöhnlichen Schauspielhaus-Preisen zu haben.

Anfang halb 7 Uhr; Ende 9 Uhr.
Die Kasse wird um halb 6 Uhr geöffnet.

Schnellpressen-Druck von E. Litfaß, Adlerstr. 6.

nur bestellen, wenn er bis übermorgen seine Stelle als General-Intendant der königlichen Schauspiele nicht niedergelegt habe, so solle es ihm schlecht ergehen; worauf sie sich unter Lärmen und Drohungen entfernten. Der Bediente wollte unter diesen Kerlen einen entlassenen Theaterarbeiter, ein bekanntes schlechtes Subjekt, und einige der Logenschließer bemerkt haben, welche infolge des Lehmannschen Prozesses weggejagt worden waren.*)

Später sagte mir der Theater-Inspektor Daubner, daß sich dieser Demonstration gegen den General-Intendanten auch drei noch im Dienste stehende Theaterarbeiter angeschlossen hätten, auf die er bisher als seine zuverlässigsten Untergebenen gebaut. Da in jener Zeit von einer Untersuchung überhaupt nicht die Rede sein konnte, so ist auch nicht bekannt geworden, was jene Kerle zu dieser Gewaltthätigkeit veranlaßt, oder was sie damit beabsichtigt.

Am Dienstage (den 21.) versammelte sich das ganze Verwaltungspersonal schon früh im Büreau, und es war in der That vieles zu berathen, um für alle Eventualitäten gerüstet zu sein. Man befand sich gewissermaßen in Permanenz, denn die Ereignisse entwickelten sich rasch. Erfuhr man doch während der Repertoire-Konferenz, daß Seine Majestät der König, mit den deutschen Farben geschmückt und unter Vortragung einer deutschen Fahne, soeben die Straßen durchritt und erklärt habe, sich an die Spitze eines einigen Deutschlands stellen zu wollen. Mit dieser Nachricht waren auch die Bedenken zum Schweigen gebracht, welche ich gegen den Vorschlag wohlmeinend ausgesprochen, die Sänger und Schauspieler in den beiden Abendvorstellungen mit

*) Der Logen-Inspektor Lehmann war angeklagt worden, beim Billetverkauf nach Gunst und Bestechung verfahren zu haben. Es gab ein widerwärtiges und leidenschaftliches Verfolgen des sonst rechtschaffenen Mannes.

dreifarbigen Bändern geſchmückt erſcheinen zu laſſen. — Es hatte dieſer Vorſchlag ſchon zu ſeltſamen Scenen Veranlaſſung gegeben. So war unter anderem der Geheim-Sekretär im Finanzminiſterium, Herr Werner, Gatte der Schauſpielerin Werner — früher Unzelmann, geborene Franz — erſchienen und hatte dem General-Intendanten angekündigt, das „Volk" verlange, daß heute Abend ſämmtliche Darſteller mit dreifarbigen Bändern, Schleifen oder Kokarden geſchmückt zu erſcheinen hätten. Ich fragte ihn, ob er uns nicht einige Namen und Adreſſen derjenigen Mitglieder des „Volkes" mittheilen könne, welche das verlangten, da man ſpäter ſich doch auf jemand berufen müſſe, wenn es vielleicht auffiele, daß der Jude Nathan, der Mohamedaner Saladin und der chriſtliche Tempelherr Farben an ihren Koſtümen trügen, die doch eigentlich weder zu jüdiſchem, noch zu türkiſchem, noch zum Tempelherrenkoſtüm jener Zeit gehörten. Natürlich wurde meine Bemerkung mit Geringſchätzung zurückgewieſen und abermals „das Volk" als Auftraggeber genannt, auch von Herrn Werner hinzugefügt, daß er bereits — die Genehmigung des General-Intendanten vorausſetzend — bei dem Theater-Putzmacher Loewen für ſeine Frau als Daja einen dreifarbigen Turban beſtellt habe. Damit war denn die Sache erledigt, und in der That erſchienen am Abende ſämmtliche Darſteller in „Nathan der Weiſe" mit dreifarbigen Kokarden am Koſtüm.

Was in „Nathan" ein Unſinn war, wurde im Opernhauſe bei der Muſikaufführung eine Nothwendigkeit. Hier erſchienen Sänger und Sängerinnen, ſowie Chor und Kapelle, in bürgerlichen Kleidern. Der Garderoben-Inſpektor Johl wurde daher beauftragt, eine genügende Menge dieſer öffentlichen Freuden- und Zuſtimmungsbeweiſe bereit zu halten, und ich mußte ins Opernhaus hinübergehen, um dem dort zur Probe verſammelten Opernperſonale anzuzeigen, daß am Abende durchgängig dreifarbige Bänder anzulegen ſeien. Ich muß mich bei Verkündigung

dieſer Anordnung ſehr ſonderbar benommen haben, wenigſtens fragte man mich nachher, was mir gefehlt habe, da ich ein ſo merkwürdiges Geſicht gemacht.

Auch ein Prolog war in Vorſchlag und Berathung gekommen, und ich erſtaunte nicht wenig, als der Regiſſeur Stawinsky mich bei Seite nahm, einen ſchon fertigen Prolog für dieſe Gelegenheit aus der Taſche zog und mich bat, ihm meine Meinung über die Verſe zu ſagen. Ich wußte in der That nicht, was ich zu dieſer „allezeit fertigen" Dichtkunſt ſagen ſollte, und erlaubte mir die Bemerkung, daß dergleichen denn doch, wegen der Zukunft, eine nicht unbedenkliche Sache ſei. Man könne nicht wiſſen, ob das jetzt anſcheinend für immer aus den Fugen Gegangene ſich nicht doch noch einmal wieder zurecht rücke, und dann würde eine Erinnerung an Prologe und deren Dichter unzuträglich ſein. Als engagirten Schauſpielern könne man uns befehlen, alles Mögliche zur Verherrlichung der augenblicklichen Zuſtände zu thun. Eine Dichtung laſſe ſich aber nicht befehlen und ſetze jedenfalls Sympathie und Zuſtimmung von Seiten des Dichters voraus. Auf dieſe Bemerkungen ſteckte Herr Stawinsky den Prolog wieder in die Taſche, und ſo kam es denn in keinem der königlichen Theater zu einem Gedicht auf die Märzhelden.

Schon am Tage vorher war die Bezeichnung des Zweckes, für welchen die beiden erſten Vorſtellungen ſtattfinden ſollten, Gegenſtand reiflicher Ueberlegung und lebhafter Diskuſſion geweſen. Das Königſtädtiſche Theater hatte angezeigt: „Zum Beſten der Hinterbliebenen der im Kampfe gefallenen Bürger." Dies wäre eine Parteinahme geweſen, welche den königlichen Theatern wenigſtens nicht zuſtand. Man begnügte ſich, in ganz richtigem Erkennen der Verhältniſſe, zu ſagen: „Zum Beſten der Verwundeten und der Wittwen und Waiſen der im Kampfe Gefallenen."

In der Repertoire-Konferenz ſtanden ſich zwei Meinungen ſchroff einander gegenüber. Die eine verlangte harmloſe, mög-

lichſt gleichgültige Stücke, um keine Veranlaſſung zu Demonſtrationen von Seiten des Publikums zu geben, mußte aber freilich zugeſtehen, daß dann nur leere Häuſer und ganz unzulängliche Einnahmen zu erwarten wären. Die andere wollte, wenn auch nicht gerade herausfordernde, ſo doch anziehende Stücke und nannte als ſolche „Wilhelm Tell", „Fiesko", „Die Stumme von Portici", „Urbild des Tartüffe" u. ſ. w. Mit vielem Takte ſichtete der General-Intendant den gebotenen Rath und befahl die Wiedereröffnung der Bühne am 23. mit „Wilhelm Tell", dann aber eine Reihe von in der That harmloſen Vorſtellungen.

Am Abende waren beide Vorſtellungen zum Beſten der Hinterbliebenen ſehr leer. Ich war mit einiger Beſorgniß an mein Regie-Amt im Opernhauſe gegangen, weil man Demonſtrationen des Publikums vorausgeſetzt hatte. Ich hatte aber nichts zu ſchlichten und zu vertreten, als mehr oder weniger bornirte oder leidenſchaftliche Anſichten und Aeußerungen im Verſammlungszimmer. Auch im Schauſpielhauſe ging die Vorſtellung vor einem ſehr kleinen Publikum ruhig und unbeachtet vorüber. Nicht einmal die dreifarbigen Kokarden, Schärpen und Turbane wurden bemerkt. Man kam ſich gegenſeitig genirt vor.

Am Mittwoch (den 22.) war das Schauſpielhaus, als das der deutſchen Kirche auf dem Gensdarmenmarkte nächſte Gebäude, beim Begräbniſſe der „Volkskämpfer" der Mittelpunkt eines unglaublichen Gedränges. Das Büreau wurde ſchon um 12 Uhr geſchloſſen, damit Jedermann ſich an dem Leichenzuge betheiligen konnte. Von Seiten einiger Begeiſterter war vorgeſchlagen und dafür agitirt worden, daß die ſämmtlichen Schauſpieler ſich als eine Korporation an dem Zuge betheiligen ſollten, und es würde dann auch wohl kaum an einer Innungsfahne gefehlt haben. Die Zahl der Theatermitglieder, welche — einige ſogar mit Blumenkörben — dem Leichenzuge folgten, war ſehr anſehnlich. Da ich ſofort nach dem Schluſſe des Büreaus nach Hauſe ging, ſo ſah ich nichts von dieſen für alle Zeit merkwürdigen

Begebenheiten. Den Beamten der General-Intendantur war die Betheiligung an dem Leichenzuge durch den Theaterdiener offiziell angesagt worden. Ich erklärte dem Theaterdiener, daß dies keine Dienstsache sei und mir nicht angesagt werden könne, und erfuhr, daß auch der Balletmeister Hoguet sich geweigert habe, dem Zuge zu folgen. So kann ich denn nichts über die Vorgänge bei dieser Feierlichkeit berichten; dagegen weiß ich genau, daß am 25. bei dem Begräbniß der treu ihrer Pflicht im Kampfe gefallenen Soldaten kein einziges Mitglied der königlichen Bühne, außer mir, anwesend war. Ebenso weiß ich, daß am Abend des Begräbnißtages der „Volkskämpfer" das Theater zum Zeichen der Trauer geschlossen blieb, am Begräbnißtage der gefallenen Soldaten aber gespielt wurde.

Die „Zeitungshalle" vom 22. enthielt folgendes „Eingesandt":

„Auch Herr v. Küstner wird aufgefordert, einige zeitgemäße Konzessionen zu machen und statt Flotowscher Tanzmusik die Opern Tell und die Stumme von Portici aufführen zu lassen. Schillers Wilhelm Tell dürfte gleichfalls angemessener sein, als Oswald'sche Abenteuer oder Puttlitz'sche Lavements. L. T."

Dieses erste Lebenszeichen einer gegen die Theaterverwaltung feindlich gesinnten Presse erschreckte Viele, und man drang in den General-Intendanten, die schon angesetzte Vorstellung der Oper „Martha" abzuändern. Herr v. Küstner zeigte aber gegen solches Ansinnen eine ganz entschiedene Festigkeit. Auch dem Verlangen der Sänger und an ihrer Spitze des Herrn Mantius, daß für die Oper „Martha" nicht die großen, sondern kleine Opernpreise angesetzt würden, trat er ernst entgegen, weil es seine Pflicht sei, die höchstmöglichen Einnahmen gerade in ungünstiger Zeit zu erzielen. In der That möchte ich die Beschwerden derselben Herren wohl gehört haben, wenn infolge der schlechten Einnahmen das Gehalt einmal nicht gezahlt worden

wäre. Sie würden dann begriffen haben, wozu man hohe Preise ansetzt.

Am Donnerstag (den 23.) begannen nun die regelmäßigen Vorstellungen wieder und zwar mit dem Schillerschen „Wilhelm Tell" im Opernhause. Es war zwar nicht voll, aber auch nicht leer, und die anfangs sowohl von Seiten der Darsteller ängstliche und gedrückte, wie von Seiten des Publikums gleichgültige Stimmung wich doch bald der dichterischen Kraft des Meisterwerks. Natürlich wurden alle Freiheitsstellen stark beklatscht, der Beifall nahm aber doch keinen lärmenden und demonstrativen Charakter an, und das Verwunderlichste war, daß alle Stellen, die auf den König und zu seinem Vortheil gedeutet werden konnten, ebenso stark und ohne alle Opposition beklatscht wurden, z. B. beim Schwur auf dem Rütli die Worte Stauffachers:

„Ein Oberhaupt muß sein, ein höchster Richter,
Wo man das Recht mag schöpfen in dem Streit."

Diese Worte mußten — ein seltener Fall überhaupt — da capo gesprochen werden, denn der Beifall war so anhaltend, daß die Vorstellung fast dadurch unterbrochen wurde. (Vergleiche Spenersche Zeitung vom 25. März.)

Vor den Rezensenten hatten die Darsteller im Beginn dieser Zeit gute Ruhe. Theils waren die Theater-Rezensenten politische Schriftsteller geworden, — theils hatten die Zeitungen bei der Ueberfülle der Einsendungen keinen Raum, — theils bekümmerte sich niemand um das Theater. Herr Professor Th. Roetscher schrieb jene für alle Zeit merkwürdigen Artikel in der Spenerschen Zeitung gegen die Armee, und wenn irgend etwas in Bezug auf das Theater erschien, so waren es Grobheiten und Drohungen gegen Herrn v. Küstner, z. B. in Nr. 75 der „Zeitungshalle", wo Herr Kossak ihm zurief:

„Herr v. Küstner wird seiner Pflicht als Vorsteher einer großen Bühne nur nachkommen, wenn auch er sich der allgemeinen frischen Bewegung anschließt, während er sich im

entgegengesetzten Falle selbst in Gefahr bringt — unmöglich zu werden."

Ich dachte beim Lesen dieser Stelle an jene Unterhaltung, die ich mit Herrn v. Küstner beim Vorlesen meiner Bearbeitung der „Unglücklichen" bald nach dem Eintreffen der Revolutionsnachrichten aus Paris gehabt, wo er sich auch auf eine „frischere Bewegung" freute.

Dieser Angriff des Herrn Kossak scheint besonders gegen die Aufführung der Oper „Martha" am 24. gerichtet gewesen zu sein. Der heitere Stoff und die gefällige Musik scheinen den erregungsdürstigen Revolutionsfreunden nicht zeitgemäß genug gewesen zu sein, obgleich das Publikum trotz der allgemeinen Angst und Mißstimmung lebhaften Antheil nahm und sogar, zum ersten Male, das Spinn-Quartett da capo rief. Die Ruhe, welche Herr v. Küstner jetzt und auch später solchen Angriffen entgegensetzte, muß rühmend anerkannt werden.

Die Zeit war reich an den seltsamsten Ideen und brachte so Verschiedenes zum Vorschein, daß man oft seinen Augen und Ohren nicht traute. So machte am 24. der Inspektor und Bibliothekar Eduard Lange, bei seiner bekannten Gesinnung gewiß in bester Absicht, den Vorschlag: da die Studenten, die Maler und andere Künstler als besondere Korps der Bürgerwehr den Wachtdienst im königlichen Schlosse thäten, so sollten die sämmtlichen Schauspieler und sonstigen Mitglieder des Theaters sich ebenfalls als ein besonderes Korps bewaffnen und den Vorstand der Bürgerwehr bitten, ihnen auch eine Nacht in der Woche den Wachtdienst im königlichen Schlosse ausschließlich zu gestatten. Wieder mußte ich es sein, der den gut gemeinten Eifer abkühlte und die allseitige Bereitwilligkeit zu einer exklusivtheatralischen Bürgerwehr auf die Folgen aufmerksam machte. Das Zirkular war schon in Gang gesetzt und in erster Stelle von dem Regisseur Stawinsky unterschrieben worden, eine um so größere Veranlassung zur Betheiligung der Uebrigen. Als

ruhige Vorstellungen nichts halfen, protestirte ich auf das allerernstlichste gegen die Unschicklichkeit der ganzen Sache, und so verlief sich denn der Plan im Sande, aber natürlich nicht ohne mir heftigen Tadel und Mißbilligung von Seiten der Enttäuschten zuzuziehen.

Am 25., wo „Valentine" gegeben wurde, nachdem am Abende vorher auch das französische Theater eine Vorstellung für die „im Kampfe Gefallenen", und zwar ganz passend das Vaudeville: „Les extrêmes se touchent" gegeben hatte, erschien in den Zeitungen (Spenersche Nr. 73, Beilage) ein Artikel, in welchem der Stadtverordnete von Charlottenburg Michaelis und zwei andere Bürger die „verabscheuungswürdige Beschuldigung" zurückwiesen, als hätten Charlottenburger Bürger das abziehende Militär beschützt oder vertheidigt. Dieser Stadtverordnete von Charlottenburg war nun kein anderer als der königliche Schauspieler und Statistenaufseher Michaelis, der seit Jahren das königliche Gnadenbrod aß, der sein Haus in Charlottenburg mit königlichen Vorschüssen gebaut, der durch kriechende Unterthänigkeit gegen den Prinzen von Preußen sich Verzeihung und Vergessenheit für recht häßliche Vorgänge in der Verwaltung seines Amtes als Statistenlieferant errungen. Das war mir denn doch in der That zu viel, und ich ließ mich von meinem Eifer hinreißen, Herrn Michaelis während der Vorstellung im Versammlungszimmer meine Meinung über diese unbegreifliche Zeitungsanzeige zu sagen. Einem abziehenden Feinde sogar baut man goldene Brücken, und er, der selbst Soldat gewesen, der seinem Soldatendienste seine ganze Stellung verdankte, hielt es für „verabscheuungswürdig", vaterländische Soldaten, die so musterhaft ihre Pflicht gethan, zu vertheidigen oder zu beschützen!

Die Heftigkeit, mit der ich ihm seine Undankbarkeit und Unverständigkeit vorwarf, machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er in seiner Herzensangst bittere Thränen weinte, ein-

gestand, daß er von den beiden anderen Charlottenburger Bürgern dazu verleitet worden sei, und sich nur wunderte, daß ich der einzige unter seinen Kollegen sei, der ihm die Unschicklichkeit jenes Zeitungsinserats vorgeworfen. Er habe das Manuskript 6 — sage sechs — Personen vom Theater, und zwar einigen mir sehr nahestehenden darunter, gezeigt, und sie hätten es gebilligt. Ich wußte nicht mehr, was ich sagen sollte. Uebrigens mußte sich Herr Michaelis auch gefallen lassen, von dem Magistrat von Charlottenburg in einer späteren Zeitungsnummer für seine in jeder Art unbefugte Erklärung zurecht gewiesen zu werden.

Am 26. „Die Hochzeit des Figaro" und „Minna von Barnhelm". — Bisher hatte das Ueberwältigende der Ereignisse die Meinungsäußerungen unter dem Personal noch zurückgehalten und zur Vorsicht gestimmt; nun wurde aber des ekeln politischen Geschwätzes und der unverdauten Urtheile so viel, daß der Dienst während Probe und Aufführung fast unerträglich wurde. Der Schwindel ergriff nach einander fast jeden. Als ganz fest in ihren Gesinnungen kann ich nur den Balletmeister Hoguet, Frau Birch-Pfeiffer und Fräulein Viereck bezeichnen; dagegen zeigte sich bei einer andern Dame eine wahrhaft empörende Gesinnung, und zwar vom ersten Augenblick an ganz laut und ungenirt. Ebenso bei einem Souffleur, mit dem ich deswegen in der Garderobe eines Tages in einen so heftigen Streit gerieth, daß ich mich zu den zwar aufrichtigsten, damals aber allerdings unbesonnensten Aeußerungen hinreißen ließ.

Außerdem wird mir dieser Tag unvergeßlich sein, weil ich zum ersten Male das Pöbelregiment an mir selbst kennen lernte. Alle Welt hatte nämlich die schwarz-roth-goldene Kokarde angesteckt, und es war in der That auffallend, wenn man einmal unter der übereinstimmenden Menge einen Hut *ohne* dieses Zeichen der Bewegung sah. Ich hatte mich bis dahin geweigert, dem allgemeinen Beispiele zu folgen, obgleich mir die Kollegen und namentlich Herr Weiß sagten, daß ich mit diesem Eigensinn nicht

allein nichts erreichen, ſondern möglicherweiſe ſogar dem Ganzen ſchaden könne. Ich gefiel mir in meiner ohnmächtigen Oppoſition und wollte auf den guten Rath nicht hören. Am Mittag des 26. ging ich vom Büreau meinen gewöhnlichen Weg nach Hauſe, über die Linden, welche damals ſchon die Anfänge des ſpäter ſo berüchtigten Lindenklubs zeigten. Plötzlich tritt mich einer jener wie Pilze hervorgeſchoſſenen fliegenden Buchhändler an, der auf einem Auslagebrette, das er, um den Hals gehängt, vor ſich her trug, nicht allein Flugſchriften aller Art, ſondern auch dreifarbige Kokarden, Bänder, Schleifen u. ſ. w. zum Verkaufe ausbot. — Er mochte wohl bemerkt haben, daß ich keine deutſche Kokarde am Hute trug, und bot mir eine ſolche an. Auf mein „Nein!" meinte er, ich hätte ja doch noch keine, und da Jedermann eine dergleichen haben müſſe, ſo ſolle ich ihm nur eine abkaufen. Auf mein abermaliges, diesmal unwirſches „Nein!" erfolgte die Frage: „Warum denn nicht?!" und als ich erwiderte: „Weil ich nicht will!" ſchlug der baumlange Kerl mit ſolcher Vehemenz nach mir, daß mir von zwei raſch aufeinander folgenden Ohrfeigen faſt Hören und Sehen verging. Natürlich ſtürzte ich auf den Kerl los und wollte ihn an der Bruſt packen; geſchickt bog er ſich aber rückwärts, ſo daß das breite Auslagebrett zwiſchen ihm und mir war und ich ihn nicht erreichen konnte. Dabei ſchrie der Kerl: „Kinder! hier iſt Einer, der keine deutſche Kokarde kaufen will! — haut ihn! — haut ihn!" — und im Nu war ich von Menſchen umringt, die, Gott weiß wo her, plötzlich von allen Seiten dem Vorgange zueilten. Ich wurde gedrängt, hin und her geſtoßen, zu gröberen Thätlichkeiten kam es aber nicht weiter. Man bemühte ſich, zu ſchlichten und dem ſchreienden Kerl das Maul zu ſtopfen. Mochten unter den Hinzugekommenen Einige ſein, die mich kannten, oder wollte man überhaupt eine Schlägerei vermeiden, kurz, ich fühlte mich aus dem Getümmel herausgedrängt und konnte unbeläſtigt nach Hauſe gehen.

Nun hatte ich allerdings vollkommenen Grund, mir eine

deutſche Kokarde zu kaufen, was ich denn auch am andern Tage, von Herrn Weiß begleitet, that; aber an meinen Hut kam ſie doch nicht eher, als bis meine Frau eine preußiſche darunter genäht. Frau und Tochter erfuhren übrigens von der mir widerfahrenen Mißhandlung auf offener Straße nichts, weil ich ſie nur damit geängſtigt haben würde, ohne irgend etwas dadurch zu ändern.

Am 27. erhielt ich, als Schriftführer des Komitees zur Unterſtützung hülfsbedürftiger Schauſpieler, das bei meinen Papieren liegende Schreiben der königlichen Schauſpielerin Auguſte Crelinger (Stich), in welchem ſie ſich von weiterer Theilnahme an dieſem ſo ſegensreich wirkenden Inſtitute losſagte. — So merkwürdig und charakteriſtiſch dieſes Schreiben überhaupt iſt, ſo wurde es mir doch wegen ſeines Poſtſkriptums noch viel merkwürdiger, beſonders von einer Dame, die für ſich und ihre Familie in der That ein ganz außerordentliches Maß von Gnade und Bevorzugung von Seiner Majeſtät dem Könige genoſſen. Der Brief war am 15. März geſchrieben, der Ereigniſſe wegen aber erſt am 27. in meine Hände gekommen und mit folgendem bezeichnenden Nachſatze verſehen:

„Dieſe Erklärung war vor dem verhängnißvollen Ereigniſſe der letzten Tage geſchrieben. Heute, wo auch uns noch eine beſſere Zeit erblühen kann, trete ich von neuem dem Vereine bei und wünſche von ganzem Herzen, daß wir uns ebenſo vereinen mögen, eine Kunſtanſtalt wieder zu erheben, die ſonſt als erſte in Deutſchland glänzte und die, wie ich ſtolz genug bin zu behaupten, noch Mittel genug in ſich trägt, um denſelben Rang wieder einnehmen zu können, wenn wir feſt dazu entſchloſſen ſind und zuſammen halten.“

Die weitere Entwickelung dieſer Angelegenheit ſelbſt gehört nicht hierher. Das Komitee antwortete durch mich und erhielt die ebenfalls aufbewahrte Antwort, in welcher es unter anderem heißt:

„Ich hatte, ehrlich gesagt, gehofft, daß die großen Ereignisse unserer Tage auch unter uns ein neues, thatkräftiges Verhältniß bilden könnten."

Der ganze Vorgang verdient nur deshalb einer besondern Erwähnung an dieser Stelle, weil dadurch bewiesen wird, wie damals die Köpfe aller montirt waren, auch der Verpflichtetsten, und mit welchen Redensarten auch die sonst ruhigste Unterhaltung um sich warf. „Erblühen einer besseren Zeit", — „die großen Ereignisse", — „zusammenhalten", — „neues thatkräftiges Verhältniß", — das waren so die gangbaren Phrasen, von denen das Gespräch zehrte, und die mir so wehe thaten.

Nach „Wilhelm Tell" waren „Die Karlsschüler" am 29. die zweite „zeitgemäße" Vorstellung, die denn auch ihre Wirksamkeit nicht verfehlte, obgleich das im Vollgenusse der März-Errungenschaften schwelgende Publikum plötzlich die Hohlheit aller jener liberalen Phrasen erkannte, mit denen die politisch aufgegangenen, dramatisch aber recht armen Dichter sich des Theaters als eines willkommenen Agitationsmittels bemächtigt. Was vorher außerordentlich geistreich geklungen hatte, klang nachher matt und abgestanden und ließ um so kühler, als sich nur sehr wenige des Genusses überhaupt theilhaftig gemacht hatten.

Am 1. April verließ ich Berlin zu einem dreiwöchentlichen Gastspiele in Danzig und konnte also der eigentlichen Blüthezeit des Revolutions-Repertoires nicht beiwohnen. Am Tage der Abreise noch wegen der mitzunehmenden Kostüme im Theater anwesend, sah ich auf Augenblicke der Probe eines neuen Stückes „Die Herzogin" von Klein, einem der bissigsten aller Berliner Rezensenten, zu. Der Verfasser, vermuthlich mit einer Führerstelle in der Bürgerwehr betraut, war, mit einem rasselnden Schleppsäbel umgürtet und einer bauschigen schwarz-roth-gelben Schärpe verschönert, auf der Probe erschienen und leitete, neben dem Souffleurkasten stehend, den Gang der Probe. — War

etwas zu verbeſſern, ſo raſſelte der Säbel imponirend über die Bühne und ſchien Reſpekt einflößen zu ſollen. Der Anblick war mir ſo unbeſchreiblich lächerlich, daß ich der Luſt nicht widerſtehen konnte, ihn zu parodiren. In der Garderobe ſuchte ich mir einen großen franzöſiſchen Dragonerpallaſch aus, umgürtete mich damit und ſtolzirte nun hinter den Kuliſſen umher. Da ich in dem Stücke nicht beſchäftigt war, ſo wäre es unſchicklich geweſen, auf der Bühne zu erſcheinen; ich mußte mich begnügen, hinter der Dekoration meinen Todesmuth zu zeigen. Anfangs gab es Gelächter bei den Kollegen, dann aber ſtellte ſich ſofort Angſt vor dem Rezenſenten und dem „Volke" ein, und man bat mich inſtändigſt, doch nur keinen Skandal herbeizuführen. Ich fühlte auch das Unſchickliche, da ich eben auf mehrere Wochen Berlin verlaſſen wollte, den Folgen des höhnenden Scherzes alſo nicht perſönlich ſtehen konnte. So wanderte denn der Dragonerpallaſch wieder in die Garderobenvorräthe, ohne zu der Ehre einer freiheitlichen Zurechtweiſung in den Zeitungen gelangt zu ſein.

Das Stück wurde übrigens am 6. April bei ſeiner erſten Aufführung dermaßen ausgepocht, daß es nicht ausgeſpielt werden konnte und ſtatt der drei letzten Akte das Luſtſpiel „Eigenſinn" nebſt Solotanz der Damen Brue und Polin gegeben werden mußte.

Am 22. April aus Danzig zurückgekehrt, fand ich die Verhältniſſe der Bühne bereits weſentlich verſchlechtert. Der Beſuch war ſo ſpärlich, daß die Einnahmen nur ſelten die Tageskoſten deckten. Schon vom 2. April an hatte man es aufgeben müſſen, am Sonntage in beiden Häuſern zu ſpielen. Die höheren Klaſſen zogen ſich ſcheu vor jedem öffentlichen Erſcheinen und ſomit ſehr natürlich zunächſt vom Theater zurück. Es gab ſo viele Volksverſammlungen, Aufzüge und Kurioſa auf den Straßen, daß man des Theaters füglich entbehren konnte.

Nach dem lärmenden Durchfallen des Kleinſchen Stückes

hatte es noch an demſelben Abende eine Demonſtration gegen Herrn v. Küſtner gegeben. Eine Deputation — Gott weiß, von welchen Leuten — hatte von ihm verlangt, er ſolle ſein Amt niederlegen, und ein früherer Theater-Eleve Eichler ſich dabei beſonders ausgezeichnet. Der Auftritt ſoll ein eben ſo lärmender wie drohender geweſen ſein, Herr v. Küſtner ſich aber ernſt und würdig dabei benommen haben. Er veröffentlichte in Nr. 91 der Voſſiſchen Zeitung vom 17. April einen Artikel, welcher die ganze Reihe der gegen ihn gerichteten anonymen Briefe, Drohungen und Deputationen beſpricht und einen tiefen Blick in die Zuſtände jener Tage gewährt. Schon am 29. März war eine Deputation von Studenten im Intendantur-Büreau erſchienen und hatte die Abſetzung des ſchon angekündigten Stückes „Dorf und Stadt" gefordert, weil „Birch-Pfeifferſche Stücke nun nicht mehr gegeben werden dürften". Warum, das war aus der ſtudirenden Jugend nicht herauszubringen. Die Neuheit der Erſcheinung mochte Herrn v. Küſtner wohl veranlaßt haben, dieſer erſten Anforderung nachzugeben. Später muß man ihm zu ſeinem Ruhme nachſagen, daß er ſolchen Zumuthungen mit Feſtigkeit entgegentrat.

Ich hatte ſchon wenige Tage nach meiner Rückkehr von Danzig Gelegenheit, die Stimmung im allgemeinen zu prüfen. Am 25. April kam nämlich die Nachricht von der ſiegreichen Schlacht bei Schleswig, und eingedenk der Vorgänge in den Jahren 1813, 14 und 15, wo jeder Erfolg der preußiſchen Waffen im Felde dem Publikum von der Bühne herab verkündet wurde, ſchlug ich vor, dies auch vor der Aufführung der Oper „Czar und Zimmermann" an dieſem Abende zu thun. Man rieth zu einem feierlichen Abſingen des damals beliebten Liedes „Schleswig-Holſtein ſtammverwandt", und ich hatte alle mögliche Mühe, dafür „Was iſt des Deutſchen Vaterland?" annehmen zu laſſen, was ich nur mit Hinweis auf die Stelle „Wo am Belt die Möwe zieht" durchſetzte. Ich bereitete, da ich die

Regie des Abends führte, alles Nöthige vor, ließ vor der Ouverture den Vorhang aufziehen, nachdem ich auf der Bühne die Sänger und den Chor (im Kostüm der Oper) geordnet hatte, trat dann im Frack rasch und entschieden vor und sprach in recht voller, freudiger Begeisterung:

„Die frohe Nachricht, welche in diesem Augenblick unsre Königsstadt erfüllt, von dem glorreichen Siege, den unsre braven vaterländischen Truppen unter dem Kommando des Generals der Kavallerie v. Wrangel bei Schleswig erfochten, möge auch hier in diesen von der Gnade Seiner Majestät unsers geliebten Königs der Kunst geweihten Räumen in dem Liede des begeisterten Dichters Ausdruck finden, der ein großes einiges Deutschland, ‚so weit die deutsche Zunge klingt', zuerst verherrlicht. Ein dreifaches Hoch der tapfern preußischen Armee, die es uns erwerben kann!"

Einem dreimaligen Tusch, den ich für das ganze Orchester angeordnet, und in den das überraschte Publikum enthusiastisch einstimmte, folgte das Lied, worauf der Vorhang fiel, die Ouverture begann und dann die Oper gegeben wurde.

Es war gelungen, das Publikum zu einem Lebehoch für die Armee zu bringen, die damals der Gegenstand des unvernünftigsten Hasses war. Gutgesinnte gratulirten mir (möglichst heimlich), daß ich das erreicht; es dauerte aber nicht lange, so kamen aus dem Parterre die Boten herauf, die mich „freundschaftlichst" warnten, nicht mehr in solchen Ausdrücken von der Armee oder von dem Könige zu sprechen. Einmal wolle man das hingehen lassen, weil der Sieg der schleswig-holsteinschen Sache und der Freiheit zu Gute komme; aber ich solle mich dergleichen nicht wieder unterstehen! Auch der General-Intendant war nicht besonders zufrieden mit den Worten, die ich gebraucht; da er aber nicht geradezu eine Wiederholung verbot, so glaubte ich am andern Tage auf eigene Hand handeln zu können, als die Allgemeine Preußische (Staats-) Zeitung nachmittags, kurz

vor dem Beginn der Vorstellung „Der höfliche Mann“ und „Paul und Virginie“ (Ballet), die offiziellen Nachrichten von dem Vorgehen der Armee bis Flensburg brachte. Ohne dafür um Erlaubniß zu bitten, was allerdings meine Pflicht gewesen wäre, nach dem inzwischen Gehörten aber nicht mein Wille war, trat ich, da ich die Regie des Abends hatte und somit selbstständig verfahren konnte, vor der Ouvertüre im schwarzen Frack mit dem Zeitungsblatte in der Hand diesmal vor den Vorhang und las den betreffenden Artikel aus der Zeitung ab, endete auch wieder mit einem Hoch auf die preußische Armee. Diesmal war die Aufnahme schon sehr viel kühler, und kaum war ich wieder auf der Bühne, als Bekannte aus dem Parterre heraufkamen und mir sagten, daß ich mich in Acht nehmen solle, man wolle mir für mein unzeitiges Verherrlichen der Armee Arme und Beine entzwei schlagen. Dergleichen ließ mich ziemlich kühl; desto empfindlicher war mir der Verweis, den ich vom General-Intendanten erhielt, und das bestimmte Verbot, Aehnliches eigenmächtig zu thun. Man hat mir diese Lebehochs später auch nicht vergessen, und sie haben wesentlich zu den Verfolgungen beigetragen, die ich im Mai in Berlin und Hamburg zu erdulden hatte.

Einfügen muß ich hier, daß Prinz Albrecht von Preußen mich am Vormittage rufen ließ und mir einen Brief des militärischen Begleiters des jungen Prinzen Friedrich Karl von Preußen, v. Schlegell, mittheilte, um den Inhalt im Soldatenfreund abzudrucken. Da dies aber noch eine Woche gedauert haben würde, so erbot ich mich, aus den Angaben des Briefes einen Bericht für die Spenersche Zeitung zusammen zu stellen, und wählte dazu die Form der begeisterten Erzählung eines Soldaten, der seinen Verwandten in Berlin das Selbsterlebte beschreibt. Der Prinz genehmigte, daß ich den Bericht sogleich in seinem Zimmer schrieb, da er den an das königliche Haus gerichteten Brief des Major v. Schlegell nicht aus den Händen

geben wollte. Ich brachte in meiner Darstellung wiederholt und drastisch wirkend das Wort „Drauf!“ an, und als ich das noch nasse Manuskript Seiner Königlichen Hoheit vorlas, bemerkte Höchstderselbe, erfreut über die lebendige, soldatische Schilderung, welche auf keine Weise die Quelle verrieth, aus der ich geschöpft: „Wissen Sie wohl, Schneider, daß Sie dem General v. Wrangel einen Namen gegeben haben, wie einst das „Vorwärts“ des alten Blücher? Denken Sie an mich, wenn dieses „Drauf!“ sein Beiname wird und vielleicht noch einst auf seinem Monumente zu lesen sein wird!“

In der That machte der Artikel, als er am 28. in der Spenerschen Zeitung erschien, großes Aufsehen, und wirklich wurde General v. Wrangel allgemein der „General Drauf“ genannt.

In den Zeitungen hatte sich um diese Zeit ein heftiger Federkrieg wegen des bevorstehenden Abganges der Solotänzerin Polin entsponnen. Er richtete sich theils gegen diese, theils gegen den General-Intendanten, theils gegen den Balletmeister Hoguet. Die Vossische Zeitung enthielt in ihrer Nummer 104 sogar ein französisches Gedicht, das sich in giftigster, persönlichster Satyre gegen Herrn v. Küstner aussprach, und Hoguet wurde fast in jeder Nummer durch „Eingesandt's“ angefeindet. Er litt für seine unverhohlen und laut ausgesprochenen royalistischen Gesinnungen. Herr v. Küstner ließ sich durch diese unverdienten Angriffe allerdings zu einem leidenschaftlichen Verfahren gegen Mlle. Polin hinreißen. Sie wollte ihr Abschiedsbenefiz im Königstädtischen Theater geben, um die hohen Tageskosten zu vermeiden, und dagegen agitirte Herr v. Küstner in einem Grade, der eben durch Uebermaß ungeschickt wurde. Unter anderem schrieb er einen Brief an mich: „daß ich jedenfalls an dem Benefiztage die kleine Rolle des einen Nürnberger Kaufmanns in „Götz von Berlichingen“ spielen müsse“, nur um zu verhindern, daß ich der Polin den „Kurmärker und die

Pikarde" ſpielte. Als ein höherer Befehl Herrn v. Küſtner doch die Erlaubniß dazu abzwang, verweigerte er mir das Koſtüm und verſammelte ſogar ſämmtliche Garderobiers, um ihnen zu befehlen, daß ſie mir kein Stück deſſelben verabfolgen ſollten. Auch das half ihm nichts; denn Mlle. Polin erreichte einen ſchriftlichen Befehl des Fürſten Wittgenſtein für das Koſtüm, und ich ſpielte am 29. April in der Königsſtadt. — Jede Kleinigkeit nahm in jenen Tagen ſofort eine Gereiztheit und Leidenſchaftlichkeit an, von der man in ruhigen Tagen gar keinen Begriff hat.

Die Einnahmen waren faſt Tag für Tag kleiner geworden. Selbſt in der Vorſtellung, welche unter dem ſonderbaren, theils vorſichtigen, theils unvernünftigen Titel: „Für die ſchleswig-holſteinſche Sache" gegeben wurde, brachte „Götz von Berlichingen" nur 90 Thaler ein, ſo daß nach Abzug der Tageskoſten dieſe „Sache" nur wenig gefördert wurde. Später trug ſelbſt „Don Juan" nur 60 Thaler ein, und bei dem Wiederauftreten Dörings, nach achtwöchentlicher Abweſenheit, am 13. Mai ſank die Einnahme auf 15 Thaler herunter. — Am 10. Mai — „Vor hundert Jahren" — erreichte ſie „den tiefſten Grad der Leutſeligkeit" — 14 Thaler. Dagegen hatte während der ganzen Revolutionszeit „Oberon" ein mäßig volles Haus gemacht, was denn auch in allen Rezenſionen rühmend anerkannt wurde.

Dieſe troſtloſen Zuſtände hatten Herrn v. Küſtner ſchon am 20. April veranlaßt, ein Zirkular an die Regiſſeure, Ballettmeiſter und ſonſtigen Vorſtände zu erlaſſen, in welchem auf die größtmögliche Sparſamkeit für die Tageskoſten gedrungen wurde. Und wahrlich mit vollſter Berechtigung. Schon kamen die Nachrichten aus Hamburg und Leipzig, daß die dortigen Bühnen ſchließen müßten, da niemand mehr in das Theater gehe. Bei vielen anderen Bühnen ſpielte man bereits auf Theilung, und für den bevorſtehenden Sommer ließ ſich ein Aufhören der

meisten nicht anderweitig fest fundirten Bühnen voraussehen. Dieser Antheillosigkeit des Publikums gegenüber erschienen die mannigfachen Gastspiele, welche alle schon vor dem Eintritt der März-Ereignisse abgeschlossen waren, ebenso überflüssig, wie schlecht placirt. Daß sie spurlos vorübergingen, bedarf unter diesen Umständen wohl kaum der Erwähnung. Herr Hesse, Buffo aus Potsdam, Herr Peetz, Tenorist aus Wiesbaden, ein Bassist Behr aus Leipzig, Herr Wagener, ebendaher, spielten sämmtlich vor erschreckend leeren Häusern. Herr Döring, Herr Rüthling, Fräulein Tuczeck traten nach längerer Abwesenheit oder Krankheit wieder auf, — niemand kümmerte sich um sie. Man hätte eben so gut das Theater ganz schließen können, und es würde kaum, selbst in den Einnahmen nicht, vermißt worden sein.

Die Rezensenten in den verschiedenen Zeitungen berichteten zwar nach und nach wieder über die Vorstellungen, aber man merkte es den Berichten an, daß die Redaktionen ihnen den Raum beschränkt, und daß sie unter der Menge politisch aufregender Inserate niemand lesen wollte. Um nur einigermaßen interessant zu werden, mußten die Herren Rezensenten die Gelegenheit bei den Haaren herbeiziehen, um nur lesbar für das Publikum zu schreiben, so z. B. Herr Professor Gubitz in Nr. 95 der Vossischen Zeitung, indem er Herrn Wagener beurtheilt und einen Anhang über die „Typhonia" von Zwergfahm macht, wörtlich:

„— — Außerdem ist dieses Stück in seiner Aufgabe ein zeitgemäßes. Es beweist, daß Absolutismus und Willkür dem Untergange geweiht sind, durch die Volkskraft, in Anerkennung allgemein-menschlichen Rechtes." (Bravo!)

Dergleichen hübsche kleine Brocken mußten das gleichgültig gewordene Gesalbadere der Rezensionen würzen, um sie nur überhaupt noch genießbar zu machen. Hin und wieder erschienen auch feindliche und offenbar böse gemeinte Inserate, Anfragen

und dergleichen mehr, die in anderen Zeiten das größte Aufsehen gemacht haben würden, aber eben der Zeit wegen ziemlich unbemerkt vorüber gingen. Z. B. Vossische Zeitung Nr. 90:

„Wie viel Einheimische sind wohl an der Spitze der verschiedenen Branchen des königlichen Theaters? Und wäre es nicht an der Zeit, das königliche Theater mit seinen verschiedenen Branchen nur unter Leitung einheimischer Künstler zu stellen?"

Ebenda Nr. 94:

„Alle geehrten Damen werden aufgefordert, Nachtmützen für die Mitglieder des Corps de ballet zu häkeln."

und:

„Ist es nicht gesetzwidrig, daß Eine Person bei einem königlichen Institute drei Gehalte bezieht, wie dies bei dem Balletmeister Hoguet der Fall ist, nämlich als Balletmeister, als Lehrer der Solotanz-Schule und eine Pension als Solotänzer? — Könnten nicht drei Familien davon leben?"

Daß weder Seine Majestät der König noch einer der königlichen Prinzen in dieser Zeit das Theater besuchten, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Aber auch Damen erschienen selten im Theater. Man sah nur Männer und im Parterre Schlapphüte, Bärte, Bewaffnete. Der Beifall äußerte sich roh, das Lachen wiehernd. Eine Zahl von Studenten erhielt täglich Freibillets, auch einige besonders bissige Schriftsteller, unter denen Herr Held vorzugsweise auffiel. Die Toiletten dieser Herren trugen keineswegs dazu bei, den Zuschauerraum mit seinen furchtbar gähnenden Lücken zu schmücken, und man fühlte nach allen Richtungen hin das Sinken der sonst so mannigfach bevorzugten Anstalt.

Anerkennenswerth bleibt es jedenfalls, daß der General-Intendant sich nicht drängen ließ, ein sogenanntes „zeitgemäßes" Repertoire zu machen, obgleich die Anforderungen dafür auf mannigfache Art heranstürmten. Auch von Seiten der Theatermitglieder fehlten sie nicht. Außer durch „Wilhelm Tell",

„Karlsschüler" und „Urbild des Tartüffe" wurde dem Publikum keine Gelegenheit geboten, seine Sympathien oder Antipathien auszusprechen. Im Anfange schien es allerdings, als werde Herr v. Küstner den Umständen entgegenkommen; die Ausschreitungen traten aber so rasch und unmittelbar an seine eigene Person heran, daß er wahrscheinlich die furchtbaren Folgen erkannte, die ein Weitergehen auf diesem Wege haben konnte. Kurz, von Gelegenheiten zu Demonstrationen durch das Publikum war keine Rede, und was ich dazu thun konnte, um diese abzuwenden, habe ich redlich gethan.

In sonderbarstem Gegensatze zu der Ebbe in der Kasse stand anfangs Mai die Forderung einer sofortigen Gehaltserhöhung aller Choristen, welche sich in corpore damit an Herrn v. Küstner wandten. Sie war eine Folge des allgemeinen Schwindels, der nur von Erhöhung des Tagelohns, Abkürzung der Arbeitszeit, Recht auf Arbeit und Staatsversorgung der „Invaliden der Arbeit" phantasirte. Die Ablehnung dieser Forderung, so „zeitgemäß" sie auch war, wurde nicht schwer, weil der Hinweis auf den ebenfalls „zeitgemäßen" Zustand der Kasse sie erleichterte. Doch war die dadurch hervorgerufene Aufregung im Theaterchor, als einer kompakten Masse, immerhin bedenklich. Die offenkundige Theilnahmlosigkeit des Publikums und die erschreckend leeren Häuser brachten indessen die Vernünftigeren unter den Choristen bald zur Besinnung, und es zeigte sich sogar bei dem folgenden Vorfalle eine gute Gesinnung.

Beim Extrachor befand sich ein gewisser Mäder, Sohn eines früheren Sängers und, wie sein Vater, vollkommener Bummler. Dieser Mensch frequentirte nicht allein alle Volksversammlungen, sondern betheiligte sich auch an allen Demonstrationen und führte während des Dienstes im Theater die aufregendsten Reden, Echos der Zelte, der einsamen Pappel und des Lindenklubs. Das wurde den anderen Choristen zu viel, und am 19. Mai trat nach Beendigung der Chor-Singestunde

der Inſpizient Stürmer zu jenem freiheitlichen Extrachoriſten mit dem Erſuchen, den königlichen Theaterchor künftig mit ſeiner Gegenwart zu verſchonen, da die Mehrzahl deſſelben nicht mit ihm dienen wolle. Nach einer ſolchen Beſchämung wäre wohl jeder andere ſtill ſeiner Wege gegangen, Herr Mäder junior erhob aber ſofort ein heftiges Geſchrei, drohte mit Zeitungsartikeln, Denunziationen bei den politiſchen Klubs und der Rache des „Volkes". Er beklagte ſich auch bei Herrn v. Küſtner, der indeſſen eine Entſcheidung ablehnte, da er — Mäder — kein engagirter, ſondern nur ein Extrachoriſt ſei und die Kaſſenzuſtände überhaupt ſehr bald alle Beſchäftigung von Extrachoriſten verbieten würden.

Nicht allein bei dem Auspochen der „Herzogin" von Klein, ſondern auch bei der mißfälligen Aufnahme des Luſtſpiels „Das Räuſchchen" und beim letzten Auftreten der Tänzerin Polin hatte das Publikum den General-Intendanten herausgerufen, um Rechenſchaft von ihm zu fordern. Natürlich war Herr v. Küſtner nicht erſchienen. Nach dem, was aus Klubs und Kneipen hörbar wurde, wollten die allerdings ſehr zahlreichen Widerſacher deſſelben ihn zwingen, öffentlich auf der Bühne zu erſcheinen und ſich gegen allerlei Vorwürfe zu rechtfertigen. Da Miniſter gerade in dieſen Tagen von wüthenden Volksmaſſen gezwungen worden waren, ſich perſönlich zu verantworten, ſo lag die Beſorgniß nahe, daß es wiederholten Anläufen gegenüber auch bei Herrn v. Küſtner gelingen werde. Dem wollte er vorbeugen und ließ den ſämmtlichen Regiſſeuren ſagen, ſie hätten, wenn der General-Intendant herausgerufen würde, zu erſcheinen und dem Publikum zu erklären, daß er nicht öffentlich erſcheinen könne. Da ich bei einem ſo allgemein lautenden Auftrage ſpäteren Skandal und Verantwortung für irgend ein Wort zu viel oder zu wenig vorausſah, ſo verlangte ich eine genaue Vorſchrift, was ich in einem ſolchen Falle ſagen dürfe und ſolle, und erhielt auf einem Zettel das Folgende:

„Es ist dem königlichen General-Intendanten nicht gestattet, hier zu erscheinen, um Auskunft und Rechenschaft zu geben, die er nur seinen Behörden ablegen darf. Wie bisher wird er gern jedem Wunsche von Seiten eines geehrten Publikums entgegenkommen, so weit es ihm immer möglich ist, und wird in geeignetem Wege mit Vergnügen diese Wünsche entgegennehmen." (Den 19. Mai.)

Glücklicherweise kam ich nicht in die Nothwendigkeit, diesen Satz öffentlich ablesen zu müssen, obgleich schon am Tage darauf wieder ein Stück („Das Salz der Ehe") ausgepocht wurde. Das Rufen nach dem General-Intendanten legte sich aber wieder, da die Unruhestifter nicht zahlreich genug waren und ihr Geschrei von dem Zischen der Vernünftigeren übertäubt wurde.

Mit dem 21. Mai traten jene Ereignisse ein, welche mich persönlich betrafen und meine Entfernung von der Bühne herbeiführten. Da ich das Intendantur-Büreau nicht mehr besuchte, so hörte nun die Führung des erwähnten Tagebuches auf, mit ihm aber auch das Material für meine persönlichen Erinnerungen von den Vorgängen bei der königlichen Bühne während jener Zeit.

Jedenfalls wurde mir bei solchen Zuständen und Erfahrungen mein Verlassen der königlichen Bühne — wie später der Bühne überhaupt — nicht besonders schwer gemacht. — In allen meinen Gefühlen, Ueberzeugungen und eingelebten Ansichten verwundet, athmete ich erst wieder leicht auf, als ich das ganze Treiben hinter mir hatte. — Wie ruhig kann ich auf jene Zeit zurücksehen, und wie hat die wiedergekehrte Vernunft all' den Schimpf und die Schande verweht, welche damals auf mich einstürmten, am heftigsten von Seiten meiner früheren Kollegen, denen ich dafür durch die Stiftung der „Perseverantia" vergolten habe.

Potsdam, den 20.—27. April 1857.

Katzenmuſiken.

1848.

Seit dem ſchmachvollen 18. März hatte ich in tiefſter Zurückgezogenheit gelebt. Mein Widerſtand gegen den von allen Seiten hereinbrechenden Unſinn war ein ſehr paſſiver geweſen, denn mein Stand legte mir ja die Pflicht auf, keine Meinung zu haben, wenigſtens nichts zu thun, was mich oder die Anſtalt, der ich diente, mißliebig beim Publikum machen konnte. Das wurde mir vielfach ernſtlich eingepredigt, als ich dem Leichenzuge der Märzhelden nicht folgen wollte, als ich mich weigerte, die deutſche Kokarde zu tragen, als ich dem Begräbniß der gefallenen Soldaten beiwohnte und mich in meiner Stellung als Regiſſeur gegen alle dem Augenblicke ſchmeichelnden Schritte der königlichen Bühne wehrte. Ich war wie gelähmt, verließ mein Haus nur noch, wenn der Dienſt es unumgänglich erforderte, und brach jede Verbindung mit der Welt ab.

So habe ich von alle dem, was vom April bis Ende Mai in Berlin vorging, nur in den Zeitungen geleſen. Weder einen Klub, noch eine Volksverſammlung habe ich beſucht. Nur einmal, als ſämmtliche beſtrafte Verbrecher Berlins zu einer Verſammlung und Berathung im Schlößchen vor dem Frankfurter Thore aufforderten, ging ich mit meinem Freunde, dem Schrift-

steller Adami, dorthin, um mir die zu erwartenden Physiognomien anzusehen, und dann auf dem Rückwege bei der sogenannten „einsamen Pappel" vorüber, wo eben die Volksbeglücker Born und Konsorten, der Thierarzt Urban und Vater Karbe die Menge bearbeiteten. Vollständig angeekelt von diesem einmaligen Versuche, die Mittel und Hebel dieser frechen Rotte kennen zu lernen, schloß ich mich nur um so scheuer in mein Haus ein und wußte auch den Zumuthungen des Bürgerwehrdienstes bis auf einige Male zu entgehen. Ueber die Erfahrungen bei diesem Dienste giebt „Meine erste Nacht auf Bürgerwehr-Wache" Auskunft.

In dieser Abgeschlossenheit trafen mich die ersten Nachrichten von den Agitationen unter der Berliner Landwehr, die von dem bekannten Landwehr-Unteroffizier August Braß am 30. April in einer Versammlung von Landwehrmännern im Exerzirhause vor dem Prenzlauer Thore begonnen worden waren. Braß war ein ebenso talentvoller, wie gefährlicher Mensch. Durch eifrigen Dienst bei den jährlichen Uebungen der Landwehr sich auszeichnend und durch einige ungemein ansprechende patriotische Gedichte sogar Seiner Majestät dem Könige bekannt geworden, Allerhöchstwelcher ihn bei einer Besichtigung des zusammengezogenen Bataillons freundlich anzureden geruhte, hatte er schon längst zu den am weitesten gehenden Liberalen gehört, in den Tagen vor dem 18. März eine ungemeine Thätigkeit entfaltet, am 18. selbst hinter den Barrikaden großes Geschick und Umsicht in seinen Anordnungen für den Kampf gezeigt und nach dem augenblicklichen Gelingen der Revolte sehr bald erkannt, daß eine weitere Entwickelung der Revolution so lange nicht möglich sei, wie die Landwehr militärisch gehorchte. Da er einen guten Namen in der Landwehr hatte, so wurde es ihm leicht, erst in kleinen Versammlungen in Wirthshäusern Gesinnungsgenossen zu finden und dann in der großen Versammlung am 30. April im Exerzirhause vor dem Prenzlauer Thore jene merkwürdige

Adreſſe an den Miniſterpräſidenten Herrn Camphauſen zuſammenzubringen, welche am 1. Mai als Plakat an den Straßenecken erſchien und in der Berliner Revolutions-Chronik, Theil II., Seite 360 abgedruckt iſt.

Dieſe Adreſſe erklärt zunächſt ganz unverhohlen, daß die unterzeichneten Landwehrmänner am 18. und 19. März „für die junge Freiheit" gekämpft, und verlangt dann „ſo ſchleunig als möglich" die ſtaatliche Bewilligung folgender Kleinigkeiten:

1) Freie Wahl der Offiziere.
2) Das Wegfallen der Anrede „Du" und „Er".
3) Eine kräftige amtliche Fürſorge für die Frauen und Kinder der einberufenen Landwehrmänner.
4) Eine Verſorgung der verwundeten und invaliden Wehrmänner.
5) Nur dann erſt aufgeboten zu werden, wenn die Linientruppen bereits marſchirt ſind.

Das Erſcheinen dieſer Adreſſe erfüllte mich zwar mit ſchwerer Beſorgniß; am nächſten Tage aber war ſie unter dem Wuſte anderer Plakate und Flugblätter ſchon wieder vergeſſen oder ſchien es vielmehr zu ſein; denn unter den Tauſenden von Landwehrpflichtigen der Hauptſtadt hatte ſie eine nachhaltige Wirkung hervorgebracht, die ſich zunächſt in einer Bitte vieler Gutgeſinnten unter dieſen an den Kommandeur der 6. Landwehr-Brigade, General v. Webern, und den Kommandeur des 20. Landwehr-Regiments, Oberſtlieutenant v. Ewald, ausſprach, auch ihrerſeits eine Verſammlung zuſammenberufen zu dürfen, die jenem verderblichen Treiben entgegenträte. Die Bitte wurde bewilligt, und am 4. Mai kamen etwa 600 Landwehrmänner im Exerzirhauſe des 2. Garde-Regiments zu Fuß in der Karlſtraße zuſammen, um über die von den demokratiſchen Landwehrmännern verlangten Punkte zu berathen, und zwar mit der beſtimmt ausgeſprochenen Abſicht, zu erklären:

daß die Landwehr überhaupt keinerlei Bedingungen zu ſtellen habe, und die Berliner in der Mehrheit keine ſtellen wolle.

Trotz der Anweſenheit des General v. Webern und des Oberſtlieutenant v. Ewald nahm dieſe Verſammlung eine ſehr unglückliche Wendung. Herr Auguſt Braß und Konſorten hatten ſich eingefunden und machten eine ſo lärmende Oppoſition, daß keiner der Offiziere zu Worte kommen konnte. Um Ordnung in dieſes Chaos zu bringen, befahl endlich General v. Webern, um die Verſammlung überſehen und leiten zu können, die Wehrmänner ſollten kompagnieweiſe antreten. Dieſen Befehl benutzten die Lärmmacher ſofort nach ihrer Weiſe, indem ſie erklärten, ſie ſeien hier nicht bei einer Kontrolverſammlung, ſondern zu einer freundſchaftlichen Berathung verſammelt. Darüber kam es zu heftigem Wortwechſel zwiſchen den nach beiden Seiten hin Parteinehmenden und endlich zu einem Handgemenge, ſo daß die Offiziere das Exerzirhaus verlaſſen mußten, um thätlicher Mißhandlung zu entgehen.

Der ſchlechte Erfolg dieſer in beſter Abſicht veranſtalteten Verſammlung ermuthigte die Braßſche Partei zu entſchiedenerem Vorgehen mit ihren Plänen. Der Miniſterpräſident Camphauſen hatte die Adreſſe mit der Zuſicherung beantwortet, daß die vorgeſchlagenen einzelnen Punkte der demnächſt zuſammentretenden Nationalverſammlung vorgelegt werden ſollten, und daß die Wahl der Führer jedenfalls ſo lange Zeit habe, bis die Landwehr überhaupt zuſammenberufen werden würde. Kaum war dieſe Antwort in den Händen der demokratiſchen Landwehrmänner, als ſie eine Verſammlung ihrer Geſinnungsgenoſſen auf den 10. Mai, abermals im Exerzirhauſe vor dem Prenzlauer Thore, zuſammenberiefen, die bereits doppelt ſo zahlreich beſucht wurde, als die erſte; wie es denn leider nicht zu verkennen war, daß die gemachten gefährlichen Vorſchläge täglich größeren Beifall unter den Maſſen fanden. Da ich auch dieſer Verſammlung, ſo wenig wie einer der vorhergehenden, beigewohnt habe,

so weiß ich nur das davon, was die „Zeitungshalle" der nächsten Tage berichtet.

Der Vorsitzende August Braß theilte die Antwort des Ministerpräsidenten Camphausen auf die Adresse vom 30. April mit und sagte:

„Gerade so würde Einer aus dem unverantwortlichen Ministerium des sogenannten gefallenen Systems geantwortet haben, nämlich im Eingange lobend, im Speziellen aber ausweichend."

Die Versammlung beschloß eine zweite Adresse, in der sie nochmals ihre Wünsche darlegte, namentlich auch die Wahl der Offiziere forderte, da dieselbe, bereits durch ein allgemeines Landesgesetz verheißen, nur noch einer Vorschrift für die Ausführung bedürfe. In Bezug auf die Verweigerung des Ausmarschirens erhoben sich Einwände hinsichtlich der Artillerie, da es keine besondere Landwehr-Artillerie giebt, sondern die Mannschaften wie Kriegsreserven bei den Linien-Brigaden eingezogen werden. Gegen dieses Zuziehen der Landwehr-Artilleristen erklärten sich die Anwesenden, wie es in dem Zeitungsberichte heißt, mit Entschiedenheit. Wenn die Landwehr künftig ein eigenes Korps bilden solle, so müsse sie auch ihre besondere Landwehr-Artillerie haben. Bei der Abstimmung ergab sich, daß alle anwesenden Landwehr-Artilleristen nicht zur Linie zurücktreten, sondern ein eigenes Korps bilden wollten, dann aber verlangten, daß ihre Vorstellungen ganz besonders in die Adresse aufgenommen würden. In Bezug auf Volksbewaffnung zeigte sich die Versammlung unwillig darüber, daß man die Landwehr von derselben ausgeschlossen habe, und rief:

Ob man die Wehrmänner etwa für unwürdig halte, Waffen zu tragen? Weshalb man ihnen, die ihren Muth auf den Barrikaden bewiesen, diejenigen vorziehe, namentlich die Beamten, welche die Nacht vom 18. zum 19. im Keller und hinter dem Ofen zugebracht? — Könne man Vertrauen ver-

dienen, wenn man ſelbſt keines, kein Vertrauen zu der Landwehr, zu dem Kern des bewaffneten Volkes, beweiſe? Man möge alſo den Landwehrmännern Waffen geben, obgleich es deshalb noch keines Aufgebotes der Landwehr bedürfe. Sie ſeien gern bereit, ſich dem Wachtdienſte in der Stadt zu unterziehen.

Bei dieſer Gelegenheit kam die Rede auf diejenigen Berliner Landwehr-Offiziere, welche in der Nacht vom 18. zum 19. das Landwehr-Zeughaus vertheidigt und von dort auf das Volk geſchoſſen. Die Verſammlung wünſchte einſtimmig deren Abſetzung, weil ſie jedes Vertrauen der Soldaten verloren hätten. — Dann kam eine Proklamation zur Sprache, welche die im Exerzirhauſe in der Karlſtraße verſammelt geweſenen Landwehrmänner, das heißt die gutgeſinnten, von dem Lärm der Demokraten überſtimmten und aus dem Lokal vertriebenen Landwehrmänner, in einer beſonderen Verſammlung am 7. entworfen und veröffentlicht hatten. Dieſe Proklamation wies alle, von anderer Seite geſtellten Bedingungen bei einer Einberufung ab, forderte die Offiziere, Unteroffiziere und Wehrmänner der geſammten Provinzial-Landwehr auf, ſich öffentlich dieſer Erklärung anzuſchließen und verlangte, daß Seine Königliche Hoheit der Prinz von Preußen ſobald als möglich aus England zurückkommen und ſich an die Spitze der geſammten Landwehr ſtellen möge. Sie iſt gedruckt in der Plakatenſammlung der königlichen Bibliothek in Berlin vorhanden und ſcheint die nächſte Veranlaſſung zu der Verſammlung der demokratiſchen Wehrmänner am 10. geweſen zu ſein.

Natürlich rief die Vorleſung derſelben einen gewaltigen Sturm hervor. Sie war von dem in Charlottenburg wohnenden Wehrreiter Schleſinger und 142 Unteroffizieren und Soldaten des 20. Landwehr-Regiments unterzeichnet. Das erſte und allerdings beſte Mittel war die Verdächtigung ihres Urſprungs. Ein Redner behauptete, ſie gehe von einem Leibjäger Seiner

Majeſtät des Königs aus, und die Unterzeichner hätten ein paar Flaſchen Wein bekommen. Ein anderer ſagte, die Namen ſeien falſch, auch der ſeinige ſei dazu gemißbraucht worden, und da er der Einzige dieſes Namens in Berlin ſei, ſo müſſe eine abſichtliche Verwechſelung ſtattgefunden haben. Als die Gemüther durch dieſe Vorgänge hoch genug geſchraubt waren, ſchlug der Vorſitzende den Erlaß eines Gegenplakats von Seiten der hier Verſammelten vor und fand einſtimmigen Beifall; wie denn überhaupt die geſchickte Leitung bei dieſen Verſammlungen der demokratiſchen Wehrmänner faſt immer einſtimmige Beſchlüſſe erreichte und jedes Ausſprechen einer entgegenſtehenden Anſicht zu verhindern wußte. Daß mit einer jetzt ſchon gemachten offenen Darlegung der Abſichten dieſer Partei mehr geſchadet als genützt werden würde, ſah der ſchlaue und alles berechnende Braß wohl ein. Vor der Hand mußte darauf hingewirkt werden, die Majorität unter den Berliner Landwehrmännern zu gewinnen, und das ließ ſich bei offenbar ungeſetzlichen Schritten nicht erwarten. Die Gegenproklamation wurde alſo ebenſo vorſichtig wie überlegt abgefaßt und am 11. veröffentlicht. Sie lautete:

„Die unterzeichneten 1128 Wehrmänner Berlins proteſtiren hiermit auf das entſchiedenſte gegen den ungeſetzlichen Schritt einzelner Kameraden, den dieſelben in ihrer Adreſſe vom 7. gethan, indem ſie nur unter Anführung des Prinzen von Preußen ihre Schuldigkeit als brave Soldaten und Vertheidiger des Vaterlandes thun wollen. Es ſteht der Landwehr nicht zu, ihre Dienſte von ſolchen Bedingungen abhängig zu machen, wenn das Vaterland ihrer bedarf; und wenn die Unterzeichneten in einer früheren Adreſſe an Seine Excellenz den Miniſterpräſidenten Camphauſen den Antrag geſtellt haben, die Beſtimmungen der Landwehr-Ordnung vom Jahre 1814 und das Geſetz vom 6. April 1848 ihnen unverkürzt aufrecht zu erhalten, ſo erklären ſie, jener, von einer höchſt geringen Anzahl ihrer Kameraden unterzeichneten Adreſſe

gegenüber, daß sie, wenn das Vaterland ruft, unverweigerlich ihre Pflicht unter jedem, aber braven, volksthümlichen Führer erfüllen werden, der sie zum Kampfe gegen den äußeren Feind, nicht aber zum Kampfe gegen ihre Mitbürger führen wird. Berlin, den 10. Mai 1848."

(„Folgen vorläufig 1128 Unterschriften, die in Urschrift dem Minister Camphausen vorliegen.")

Man sieht, mit welchem Geschick Braß hier manövrirte. Er stellt die Gegner auf den Standpunkt der Ungesetzlichkeit, erbietet sich und seine Anhänger zu scheinbar unbedingtem Gehorsam und knüpft nur die kleine Bedingung der Volksthümlichkeit des künftigen Führers daran. Die eigenen Forderungen werden mit dem Mantel des Landwehr-Gesetzes aus dem Jahre 1814 verhüllt, in dem allerdings etwas Aehnliches, wie eine Wahl der Offiziere, aber unter ganz anderen Verhältnissen und Bedingungen versprochen wird.

Das Plakat wirkte denn auch so perfide, wie es abgefaßt war. Unter den Linden hörte ich im Vorübergehen unter den Gruppen der Lesenden Aeußerungen, die nur zu deutlich zeigten, wie gut Herr Braß sein Publikum gekannt, und wie geschickt er sich nach allen Seiten hin zu sichern gewußt. Es war die Zeit, wo die Rückkehr des Prinzen von Preußen ganz Berlin in die fieberhafteste Aufregung versetzte, und wo das Aussprechen der Landwehr einen neuen gewichtigen Stein in die schwankende Wageschale der öffentlichen Meinung warf. Die massenhafte Demonstration am 12. Mai gegen die Minister beweist, wie bereit die angelegte Mine für den zündenden Funken war.

Unterdessen hatte die Proklamation der treuen Landwehrmänner vom 7. in den Provinzen wunderbar gewirkt. In den Zeitungen wimmelte es von Zustimmungsadressen, wodurch die demokratische Partei in Berlin offenbar eingeschüchtert wurde. In den demokratischen Klubs wurde dem ohnehin schon vor-

sichtigen Braß empfohlen, ja recht vorsichtig mit der Agitation in der Landwehr vorzugehen, weil dies ein Element sei, das man nicht vor der Zeit wachrufen dürfe, da es sich zeige, daß die Leute doch noch an hergebrachten Vorurtheilen hingen und leicht eine Macht erstehen könne, die man bisher noch aus aller Berechnung gelassen, die aber wegen ihres volksthümlichen Charakters und ihrer doppelten Verpflichtung gefährlich sei. Hieraus erklärt sich, daß Braß seit dem 10. nur im Stillen operirte und sich nur bemühte, die Landwehrmänner seiner Partei zur Theilnahme an den Volksversammlungen des 12. bis 15. und den damit verbundenen Massendemonstrationen gegen die Minister zu bewegen. Da erschien endlich am 18. Mai das Manifest, von Steingraeber und 14 Genossen unterschrieben, welches die Ueberschrift trug: „An die Landwehr sowohl I. wie II. Aufgebots hier. Im Namen unsrer braven Kameraden, welche ebenso denken, wie wir unten Benannten." Dies Plakat gehört, da es sofort von den Demokraten abgerissen und auf jede mögliche Weise beseitigt worden ist, zu den größten Seltenheiten in den Sammlungen aus jener Zeit. Die Berliner Revolutions-Chronik druckt es S. 572 des II. Theils ab.

Da es die eigentliche und nächste Ursache für meine Betheiligung an den politischen Vorgängen und dadurch für meine ganz veränderte Lebensrichtung geworden ist, so möge es hier in seiner ganzen Ausdehnung seinen Platz finden.

„Liebe Kameraden! Es hat sich in neuester Zeit ein gewisser August Braß der Freiheit bedient, uns Landwehrmänner zu Versammlungen aufzufordern; mehrere von uns sind diesem Rufe gefolgt, in der Meinung, er wäre dazu autorisirt, welches aber weder von uns, noch von irgend einem unserer Herren Kommandeure geschehen. — Was dieser ꝛc. Braß bis jetzt unternommen, ist nur in der Absicht, seinem Ehrgeize zu genügen, geschehen, wozu wir leider die Hand bieten sollen, indem er uns mit der Anrede: „Kameraden!" glaubt zu

ſchmeicheln, aber gleich das erſte Wort hinterher iſt: „ich, Euer Präſident" — „ich, Euer Führer" das zweite. Nun glaubt dieſer ehrgeizige Herr, wir Landwehrmänner ſollen ihn zu unſerem Führer ausrufen. Einige von uns, Gottlob aber nur einige, ſind durch die ſchmeichelhaften Reden, welche er fortwährend führt, geblendet, und dieſe Einige, dieſe geringe Zahl von uns, ahnet gar nicht, wie dieſer Braß mit der Ehre eines jeden braven Landwehrmannes Spott treibt, indem er ſagt: warum man uns Landwehrmännern, die wir auf den Barrikaden gefochten, nicht Waffen giebt und uns den Dienſt mit verrichten läßt? — Wir Unterzeichnete fragen nun (wenn wirklich Einer oder der Andere, durch mißverſtandene Verhältniſſe oder durch Zufall, ſich bei den Barrikadenkämpfen betheiligt hat), ob einer unſerer lieben Kameraden jetzt, wo ſich ſo Manches aufgeklärt hat, noch auf die Ehre, auf den Barrikaden gefochten zu haben, Anſprüche macht? — Wir ſind feſt überzeugt, dies können nur ſehr wenige ſein, und wir glauben feſt auf die Ehre unſerer übrigen Kameraden bauen zu dürfen. Wir wollen dem Herrn Braß die Ehre, ein Barrikadenheld zu ſein, gern überlaſſen, aber unſer Führer, unſer Präſident kann und darf er nicht ſein, wenn wir nicht den ſchönen, unſterblichen Ruhm der Landwehr, welchen unſere Väter vor einigen dreißig Jahren auf dem Schlachtfelde mit ihrem Blute erworben haben, mit Füßen getreten ſehen wollen; wir können uns dieſen Ruhm, jetzt in dieſer zügelloſen Zeit, wo alles Recht und Geſetz und wo jede Ordnung mit Füßen getreten wird, nur dadurch bewahren, wenn wir ſtets unſeres Eides eingedenk bleiben und nicht dem erſten beſten Abenteurer — welche nur mit unſerer Ehre Spott treiben und welche gern unſere Kräfte zu ihren geheimen Zwecken und dunklen Umtrieben benutzen wollen, und welche, wenn wir ihren jeſuitiſchen Reden Gehör leihen, nur ſtets bemüht ſind, uns allerlei Ungeheuer, lauter offene Rachen, wo wir von unſeren Vorgeſetzten hinein

geführt werden ſollen, vorzumalen — folgen. Wenn wir dieſen Leuten und ihren Aufrufen im geringſten keine Folge leiſten und wenn das Vaterland dann ruft, ſagen: Alle für Einen und Einer für Alle! — ſo können wir uns nur als ehrenhafte Landwehrmänner zeigen, und wir werden uns als ſolche bewähren, und wir können uns dann frohen Muthes zurufen: Mit Gott, für König und Vaterland!"

„Und ſo iſt es auch unſer entſchiedener Wille und Wunſch, daß unſer geliebter Prinz von Preußen recht bald zurückkehre, und wir werden jeden Augenblick bereit ſein, Gut und Blut für denſelben einzuſetzen und rufen dann freudig: Es lebe der König! Es lebe der Prinz von Preußen! Es lebe unſer geliebtes Vaterland!"

„Zum Schluſſe verbitten wir uns jede Erwiderung von dieſen Klubherren, und daß dergleichen Klubs, durch welche ſchon ſo viel Unheil, ſo viel Unruhe entſtanden, ein Ende nehmen ſollen, iſt unſer entſchiedener Wille, und daß wir unſeren Willen durchſetzen werden und durchſetzen wollen, mögen dieſe Herren wahrlich glauben; es unterſtehe ſich alſo keiner dieſer Herren, uns, das Volk, zu Verſammlungen zu berufen, aber am allerwenigſten, ſich an der Landwehr zu verſündigen, dieſelbe ihrer Pflicht und ihrem Eide untreu zu machen, ſonſt möchten ſie nicht alle ſo leichten Kaufs davon kommen, wie Herr Braß am 16. dieſes vor dem Prenzlauer Thore im Exerzirhauſe, und wir werden dann ſtrenge Rechenſchaft von den uns zur Schande gerühmten Barrikaden fordern. Dies unſer feſter Wille. Dies zur Beruhigung ſämmtlicher gutgeſinnten, pflichtgetreuen Landwehrmänner."

Unter dem Plakate war zum Sonntag den 21., nachmittags 5 Uhr, zu einer Verſammlung der Gleichgeſinnten im Poſthofe — Ecke der Oranienburger- und Artillerieſtraße — eingeladen.

Ich las es erſt am Sonntag Vormittag, als ich vom Dienſt aus dem Theater nach Hauſe zurückkehrte. So vortrefflich die

Gesinnung war, die diese Worte diktirt, so ungeschickt war die Form an einzelnen Stellen. Entschiedene Sprachfehler nämlich und schlechte Wortstellung, wie sie sich in jenem Plakate finden, habe ich ausgelassen, um den Eindruck nicht zu schwächen, den der gute Wille der Verfasser macht. Aber ich fürchtete auch, daß bei der angekündigten Versammlung guter Wille und gute Gesinnung unter der Unbekanntschaft mit den Formen und der aalglatten Geschmeidigkeit der demokratischen Gegner unterliegen könne. Eine so heftige Abneigung ich gegen alle Volksversammlungen hatte, so stand doch mein Entschluß augenblicklich fest, diese zu besuchen, und ich sagte das beim Mittagessen meiner Familie, die so wenig wie ich eine Ahnung davon hatte, welche Veränderung dieser Nachmittag in meinen ganzen Lebensverhältnissen herbeiführen sollte. Es war das letzte ruhige Zusammensein mit meiner Familie in dem Hause, das ich seit meiner Verheirathung, also 15 Jahre, friedlich bewohnt hatte.

Ich wußte weder etwas von dem Vorfalle am 16. im Exerzirhause vor dem Prenzlauer Thore, von dem das Plakat sagte, daß Braß mit genauer Noth davon gekommen sei; noch hatte ich die geringste Kenntniß davon, daß schon gestern, Sonnabend den 20., im Handwerkerverein in der Johannisstraße, bei einer von 600 Mitgliedern besuchten Versammlung, das am 18 erschienene Plakat Gegenstand der heftigsten Verhandlungen und Beschlüsse geworden war. Ich erwähne dieses Umstandes schon jetzt, weil er zur Erklärung meiner späteren Schicksale in Hamburg dient.

In der genannten Versammlung des Handwerkervereins hatte sich nämlich ein Abgeordneter des Hamburger Arbeiter-Bildungsvereins, Herr Martens, eingefunden, um zur Beschickung eines für den 2. Juni in Hamburg angesetzten „Kongresses der Arbeiter norddeutscher Städte" einzuladen. Dieser Abgeordnete aus Hamburg wohnte den Debatten über jenes Plakat, sowie den späteren Vorstandssitzungen bei, in welchen die Antwort des Handwerker-

vereins darauf berathen wurde. Da ich nun infolge meines Auftretens am folgenden Tage im Posthofe allgemein als der Verfasser jenes Plakates genannt und dafür gehalten wurde, und der Handwerkerverein jenem Abgeordneten aus Hamburg die Zusicherung gab (siehe Revolutions-Chronik Th. II. S. 569), mit dem Arbeiter-Bildungsverein zu Hamburg in Verbindung bleiben zu wollen, so wird meine spätere Verfolgung gerade durch Mitglieder des Hamburger Arbeiter-Bildungsvereins erklärt.

Ich wußte also von diesen Vorgängen nichts und war den ganzen Sonntag Vormittag über sehr schlecht gestimmt gewesen; denn am Sonnabend Abend, den 20., hatte das Publikum ein kleines Stück: „Das Salz der Ehe" von Görner, welches ich in Scene gesetzt, und in welchem ich für meinen erkrankten Kollegen Weiß dessen Rolle gespielt, schonungslos ausgepocht. Auch im Theater hatte sich der rohe, lärmende Ton, der alle Verhältnisse Berlins damals beherrschte, des Publikums bemächtigt und drohte, die königliche Bühne mit in den eklen Strudel der politischen Aufregung zu ziehen. Auf dem Heimwege aus dem Theater hatte ich eine der ersten Katzenmusiken in Berlin gehört, die einem Materialhändler neben der Stehely'schen Konditorei auf dem Gensdarmenmarkt gebracht wurde; ich glaube, weil der Besitzer des Ladens einen unverschämt zudringlichen Bettler hinausgeworfen hatte. Eine Katzenmusik war damals noch etwas Neues, und als ich an dem widerwärtigen Lärmen vorüberging, ahnte ich wahrlich nicht, daß ich zwei Tage nachher selbst mit einer solchen Musik beehrt werden würde.

Um 5 Uhr war ich im Posthofe in der Oranienburger Straße. Seit dem 19. März trug ich meine Landwehr-Dienstauszeichnung selbst auf dem Ueberrock festgenäht und brauchte also meinen Landwehrpaß nicht vorzuzeigen, wozu eine Anzahl von Männern, wahrscheinlich die Komitee-Mitglieder, jeden Eintretenden aufforderten. In dem sehr geräumigen Posthofe fand ich wenigstens 2000 Menschen versammelt und in die Mitte des

Hofes einen großen Schnellpoſtwagen geſchoben, der zur Redner-Tribüne dienen ſollte, zu welchem Zwecke eine Leiter an denſelben angelegt war. Die Verſammelten ſtanden nur hin und wieder in Gruppen, und es herrſchte eine auffallende, ja bei einer ſo zahlreichen Verſammlung faſt ängſtliche Stille. Nur unter einem der Wagenſchuppen ging es lebhafter her, dort verkehrten unruhig einige zwanzig bärtige Geſichter und beſprachen ſich eifrig untereinander. Zwei neben mir ſtehende Männer ſagten: „Das ſind die Andern!“ und aus den reſoluten Phyſiognomien der Bärtigen erklärte ich mir bald, was das hier heißen ſollte: „Die Andern!“ Nach halbſtündigem Warten erſchien ein Mann auf der improviſirten Rednerbühne, zwei andere ſtellten ſich neben ihn, und nun begannen die Verhandlungen, wozu ſich die Anweſenden dicht um den Poſtwagen drängten. Ein ſonderbarer Anblick, dieſe Tauſende von Zuhörern unter freiem Himmel, während von den Dächern der Wagenſchuppen und aus den Fenſtern in der Oranienburger- und Artillerieſtraße Neugierige Kopf an Kopf gedrängt den Vorgängen zuſahen.

Was ich gefürchtet hatte, erfüllte ſich nur zu vollſtändig! — Gleich der erſte Redner zeigte ſich ſeiner Aufgabe auf keine Weiſe gewachſen. In demſelben Tone wie das Plakat, voller Sprachfehler, beſonders aber offenbar von der großen Verſammlung eingeſchüchtert, ſprach er von den guten Abſichten derer, die das Plakat erlaſſen, von der Zurückberufung des Prinzen von Preußen, von der Schande, welche die Barrikadenhelden über Berlin gebracht, und von den ſchlechten Abſichten derer, die ihre Verſammlungen im Exerzirhauſe vor dem Prenzlauer Thore hielten. Hin und wieder hörte man einzelnes Murren und unterbrechende Ausrufe, als die Barrikadenhelden zum erſten Male ſo öffentlich in Berlin gebrandmarkt wurden; die Stimmung war jedoch noch eine ſo überwiegend gute, daß dieſe einzelnen Schreier ſofort zur Ruhe verwieſen wurden. Die Rede endete aber ohne alle Wirkung, ſie ſchlug nichts Beſtimmtes vor,

forderte zu nichts Greifbarem, allgemein Verſtändlichem auf und gab dem ganz bereiten guten Willen gar keine Gelegenheit, ſich auszuſprechen. Man ſah ſich fragend an, was denn nun geſchehen ſolle. Niemand wußte etwas zu ſagen. Da erkletterte eins jener bärtigen Geſichter die Decke des Poſtwagens und wußte die enttäuſchte Stimmung trefflich zu benutzen. Offenbar gehörte er zur Braßſchen Partei, hütete ſich aber wohl, das irgendwie zu affichiren, ſondern ging anfangs ganz in den Ton ſeines Vorredners ein. „Wenn man aber einen Vorſchlag verwerfen will, ſo muß man ihn wenigſtens kennen" — ſagte er — „und darum wollen wir die Punkte, welche jene 1128 Kameraden von dem Miniſterpräſidenten erbeten haben, einmal zuſammen durchgehen. Was uns dann nicht gefällt und im Widerſpruch mit unſerer Soldatenpflicht zu ſtehen ſcheint, können wir ja verwerfen." Natürlich hieß es: „Ja, ja!" und „Bravo!" und der Redner begann.

Ich hörte zum erſten Male in meinem Leben einen Demokraten öffentlich reden und erſchrak vor der Geſchicklichkeit, mit der er die Maſſe zu bearbeiten wußte. Ueber die Wahl der Offiziere könne bei jedem braven Preußen, der ſeinen Hochſeligen König im Herzen trage, gar kein Zweifel ſein; denn Friedrich Wilhelm III. habe es in ſeinem Aufrufe an das Volk verſprochen und nachher im Geſetz vom Jahre 1814 beſtätigt. Was zur Zeit der Noth gut geweſen ſei, müſſe auch gut ſein, wenn wieder eine Zeit der Noth komme, und darum verlangten einige jetzt die Wahl der Führer, wie ſie ja auch ſchon vom Miniſterium bei der Bürgerwehr eingeführt ſei, und die Landwehr ſei doch gewiß nicht ſchlechter, als die Bürgerwehr. (Bravo!) Die Sache ſelbſt ſei auch gar nicht zu erbitten; die habe der Hochſelige König ſchon befohlen, und jeder brave Landwehrmann wiſſe, daß man dem Könige gehorchen müſſe; nur um die Form, wie es gemacht werden ſolle, könne es ſich noch handeln, und da müſſe man doch ſagen, gebe es kein geſetzmäßigeres und an-

ständigeres Mittel, als eine gehorsame Bitte an das Ministerium, das schon wissen werde, was es der Landwehr, dieser größten Kraft des Landes, diesem eigentlichen preußischen Volke, die mit der Kolbe zu „fluschen" verständen, bewilligen könne. (Bravo!) Was die Versorgung der Familien betreffe, so sei das doch gewiß keine ungerechte Forderung; denn wenn wir uns die Knochen für das Vaterland entzwei schießen ließen, so könnten die Reichen, die zu Hause bleiben, wohl etwas von ihrem Ueberflusse hergeben. Wegen der Invaliden wolle er gar nichts sagen, sondern nur fragen, wie ihnen zu Muthe sei, wenn sie einen Invaliden mit dem Leierkasten vor der Thüre betteln sähen; ob sie auch Lust hätten, einmal so herum zu laufen. — Wenn schließlich in den Vorschlägen davon die Rede sei, daß die Landwehr nicht eher ausmarschiren wolle, als bis die Linientruppen ausmarschirt wären, so hätten die Bittsteller gewiß nicht gemeint, den Gehorsam zu verweigern, sondern wohl nur damit sagen wollen, daß, wenn doch welche todtgeschossen werden sollten, die Reihe besser erst an die käme, die kein Geschäft, kein Handwerk, keinen Erwerb und weder Frau noch Kinder zurücklassen müßten, und dann erst an die reifen Männer, an die eigentliche Blüthe der Nation, an die freien Bürger Berlins, die in ganz Europa wegen ihrer Intelligenz hochgeachtet seien.

Die Wirkung dieser Rede war außerordentlich. Bei jedem Schlagworte von Bravo! unterbrochen, hatte sie in kurzer Zeit die ganze Physiognomie der Versammlung verändert. Das war alles so plausibel, war alles mit so bekannten, wohlklingenden Redensarten gewürzt, klang so ungefährlich und wohlmeinend für das Ganze und für jeden Einzelnen, daß ich den Augenblick voraussah, wo auch diese Tausende sich zum Unterschreiben jener Adresse verführen lassen würden. Ohne zu wissen, was ich that, was ich sagen wollte und was ich sagen konnte, stürzte ich auf den Postwagen zu und wollte eben die Leiter hinauf klettern, als der erste Redner wieder oben erschien, verlegen hin und her

trippelte und immer nur ſchrie: „Das iſt nicht wahr! — Das iſt nicht wahr! — Der gehört zu der Braßſchen Partei!" — Dabei blieb es aber, und die Unbehaglichkeit der Situation ſteigerte ſich. — Wie bei den Haaren riß es mich hinauf. So konnte, ſo durfte es nicht bleiben, ſonſt war alles verloren. Schon debattirten und ereiferten ſich die Gruppen, es war Leben und Bewegung in die bis dahin aufmerkſam zuhörende Maſſe gekommen, und faſt übermannte es mich, als ich von dem hohen Poſtwagen herab dieſe erregte Menge überſah. Ein Obenſtehender ſagte mir nachher, ich hätte ihn ſo heftig bei Seite geſchoben, daß er beinahe vom Wagen heruntergeſtürzt wäre, und dabei hätte ich am ganzen Leibe gezittert. Ich weiß nicht mehr, was ich gethan und was ich geſagt; nur einzelne Bilder und Worte erinnere ich mich mit Beſtimmtheit gebraucht zu haben. Alles andere haben mir nachher Andere erzählt, die meine Rede mit angehört, und aus deren Mittheilungen ich mir das Folgende zuſammengeſetzt. Das Eine weiß ich gewiß: — Ich ſprach faſt bewußtlos, in fieberhafter Erregung und überlaut, ſo daß man mich bis über die Dächer der Wagenſchuppen hinweg in den Häuſern der Artillerieſtraße gehört.

„Meine Herren! — Denn Kameraden wollen wir nicht eher zu einander ſagen, bis ich weiß, ob alle Verſammelten auch wirklich Landwehrmänner ſind. — Aus den Bravos zu ſchließen, welche der Herr mit dem Barte bekommen hat, den ich noch bei keiner Landwehrübung geſehen, obgleich ich ſieben Uebungen freiwillig mitgemacht, ſcheinen auch einige unter uns zu ſein, die nicht recht mit den Pflichten eines Soldaten Beſcheid wiſſen. Dafür ſollten wir aber zu allererſt ſorgen, ehe wir mit dem ſchönen und vielbedeutenden Worte „Kameraden" ſo flink bei der Hand ſind. Damit wir aber gleich wiſſen, was wir von einander zu halten haben, ſo wollen wir uns erſt gegenſeitig vorſtellen und Appell halten. Wenn ich, Unteroffizier Schneider, 3. Bataillons (2. Berliniſchen) 9. Kom-

pagnie, mit „Hier!“ antworte, ſo bitte ich, mir zuvörderſt auch meinen Aufruf laut und kräftig zu beantworten: Wehrmänner 1. und 2. Aufgebots, die ihren Fahneneid noch nicht vergeſſen haben und ihrem Könige die geſchworene Treue halten wollen?!

Ein allgemeines „Hier!“ beantwortete meine Frage. —

So, das läßt ſich hören! Es könnte aber doch noch zweifelhaft ſein, ob einer oder der andere mitgerufen, darum wollen wir einmal eine Reviſion in Zivilmanier vornehmen und die Hände aufheben, aber militäriſch, mit Ruck und Schlag und nach dem Kommando: „Gewehr auf!“ Denn eine ſo gute Fauſt, wie wir den Leuten zeigen können, iſt auch ein Gewehr, und es ſoll ſchon Fälle gegeben haben, wie z. B. bei Hagelsberg, wo eine Berliner Landwehrfauſt verſchiedenen Leuten ſehr unangenehm geweſen iſt. Alſo nach Kommando ohne Zählen! — Wer hat ſeinen Fahneneid noch nicht vergeſſen und will ſeinem Könige die geſchworene Treue halten? — Gewehr auf! — Na, da haben wir's ja! Ich ſehe keinen, der das Gewehr bei Fuß und den kleinen Finger an der Hoſennaht behalten hätte. — Alſo ſind wir in der Hauptſache einig und können von der Leber weg mit einander reden.

Nun ſoll mir auch das ſchöne Wort „Liebe Kameraden“ recht aus dem vollen Herzen heraus und womöglich mitten in Euer Herz hinein gehen; denn es iſt ein gutes Ding um eine ehrliche Kameradſchaft unter Männern, weil ſie nicht hinterm Ofen und beim Bierkruge erworben werden kann, nicht durch Klugſprechen, ſondern durch die jeder Beurtheilung offen liegende That. Alſo:

Kameraden! Der Herr mit dem Barte hat ganz Recht, wenn er ſagt, man muß keinen Vorſchlag ungeprüft verwerfen, und ſo wollen wir uns denn ſeine Vorſchläge auch einmal von der anderen Seite anſehen, gewiſſermaßen von hinten,

und das kann ich um so besser, als ich bei unseren Uebungen meistentheils schließender Unteroffizier gewesen bin.

Da schließe ich denn bei dieser Gelegenheit, daß doch vielleicht noch ganz andere Dinge hinter diesen Vorschlägen stecken könnten, als wir bis jetzt übersehen können, und denke dabei unwillkürlich an das Beispiel, das wir ja erst vor wenigen Monaten erlebt. Als der Teufel in Paris losging, wurden auch in Deutschland plötzlich und in vielen Städten gleichlautend allerlei Forderungen gestellt, die sich ganz hübsch lesen und anhören ließen: Preßfreiheit, Versammlungsrecht, Geschworenengerichte. Wie wir 14 Tage darauf den Schaden bei Lichte besahen, hatten diese wohlklingenden und ganz vernünftig aussehenden Forderungen eine Revolution herbeigeführt, an der wir noch eine gute Weile zu kauen haben werden. Da nun diese Landwehrvorschläge auch gleichzeitig in Berlin, Breslau, Köln und vielen anderen Städten ans Tageslicht treten, so kommt es mir beinahe vor, als könnte denn doch wohl noch mehr dahinter stecken, als uns gesagt und vorgestellt wird, und da habe ich denn gleich so meinen stillen Verdacht gegen die Wahl der Führer.

Die am 10. im Exerzirhause vor dem Prenzlauer Thore versammelt gewesenen Landwehrmänner, welche sich in einer Adresse an den Ministerpräsidenten gewandt haben, wollen die Wahl der Führer; aber Sie wollen nicht, daß wir anderen uns den Prinzen von Preußen, unsern alten Korpskommandeur, zum Führer wählen sollen. Nun dächte ich aber, was dem einen recht ist, das sollte dem andern doch auch wohl billig sein. Wir thun ihnen ja eigentlich damit nur ihren Willen, und um zu erfahren, wie die Sache steht, können wir ja gleich eine Probe machen. Das Plakat vom 18. hat nur diejenigen zur heutigen Versammlung eingeladen, welche die darin ausgesprochenen Gesinnungen theilen, und ich sehe jedenfalls 2000, vielleicht an 3000 Kameraden hier versammelt,

also unter allen Umständen mehr, als dort versammelt waren. Da aber heutzutage alles nach Majoritäten geht, so dächte ich, wir stimmten frisch drauf los ab. — Also, Wahl der Führer! Wer Seine Königliche Hoheit den Prinzen von Preußen, unsern alten kommandirenden General, zum Führer der Landwehr haben will, der hebe die Hand auf! — Na, da haben wir es ja! So viel ich sehe, einstimmig! Wollen aber darauf auch gleich eine Gegenprobe machen, wie sie jetzt Mode ist. Ich schlage einen Gegenkandidaten zum Führer der preußischen Landwehr vor und zwar den Herrn mit dem Barte, der uns vorher die Sache so schön auseinandergesetzt hat. Wer den will, der hebe die Hand auf! — Na nun? — gar keiner? — J, das ist ja sonderbar! — Alle Hände an der Hosennaht? — Die Sache ist also abgemacht und wird ad acta gelegt. Da kann sie so lange liegen bleiben, bis Seine Majestät der König überhaupt für gut befinden wird, einen Führer für die gesammte preußische Landwehr zu ernennen, was doch wohl immer besser und dauerhafter sein dürfte, als wenn wir uns mit Wahlangelegenheiten abgeben sollten, nach denen am Ende aller Enden weder Huhn noch Hahn kräht.

Da ich aber als schließender Unteroffizier die Sache von hinten ansehe, so wollen wir unsre Betrachtungen mit dem letzten Vorschlage anfangen. — Also erst ausmarschiren, wenn die Linientruppen schon ausmarschirt sind? — Das wäre nicht übel! Sollen die, welche erst lernen, was wir schon können, den Vorrang vor uns haben? Soll man uns jemals auch nur in den Verdacht bringen können, wir fürchteten uns vor dem Feinde? — Donnerwetter! Mir kribbelts in der Faust, wenn ich nur daran denke, daß mich mal einer einen Ofenhocker nennen könnte, während die jungen Kerls vor uns das Fett von der Suppe schöpfen. Wo ist der Preuße, der Lust hätte zurückzubleiben, wenn es einmal ernstliche Klopfe setzt?

Von uns, die wir hier versammelt sind, läßt sich das doch wahrhaftig nicht erwarten, und von den anderen, die jene Adresse unterschrieben haben, doch auch nicht; denn wenn sie schon freiwillig auf den Barrikaden gefochten, wie sie selbst sagen, so werden sie sich doch gewiß eine weit schönere Gelegenheit zum Fechten nicht entgehen lassen, wenn es einmal heißt: Vorwärts Jungens! oder: Druff! — Oder fürchtet sich etwa hier einer vor einem Knuff, wenn es mal druff geht? — Da hört man es ja! — Wer lacht, der fürchtet sich nicht. Darüber wären wir also wieder einig. Ist übrigens gar kein großer Entschluß, wenn wir sagen, wir wollen mitmarschiren; wenn es mal so weit kommt, werden sie uns wahrhaftig nicht erst lange fragen. Hat auch 1813 welche gegeben, die nicht gleich mitmarschiren wollten, denen hat aber der Hochselige König in seinem Aufrufe vom 17. März zur Bildung der Landwehr nicht übel seine Meinung gesagt. Da dieser Aufruf ja bei allen unseren Landwehrfesten feierlich vorgelesen wird, so wissen wir ja, daß es da heißt:

„Wer aber aus nichtigen Vorwänden und ohne Mangel körperlicher Kraft sich Meinen Anordnungen zu entziehen suchen sollte, den treffe nicht nur die Strafe des Gesetzes, sondern die Verachtung aller, die für das, was dem Menschen ehrwürdig und heilig ist, das Leben freudig zum Opfer bringen."

So weit ich hier sehen kann, herrscht kein Mangel an körperlicher Kraft bei den Kameraden. Sind ja meist Sechszöllige! und was die nichtigen Vorwände betrifft, so möchte ich doch den sehen, der Lust hätte, sich von seinem Könige und seinen Mitbürgern verachten zu lassen, zwanzig Jahre Festung und die Verachtung der Linie noch gar nicht mal mitgerechnet. Die Linie aber ist jünger als wir, und von einem jüngeren Manne verachtet zu werden, der erst noch durchmachen soll, was wir schon längst durchgemacht haben,

das wäre denn doch wirklich mehr, als ein ausgewachsener, gesunder Mann, und noch dazu ein richtiger Berliner, der mit Spreewasser getauft ist, vertragen kann. Wer die Linie zuerst ausmarschiren lassen und dann hintendreinzoddeln will, — wer Lust hat, sich von unserm Hochseligen Herrn noch im Grabe, von seinen Mitbürgern aber schon bei Lebzeiten verachten zu lassen, der hebe die Hand auf! — Schön, das wäre also wieder abgemacht. Nicht Eine Hand hat sich gehoben!

Ehe ich aber weitersprecke, muß ich die Herren, welche hier unten hinter dem Postwagen stehen, fortwährend brömmeln und anderer Meinung zu sein scheinen, als wir alle, die wir uns gegenseitig ins Gesicht sehen können, ergebenst bitten, hübsch von da hinten vorzukommen und, wenn sie wirklich anderer Meinung sind, auch den Muth zu haben, uns das zu zeigen. Da hinten hilft das Gebrömmele und die Drohungen, daß mir das schlecht bekommen werde, gar nichts. Hübsch vorne und ins Gesicht drohen! — Die Herren wollen nicht? — Da müssen wir abstimmen! — Kameraden, wollt Ihr, daß die 20 oder 30 Herren da hinten hervorkommen und sich zu Euch stellen, damit wir die kennen lernen, die da klüger sein wollen, als 3000 Ehrenmänner, die sich nicht scheuen, ihre Meinung gerade heraus jedem ins Gesicht zu sagen? — Das Ja war gewiß vollstimmig. Sie haben gehört, meine Herren, die Majorität der Versammlung will, daß Sie da hinten hervorkommen! Es ist auch wirklich besser so; denn wenn mir nachher allenfalls ein Kamerad um den Hals fallen und mich küssen wollte, dann kämen Sie da hinten doch schlecht bei mir weg, und das kann ich Ihnen wirklich nicht zumuthen.

So! Nun können wir in unserm Thema fortfahren.

Der nächste Punkt unter den Vorschlägen ist die Versorgung der Verwundeten und Invaliden und die Unterstützung

der zurückbleibenden Familien. Davon steht freilich in der Landwehr-Ordnung nichts geschrieben, aber in den Herzen des ganzen preußischen Volkes hat es 1813, 14 und 15 geschrieben gestanden, und wenn die Geschichte unseres Vaterlandes nicht lügt, so hat sie eben so viel von der Unterstützung für die Zurückgebliebenen und von der Pflege der Verwundeten, wie von der Tapferkeit der Ausmarschirten zu erzählen. Wenn der Staat eine solche Verpflichtung eingehen soll, so fragt sich vor allen Dingen doch: woher nehmen und nicht stehlen? Der Staat hat nichts, als was seine Unterthanen ihm geben. Wenn man es also ernsthaft mit der Sache meint, dann sollte man nicht an den Ministerpräsidenten, sondern an sechzehn Millionen Preußen, womöglich an jeden einzeln und darunter vorzüglich an sich selbst, eine Adresse richten. — Ja, richte mal einer! — Auf die Antwort wäre ich neugierig. — Erst thun und dann etwas fordern, das ist die richtige Ordnung in der Welt. Kommt wirklich Krieg, dann geht es allen schlecht, und dann hilft jeder, so gut er kann. Dienen wir etwa des Soldes wegen? Ich denke, von dem haben wir uns noch keine Hypothek kaufen können. Da kommen Sie mit der alten Geschichte von dem Leierkastenmanne, aber von dem Invalidenhause und von den Zivilanstellungen sagen Sie kein Wort; und wahrhaftig! wie mancher wirkliche Invalide im Invalidenhause wäre froh, wenn er so viel verdienen könnte, wie so ein Leierkastenmann, bei dem ich wohl einen Rock mit einem rothen Kragen, aber noch nie eine Nummer auf der Achselklappe gesehen habe. — Da meinen sie, wenn einer seit 1815 heruntergekommen ist, der Staat müsse für ihn sorgen; aber von den 27 Millionen Thalern, die das Invalidenwesen seit der Zeit schon gekostet, sind Sie ganz stille. Wenn es den Zurückbleibenden schlecht geht, so ist das allerdings schlimm, Krieg ist aber noch schlimmer. Ebensogut könnten wir beim Exerziren alle Tage ein Beefsteak zum

Frühſtück verlangen; denn das Exerziren greift an, und auf der Schlächterwieſe iſt ſchon mancher hungrig geweſen; aber verhungert ſind wir darum doch nicht, ſonſt wären wir heute nicht hier. Das iſt eben unſer Stolz, daß uns der Staat nur das Nothdürftigſte giebt, wir aber dem geliebten Vaterlande alles, unſere beſten Jahre, unſere geſunden Knochen und, wenn's ernſtlich darauf ankommt, unſer Herzblut. Das kann uns keine Macht auf Erden vergüten oder belohnen, aber unſer Bewußtſein kann es, und ein gutes Gewiſſen iſt ein ſanftes Sterbekiſſen. — Warum werden denn gerade jetzt, wo doch wahrhaftig ganz andere Dinge auf die Nägel brennen, ſolche Forderungen geſtellt? Da muß doch wohl noch etwas Anderes dahinterſtecken, und darum habe ich für meine Perſon keine Luſt, mich ſolchen Forderungen anzuſchließen.

So iſt es auch mit der Wahl der Führer. Was die für Wunderwerke hervorbringt, das ſehen wir doch wohl an der Bürgerwehr, wo ſie wählen, daß es ein wahres Vergnügen iſt. Ob ſie etwas davon verſtehen, iſt freilich eine andere Frage. Wiſſen ja nicht einmal, was bei uns Soldaten eine Rotte iſt, ſonſt würden ſie ihre Kompagniechefs nicht Rottenführer nennen. Ich kenne nur eine Rotte außer unſrer militäriſchen, und das iſt die Rotte Korah. — Wahl der Führer! — Klingt ſehr hübſch, iſt aber Unſinn. Zu jeder Wahl würde doch wenigſtens eine Kontrolverſammlung gehören. Das macht für alle Offiziere und Unteroffiziere im Bataillon ſchon eine ganz hübſche Zahl aus; denn alle ſterben oder gehen doch nicht auf einmal ab, und unſre Kompagnie würde doch keinen als Offizier oder Unteroffizier anerkennen wollen, den eine andere Kompagnie gewählt hat; denn beim Zuſammentreten des Bataillons könnte ja ſo einer zu uns verſetzt werden. Na, und ich dächte, wir hätten an Kontrolverſammlungen ſchon gerade genug. Der Herr mit dem Barte hat uns geſagt, daß der Hochſelige König die Wahl der Offiziere im

Geſetz aus dem Jahre 1814 verſprochen. Da ich nicht glauben kann, daß er uns wiſſentlich die Unwahrheit geſagt, ſo ſcheint ſich jemand den Spaß gemacht zu haben, ihm etwas aufzubinden. Das Geſetz über die Landwehr iſt nicht aus dem Jahre 1814, ſondern aus dem Jahre 1815, und die Wahl der Offiziere iſt nicht der Landwehr, ſondern den freiwilligen Jägern verſprochen worden. So gehts, wenn man die Dinge in der Nähe beſieht! Es wäre freilich wünſchenswerth, wenn jemand, der öffentlich zu Ehrenmännern redet, auch wegen der Jahreszahlen und Verſprechungen die Naſe vorher in ein Buch ſteckte. Auf die Art wird wohl auch aus der Wahl der Führer nicht viel werden. Wenn mich einer nach der beſten Art und Weiſe fragen wollte, wie die Landwehr ihre Offiziere wählen ſoll, dann würde ich eine ganz beſondere Art der Wahlverhandlung vorſchlagen. Unſre Helme ſollen die Wahlurnen vorſtellen, und die feindlichen Kugeln ſollen das Ballotirgeſchäft beſorgen. Wer nach einer Schlacht die meiſten feindlichen Kugeln in ſeinem Helm aufweiſen kann, der ſoll zum Führer gewählt werden. Löcher zählen mit. — Unparteiiſcher kann man doch nicht ſein! —

So, nun bin ich fertig. Einer hat für und Einer hat gegen die Vorſchläge geſprochen. Ich dächte, das wäre für vernünftige Leute, die alt genug geworden ſind, um ſich ſelbſt ihr Urtheil bilden zu können, gerade genug und hinreichend. Wir wollen alſo eine ganz einfache Frage ſtellen, denn aus dem Hin- und Herreden kommt doch nichts Beſſeres heraus. Und damit Ruck und Schlag in die Sache kommt, ſo wollen wir die Hände auf Kommando heben. Alſo:

Will die Berliner Landwehr ſich in ihrer alten Ehre und Treue zeigen? — will ſie kommen, wenn ſie gerufen wird? — will ſie ganz und ohne Rückhalt ihre ehrliche Soldatenpflicht thun? — Gewehr auf! —

Gott sei gelobt, liebe Kameraden, das nenne ich ein ehrliches und nachdrückliches Aussprechen unserer Meinung. Ich sehe keinen, der die Hand herunter gelassen hätte. Aber gerecht müssen wir unter allen Umständen sein, also muß auch gefragt werden, ob einer nicht will; nur kann ich dabei nicht: Gewehr auf! kommandiren; denn wenn jene Forderungen wirklich gemacht werden, dann nimmt die Landwehr wahrscheinlich auf ewig Gewehr ab und tritt in die Bürgerwehr als zweites Aufgebot ein. Will also einer der Herren die Gegenfrage stellen, so bitte ich nur, daß er hierher auf den Wagen kommt, damit wir alle ihn sehen können und künftig auch wissen, an wen wir uns zu halten haben, wenn die Sache nachher schief geht. Nun? — Es kommt keiner? — Die Verhandlungen sind also geschlossen, und jeder geht nach Hause. — Wie wir aber jedesmal am Schlusse einer Uebung ein Hurrah für Seine Majestät den König ausgebracht haben, so wollen wir auch heute nicht auseinandergehen, ohne der alten Sitte treu zu bleiben; denn wir haben heute auch eine Landwehrübung mitgemacht, eine Uebung in Soldatentreue und Soldatengehorsam, eine Instruktionsstunde in unserer verfluchten Pflicht und Schuldigkeit und eine Kontrolversammlung, wo uns zwar nicht die Kriegsartikel vorgelesen worden sind, an die wir alle aber noch nach langen Jahren mit Freude und ohne Reue zurückdenken werden. Also hübsch nach der Reihe und das Beste zuletzt:

Alle unsere Offiziere sollen leben! — Hoch!

Der Prinz von Preußen soll leben! — Hoch! — Hoch!

Seine Majestät der König soll leben! — Hoch! — Hoch! — Hoch!"

Der Eindruck, den diese in fiebernder Erregung und halb bewußtlos gesprochene Rede machte, war außerordentlich. Nicht allein die Glückwünsche der Freunde, auch die nachhaltige Wirkung derselben, namentlich aber die Verfolgungen der Demokraten, haben es mir nachher bewiesen. Meiner Ueberlegung mächtig,

würde ich mich nie zu einem ſogenannten Volksredner gemacht haben, aber der Augenblick, die wirklich drohende Gefahr hatte mich hingeriſſen. Nur für einzelne Worte, Sätze und Momente kann ich heute, nach ſechs Jahren, die Bürgſchaft übernehmen, z. B. das Kommandiren bei den Abſtimmungen, das Hervorholen der Männer von der Braßſchen Partei, das Bild mit der Wahl durch feindliche Kugeln im Helme — ein Unſinn, den eben der Augenblick entſchuldigen mag, oder den vielmehr ſeine elektriſirende Wirkung auf die Maſſe entſchuldigt hat — die Rotte Korah, die Anführung der Stelle aus dem königlichen Aufrufe. Alles Uebrige habe ich aus Erkundigungen und nach und nach auftauchenden Erinnerungen zuſammengeſetzt.

Während der ganzen Rede war mir die Haltung der Gegner keinen Augenblick entgangen. Ich hörte deutlich Einzelnes, was ſie unter ſich ſprachen, z. B.: „Warum haben wir auch an den nicht gedacht!“ — „Der verſteht's!“ — „Das ſoll ihm ſchlecht bekommen!“ — und dergleichen. Darum fühlte ich, daß vor allen Dingen wenigſtens ſcheinbare Beſchlüſſe herbeigeführt werden mußten; darum machte ich weitere Verhandlungen unmöglich, denn ich hatte ſehr wohl erkannt, wie geſchickt die Gegner zu operiren verſtanden. Einmal war es gelungen, die offenbar ſchon Schwankenden zurück zu halten; ob es aber zum zweiten Male gelingen würde, war ſehr die Frage. Alles drängte ſich um mich, dankte, jubelte, und der frohen Erregung ſchien kein Ende zu ſein.

Die Gegner hatten unter Drohungen den Poſthof verlaſſen, und da kein diſſentirendes Element zurückblieb, ſo bildeten ſich Gruppen, und es wurde lebhaft verhandelt, was nun Weiteres zu thun ſei; denn die Begeiſterung war auf einen Punkt geſtiegen, daß alle gern je eher je lieber dreingeſchlagen hätten; es wußte nur keiner recht, wo und mit wem er anfangen ſollte. Alsbald kamen aus dieſen Gruppen die Stimmführer zu mir — ich ruhte nämlich unter dem Wagenſchuppen von der Anſtrengung der mit

aller Kraft gesprochenen Rede aus — und sagten, sie wollten alle das Landwehrkreuz an ihre Hüte heften und zunächst den Prinzen von Preußen einholen, dann aber die eben zusammentretende Nationalversammlung auseinander jagen und der Bürgerwehr die Gewehre abnehmen. Ich dachte unwillkürlich an Goethes Zauberlehrling und sah im Gedanken die verruchten Besen an der Arbeit. — Glücklicherweise hatte ich das Zauberwort noch nicht vergessen und stellte ihnen vor, daß ich nie und nimmermehr das thun würde, was ich an anderen getadelt, daß wir natürliche Führer an unseren Offizieren hätten, und daß wir diesen zwar unsern guten Willen zeigen, nie aber selbständig und ohne dieselben etwas unternehmen dürften. Das sei sonst Revolution, und die wollten wir ja nicht! — Ich versprach daher, gleich heute noch zu dem General v. Webern, unserem Brigadekommandeur, zu gehen, und bat einige der Drängenden, mich zu begleiten, damit unser Schritt nicht gerade zum Gegentheile dessen würde, was wir wollten.

Zunächst kam es aber darauf an, die zu erwartenden Zeitungsberichte über die heutige Versammlung so zu gestalten, daß darin kein ungesetzlicher Schritt von unserer Seite erkannt werden könne. Die Fassung wurde sogleich verabredet, und ich konnte durch ernstlichste Vorstellungen erreichen, daß mein Name, sowie überhaupt alles Aufregende daraus entfernt blieb. Die Insertion in die Vossische und Spenersche Zeitung wurde beschlossen und die Besorgung von sich dazu Erbietenden übernommen. Daher erschien in der Nummer beider Zeitungen vom 23. Mai die folgende Berichterstattung:

„Am Sonntage Nachmittag 5 Uhr fand auf dem Posthofe in der Oranienburger Straße eine zahlreich (gegen 2000) besuchte Versammlung der Berliner Landwehrmänner statt, welche durch Maueranschläge und die Zeitungen von Steingräber und Genossen zusammenberufen waren, um ihre Mei-

nung darüber zu äußern, ob die Berliner Landwehr auf den Vorschlag eingehen wolle, den einige Kameraden in den Versammlungen des Exerzirhauses vor dem Prenzlauer Thore gemacht, die Gestellung zum Dienste bei der Einberufung von gewissen Bedingungen abhangen zu lassen. Die Antwort lautete, nachdem mehrere Redner gesprochen hatten und die Angelegenheit erörtert war: „Nein! Die Berliner Landwehr wird sich ihrer alten Treue und Ehre würdig zeigen, sie wird kommen, wenn sie gerufen wird, sie wird gehorchen, sie wird ganz und ohne allen Rückhalt ihre Soldatenpflicht thun!" Unter begeistertem Zuruf für Seine Majestät den König und den Prinzen von Preußen trennte sich die, mit musterhafter Ruhe und Ordnung geleitete Versammlung und wird die nächste Zusammenkunft Mittwoch den 24., abends 7 Uhr, auf dem Hofe des Landwehr-Zeughauses, Potsdamer Kommunikation Nr. 6, stattfinden."

Unterdessen hatten die Gruppen eifrig fortberathen und das Anheften der Landwehrkreuze an die Kopfbedeckung fest beschlossen; dann aber sollte es eine festliche und möglichst auffallende Begleitung nach Hause für mich geben, um der Gegenpartei zu zeigen, daß man auch einen Führer habe. Nur mit größter Mühe gelang es mir, diese Demonstration zu verhindern und zwar nur unter dem Vorwande, daß ich gar nicht nach Hause gehe, sondern dem General v. Webern Bericht abstatten wolle, daß aber das Militärgesetz jedes Erscheinen mehrerer Soldaten zusammen bei einem Vorgesetzten verbiete, und daß wir hoffentlich nicht Lust hätten, etwas Unmilitärisches zu thun. Es war nicht leicht, die Männer, welche ich selbst in eine angeregte, zu allem bereite Stimmung versetzt, von einer Manifestation ihrer Gefühle abzuhalten, zumal da hierin eine Verpflichtung mehr für sie gelegen hätte, den einmal ausgesprochenen Entschluß auch dem Gegner gegenüber aufrecht zu erhalten. Sie fügten sich aber,

und nachdem faſt alle den Poſthof ruhig verlaſſen, ging ich mit einigen zur Kommandantur, um den General v. Webern aufzuſuchen.

Wir fanden ihn an der neuen Wache von mehreren Bürgerwehr-Offizieren umgeben, und ich meldete, was vorgegangen. Der General ſchien eben ſo erſtaunt wie erfreut, daß dieſe Verſammlung, von der er nach dem Erfolge im Exerzirhauſe der Karlſtraße nicht viel Gutes erwartet, eine ſo unverhofft gute Wendung genommen, billigte die Faſſung des Berichtes für die Zeitungen und verſprach, ſelbſt bei der für den nächſten Mittwoch feſtgeſetzten Verſammlung zu erſcheinen. Ich ſtellte beſonders die Nothwendigkeit vor, den ſich offenkundig zeigenden guten Willen nicht ſich ſelbſt oder gar dem Aufwerfen eines zufälligen Führers zu überlaſſen, und fand für dieſe Beſorgniß die Zuſtimmung und das Verſprechen des Generals, die Sache nun ſelbſt in die Hand zu nehmen und vor Irrwegen zu wahren.

Ganz erſchöpft von den Erregungen des Tages kehrte ich in mein Haus zurück und erzählte meiner Frau von dem merkwürdigen Erfolge meines wahrlich unbeabſichtigten Auftretens. Bei aller Freude über den Gewinn für die gute Sache war aber Sorge für die Folgen dieſes Heraustretens aus meiner Abgeſchiedenheit, und zwar Folgen für meine Perſon, die nächſte Wirkung der Mittheilung. Frauen ſehen in ſolchen Dingen weiter und ſchärfer. In der Genugthuung des Augenblicks wies ich die Bedenken unwillig ab. Wie oft habe ich ſpäter an den erſten Eindruck gedacht, den meine Freude über das Gelingen auf meine Frau gemacht. Später hörte ich, daß während des Abends in allen Verſammlungen der demokratiſchen Klubs oder vielmehr aller Klubs — denn es gab damals keine anderen, und wenn ſie ſich anders nannten, ſo förderte doch jeder auf ſeine Art die Revolution — viel die Rede von dieſer Manifeſtation der Landwehr geweſen, weil ſie ein plötzlich und ganz unerwartet auftauchendes Element in der bisher unaufhaltſam

bergab eilenden Bewegung war. Man hatte bisher dieſe Kraft gar nicht mit in die Berechnung gezogen oder vielleicht geglaubt, leicht mit ihr fertig werden zu können. Die Haltung, die Ordnung und Einmüthigkeit, von welcher auch die im Poſthofe anweſenden Demokraten nicht genug erzählen konnten, war etwas ſo Ungewöhnliches in jener Zeit, und Beſchlüſſe, von einigen Tauſend Perſonen im ſogenannten reaktionären Sinne gefaßt, etwas ſo Fremdes für die fieberhaft erregten Maſſen, daß die Führer und Leiter erklärten, dieſer Erſcheinung müſſe man vor allem und um jeden Preis Herr werden.

Am andern Morgen erhielt ich von vielen Seiten freudige Zuſtimmung und Dank für das, was ich gethan. Ein Bedienter des General der Kavallerie Grafen v. Noſtitz brachte mir den Wunſch ſeines Herrn, mich im Laufe des Tages zu ſprechen; auch ein Lakai aus dem Hofſtaate Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen von Preußen kam und bedankte ſich im Namen ſeiner Kameraden. Das Wichtigſte war mir aber eine öffentliche Antwort des Landwehr-Unteroffiziers Braß, die derſelbe ſchon geſtern als Maueranſchlag erlaſſen hatte, und die mir von einem Theilnehmer unſerer Verſammlung gebracht wurde. Sie war gegen das Manifeſt der gutgeſinnten Landwehrmänner vom 18. gerichtet, verrieth aber durch eine äußerſt vorſichtige, faſt ſchüchterne Faſſung, daß Braß ſich in ſeiner Stellung als Führer der Gegenpartei nicht ſicher fühle. Da ich das Plakat ſelbſt nicht wieder zu Geſicht bekommen habe, ſo entnehme ich den Inhalt aus der Berliner Revolutions-Chronik Th. II., S. 573, wo er theilweiſe abgedruckt iſt. Es heißt darin:

„Was unſere gute Sache anbetrifft, ſo ſoll dieſelbe in einer kleinen Flugſchrift, die in dieſen Tagen erſcheinen wird, hinlänglich vertheidigt erſcheinen. Es wird dann niemand ſein, der unſere Beſtrebungen kennt und dann noch ſagen kann, wir hätten nicht ſo gehandelt, wie es uns als braven Soldaten, als wackeren Bürgern geziemt. Auf die gegen mich

persönlich gerichteten Schmähungen erwidere ich: Schmähungen treffen nur die, welche sie ausstoßen, nicht die, gegen welche sie gerichtet sind."

Das sah beinahe aus, als wolle der bis dahin so kühn und nichtachtend vorgehende Braß sich den Rücken frei halten, als sei ihm eingefallen, daß es doch wohl noch militärische Gesetze geben könne, gegen die mit Redensarten nichts auszurichten ist. Und dabei hatte er den Erfolg der gestrigen, hauptsächlich gegen ihn gerichteten Versammlung noch nicht gekannt. Wäre er zu gewinnen, zur Umkehr zu bestimmen gewesen, so mußte die ganze demokratische Agitation in der Landwehr zusammenfallen. Ich faßte daher den Entschluß, dem Gegner gerade auf den Leib zu gehen, ihm die Folgen seiner Handlungsweise vorzustellen und zu versuchen, ob ich ihn nicht wenigstens von weiteren Schritten abhalten könne. Wir waren uns persönlich fremd, obgleich ich mehrere von ihm früher verfaßte patriotische Gedichte in den Soldatenfreund aufgenommen und ihm einmal beim Landwehrfeste im Jahre 1846 bei Tische gegenüber gesessen hatte, wo er mit Begeisterung von der ihm widerfahrenen Ehre erzählte, daß Seine Majestät der König mit ihm gesprochen. So ganz konnte der Mensch sich doch nicht verändert haben, und ich hoffte viel von persönlicher Besprechung mit ihm.

Um 10 Uhr ging ich zur Probe des für morgen angekündigten Stückes: „Der Spieler" und stellte mich auf dem Hinwege dem General Grafen v. Nostitz vor, der mir viel Freundliches und Ermuthigendes über den Vorgang sagte, aber ebenfalls anerkannte, daß die so zufällig hervorgerufene Bewegung zu rechter Zeit von der Regierung in die Hand genommen werden müsse, um nicht auch ihrerseits aus dem Ufer zu treten und so den allgemein wirbelnden Strom nur noch mehr zu trüben.

Nach der Probe, die ganz ruhig verlief, suchte ich, meinem

Vorſatze treu, den Gegner in ſeiner Wohnung, Große Friedrich-ſtraße, zunächſt der Kochſtraße, auf. Er war zu Hauſe und offenbar betroffen, mich zu ſehen. Braß war ein ſehr wohl-gebildeter Mann, mit einnehmender Geſichtsbildung. Der wüſte, übergroße Bart verſtand ſich in jener Zeit von ſelbſt. Sein Zimmer zeigte die ärmliche Literaten- und Junggeſellen-Wirth-ſchaft; eine gezogene Jägerbüchſe lag auf dem Tiſche, auf dem Fenſterbrette eine Kugelform; Plakate und Flugſchriften, Kari-katuren überall. Braß befand ſich in einer ungemein erregten Stimmung, hatte aber ſo viel Selbſtbeherrſchung, daß man das unterdrückte Feuer wohl glühen, aber nie emporlodern ſah. — Man hatte ihm hinterbracht, ich ſei der Verfaſſer jenes Mani-feſtes gegen ihn und hätte geſtern auf dem Poſthofe die heftigſten Schimpfwörter gegen ihn ausgeſtoßen. Wollte ich überhaupt mit ihm verkehren, ſo mußte ich ihm dieſen Irrthum zunächſt benehmen. Ich erreichte aber damit nur, daß er nun glaubte, ich ſei nur durch den Augenblick verführt oder von Höherſtehenden vorgeſchoben. Darauf fußend, wollte er mich zu bekehren ſuchen und ſtellte mir die vollkommene Nutzloſigkeit jedes Widerſtandes gegen den allgewaltigen Strom der hereingebrochenen Revolution vor. Er appellirte an den Schriftſteller, an den Künſtler, an den ſogenannten geiſtreichen Mann, der doch unmöglich den Auf-ſchwung des Geiſtes, das Beginnen einer neuen Zeit leugnen könne. Ich erwiderte ihm, daß alle dieſe Begriffe bei dieſer Gelegenheit in dem Begriff des Soldaten untergingen, und daß keine Bewegung, kein Aufſchwung, kein Sturm ſo heftig ſei, daß der Soldat ihrer nicht Herr werden könnte, wenn er die Treue bewahre. Braß lächelte und meinte, mit dem bisherigen Be-griffe des Soldaten ſei es auf Nimmerwiederkehr vorbei. Wer ſich aber dem Sturmeswehen der neuen Zeit widerſetzen wolle, über den werde ſie vernichtend dahin gehen. Ich würde das ſchon an mir merken; denn die ganze Demokratie ſei feſt ent-ſchloſſen, die Bewegung, an deren Spitze ich mich geſtellt, nicht

aufkommen zu laſſen, und da ich als Schauſpieler der Maſſe gegenüber ſchutzlos ſei, ſo würde ich als ſolcher für das leiden müſſen, was ich auf einem ganz andern Felde heraufbeſchworen. Einer ſolchen Geſinnung und Entſchloſſenheit gegenüber fühlte ich bald genug, daß ich einen ganz vergeblichen Verſuch gemacht, einen ſo entſchiedenen Demokraten zu gewinnen, und kürzte den peinlich werdenden Beſuch ab.

Auf dem Heimwege kam es über mich, daß Braß wohl Recht haben könnte, wenn er den Schauſpieler dafür verantwortlich machte, was der Unterthan gethan, und freute mich im voraus darauf, für meine Ueberzeugung auch etwas leiden zu können. Daß es eine ſolche Wendung damit nehmen werde, wie es wirklich nahm, kam mir damals freilich noch nicht im entfernteſten in den Sinn.

Abends war das kleine Luſtſpiel „Ihr Bild", dann „Der zerbrochene Krug" und zum Schluſſe mein oft gegebenes Liederſpiel „Verſuche" angeſetzt. Ich hatte im erſten und letzten Stücke zu thun, und das allerdings wenig zahlreiche Publikum zeichnete mich in beiden Rollen auf eine faſt auffallende Weiſe aus, obgleich ich ſchon an dieſem Tage faſt vollſtändig heiſer war und nur mit der größten Anſtrengung ſprechen konnte. Die Nachwehen der geſtrigen Rede in freier Luft und in leidenſchaftlichſter Erregung hatten ſich ſchon im Laufe des Tages eingeſtellt und meine damals faſt ununterbrochenen Halsleiden bedeutend verſchlimmert, ſo daß ich dem Regiſſeur Weiß ſchon während der Vorſtellung meine Zweifel ausſprach, ob ich am andern Tage würde ſpielen können. Am Schluſſe der Vorſtellung wurden wir drei Darſteller herausgerufen. Es war das letzte Mal, daß ich vor dem Berliner Publikum erſchien, dem ich achtundzwanzig Jahre lang eine gewohnte und im letzten Jahrzehent eine gern geſehene Erſcheinung geweſen war.

Mit meiner Frau fuhr ich in einer Droſchke nach Hauſe. Der Kutſcher wählte den Weg nach der Marienſtraße über die

Weidendammer Brücke, und ich entging dadurch, wie ich nachher erfuhr, der persönlichen Beschimpfung durch eine Rotte, die mir an der Louisen- und Marienstraßen-Ecke auflauerte, um mir die zugedachte Katzenmusik schon auf der Straße zu bringen. Sie hatten sich erkundigt, von welcher Seite ich abends nach Hause zu kommen pflegte, und nur der Zufall ersparte mir eine wahrscheinliche Mißhandlung. Ich ahnte noch immer nichts. Unwohl und abgespannt lag ich auf dem Sopha, als plötzlich auf dem Hofe — meine Wohnung lag nämlich im Garten und wurde durch ein Gitter von dem Hofe des Vorderhauses getrennt — ein fürchterlicher Lärm entstand. — Schreien, Pfeifen, Aneinanderschlagen von allerlei Geräth, Flüche, wildes Geheul machte die Fenster erzittern. Dabei wurde heftig an der Klingel gerissen, und Schläge gegen die Wände des Hauses, namentlich gegen die hölzerne Bekleidung einer Treppe, welche vom Hofe aus auf den Boden über meiner Wohnung führte, wurden hörbar. Frau und Tochter sahen mich bleich und ängstlich fragend an, und die Dienstleute liefen durch den Garten an den Eingang, um sich zu erkundigen, was der Lärm bedeuten könne, da sie keine Ahnung hatten, daß er mir gelte. Sie fanden den ganzen Hof dicht gedrängt voll tobender Menschen, einige Bewohner des Vorderhauses am Gitter, die geklingelt hatten, um mich zu warnen und mir sagen zu lassen, ich möge fliehen, weil man mir an das Leben wolle. Ungefähr zehn Minuten hatte dieser Pöbellärm gedauert, als plötzlich, wie durch einen Zauberschlag, tiefe Stille eintrat und eine starke Stimme folgende Worte rief:

„Es hat dem Possenreißer, Sänger und Tänzer Schneider gefallen, die Landwehr aufzuwiegeln, daß sie den von der Volks-Justiz verjagten Prinzen von Preußen zurückrufen möchte, wodurch die glorreichen Tage des 18. und 19. März in Frage gestellt werden. Dafür verfalle er der Rache des Volkes, und sei ihm ein donnerndes Pereat gebracht!"

Augenblicklich begann der Höllenlärm wieder und wurde nun so heftig, daß ich jeden Augenblick das Hereinbrechen der wüthenden Rotte erwarten mußte. Frau und Tochter waren in der höchsten Bestürzung, als sie von den zurückkehrenden Dienstleuten erfuhren, daß der ganze Hof voll wild aussehender Männer sei, die alle erdenklichen Verwünschungen gegen mich ausstießen. Beide drangen in mich, durch eine Thür im Zaune des benachbarten Holzplatzes zu fliehen. Scheinbar ruhig blieb ich sitzen und war entschlossen, den Ersten, der eindringen würde, niederzuschießen; denn ich hatte, bei der Einsamkeit und Abgelegenheit meiner Wohnung, die rings von Gärten und Holzplätzen umgeben war, stets ein Paar doppelläufige Pistolen, mit starkem Schrot geladen, neben meinem Bette liegen. Was aber dann? —

Diese Katzenmusiken waren damals noch etwas Neues, niemand konnte wissen, wie weit sie gehen würden, niemand berechnen, ob der aus den Ufern tretende Strom sich eindämmen ließ. Die Plünderung der Wohnung des Major Preuß und des Ladens des Handschuhmachers Wernicke bewiesen, daß der Pöbel auch zu Thätlichkeiten bereit war. Dazu die Dunkelheit, die vollkommene Schutzlosigkeit meiner Wohnung und der Blick auf Frau und Kind. Ich zögere keinen Augenblick, zu gestehen, daß eine große Angst mich überfiel. Ich starrte vor mich hin und soll, so lange der entsetzliche Lärm dauerte, kein Wort gesprochen haben, außer einer Frage nach meinen Pistolen.

Endlich verlief sich die Masse, um vor das Hotel des Ministers Camphausen zu ziehen, mit dem ich die Ehre hatte, an diesem und den folgenden Abenden die Katzenmusiken zusammen zu bekommen. Die Meinigen sahen nur die Gefahr und den Schimpf des Augenblicks. Unter mir aber brach eine ganze Vergangenheit zusammen, und trostlos stand die Zukunft vor meinen Blicken. Im Mai jenes Schandjahres sah es wahrlich nicht so aus, als ob noch ein November möglich oder zu hoffen wäre, und mein Beruf stellte mich schutzlos einer Masse

gegenüber, die damals ſchon keinen Zaum noch Zügel mehr kannte.

Später erfuhr ich, daß die Katzenmuſik von Mitgliedern des demokratiſchen Klubs und des Handwerker-Vereins veranſtaltet war. Jener Sprecher war ein Jude, Max Conheim, geweſen, der ſpäter in dem badiſchen Feldzuge erſchoſſen wurde. Was dieſe Menſchen hier gethan hatten, konnten ſie im Theater noch viel ungeſtrafter und beſchimpfender für mich thun, und welche Vertheidigung blieb mir?

Ich brauche wohl nicht erſt niederzuſchreiben, daß ich eine ſchlafloſe Nacht hatte und vergebens auf Mittel dachte, den hereingebrochenen Sturm zu beſchwören. Dabei wuchſen meine Halsſchmerzen, daß ich faſt nicht mehr laut ſprechen konnte, und das Blut trieb mir wie im Fieber durch den Körper. Meine arme Frau! meine armen Kinder!

Am Dienſtag (23.) früh befand ich mich ſo unwohl, daß die vollſtändige Unmöglichkeit vorlag, am Abende zu ſpielen. Meine Frau übernahm es, die nöthige dienſtliche Anzeige zu machen, und wohnte der an dieſem Tage abgehaltenen Bürgerwehrparade bei, da ſie die Linden paſſiren mußte. Von vielen Bekannten angeredet, hörte ſie viel Ermuthigendes für die Vorgänge auf dem Poſthofe, hatte aber dafür als Gegenſatz von der Scene des geſtrigen Abends zu erzählen. Namentlich benahm ſich der Kammerherr Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Prinzeſſin von Preußen, v. Witzleben, ſehr freundlich gegen ſie und hielt das Ausſprechen einer loyalen Geſinnung von Seiten der Landwehr für überaus wichtig.

In der „Spenerſchen Zeitung" erſchien folgende Anzeige:

„Den wackeren Männern der Berliner Landwehr, welche am Sonntage auf dem Poſtwagenhofe verſammelt waren, ſowie beſonders dem biederherzigen Leiter der Verſammlung den Zuruf: „Und die Treue — ſie iſt doch kein leerer Wahn." —

Einige nicht zur Landwehr gehörige Zuſchauer."

Von Seiten der Demokraten bereitete man ſich, wie ich nachher erfuhr, auf empfindliche Schritte gegen mich vor. Da mein Name für die Abendvorſtellung auf dem Zettel ſtand, ſo wollte man den Schauplatz für dieſelben in das Theater verlegen, und namentlich das Parterre war — in jener Zeit eine Seltenheit und deshalb auffallend — gedrängt voll. Als vor Beginn der Vorſtellung angekündigt wurde, daß ich wegen Krankheit nicht auftreten könne und Herr Müller meine Rolle übernommen habe, ließen die Flüche, Verwünſchungen und das Ausſpeien vieler Gruppen keinen Zweifel, daß eine öffentliche Demüthigung gegen mich beabſichtigt geweſen war. In Scharen verließen ſie das Theater, und das vor Beginn der Vorſtellung ſo volle Parterre blieb während derſelben faſt leer.

Von den abenteuerlichen Anſchuldigungen gegen mich, wie ſie ſich im Laufe dieſes und der folgenden Tage verbreiteten, geben die ſpäter bekannt gewordenen Flugſchriften und Maueranſchläge einen Begriff. Ich war plötzlich der Anſtifter und der Mittelpunkt einer furchtbaren reaktionären Landwehr-Verſchwörung geworden, wollte mich wo möglich zum Diktator von Berlin machen und war überhaupt eine ſehr gefährliche und verdächtige Perſon, die auf alle Fälle unſchädlich gemacht werden mußte. Dazu trug denn, wie immer, der Eifer und die Anhänglichkeit der Freunde nicht wenig bei. Die Landwehrmänner, welche auf dem Poſthofe geweſen waren, hatten ihren Kameraden eine übertriebene Schilderung von meiner Rede und ihrer Wirkung auf die Maſſe gemacht. Es war von den Abſichten der Landwehr gegen die Bürgerwehr, gegen die Klubs und gegen die Nationalverſammlung Ungeheuerliches erzählt worden, und da niemand wußte, daß ich der Veranſtaltung jener Verſammlung ganz fremd geblieben war, ſo galt ich, was übrigens eben ſo begreiflich wie verzeihlich iſt, für den Anſtifter, natürlich auch für den bezahlten Anſtifter der ganzen, ſo unvermuthet auftauchenden Bewegung.

Allerdings hatte ſeit dem 19. März noch niemand gewagt,

in öffentlicher Rede das königliche Haus hoch leben zu lassen und dem Prinzen von Preußen den verdienten Zoll der Liebe und Verehrung darzubringen; das beweisen sämmtliche Zeitungen und sonst erhaltene Nachrichten aus jener Zeit; in der Schrift sprach sich diese Gesinnung, namentlich aus den Provinzen, vielfach aus — in offener Rede war ich der Erste gewesen. Das verdiente Züchtigung von Seiten der Demokraten, erhöhte aber auch die Stimmung der Gutgesinnten für mich, und noch am Abende des heutigen Tages sollte ich die vollwichtigsten Beweise für beides empfangen.

Die Garde-Landwehrmänner waren nämlich zusammengetreten und hatten beschlossen, mir als Entschädigung für die gestrige Katzenmusik heute Abend ein Ständchen zu bringen. Sie hatten sich dazu gegen fünf Uhr versammelt und waren, nach Schätzung des mir gegenüber wohnenden Obersten, späteren Generals v. Maliszewsky etwa 900 Mann stark, in Sektionen geordnet und im Gleichtritt marschirend, in die Marienstraße gekommen, wo sie vollkommen militärisch, wie zum Holen oder Abbringen der Fahne, einschwenkten und im gerichteten Stillestehen das Lied vom Prinzen von Preußen nach der Melodie: „Prinz Eugenius, der edle Ritter" sangen. Ich lag, mit kalten Wasser-Umschlägen um den Hals, auf dem Sopha, als plötzlich heftig an der Klingel gerissen wurde und der Theaterdiener Schulz, einer der eifrigsten und gewissenhaftesten Garde-Landwehrmänner, herein eilte und mir mit freudestrahlendem Gesichte ankündigte, daß ich der Gegenstand dieser besonderen Ovation von Seiten der Garde-Landwehr sei, um den Demokraten zu zeigen, daß sie entschlossen sei, mich gegen alle Angriffe derselben zu vertheidigen. In diesem Augenblicke ertönte auch schon der vollstimmige Männerchor auf der Straße, und der Kommandeur des Berliner Garde-Landwehrbataillons, Major Freiherr v. Schleinitz, sowie eine Zahl von Offizieren in voller Uniform traten herein, um mir Dank und Glückwunsch zu sagen. Ich sollte auf die Straße hinauskommen und mich den Kameraden

zeigen, die mich durchaus ſehen wollten, um mir eine Ehre anzuthun.

Ich war tief ergriffen von der Herzlichkeit, mit der mich jeder für die geſtern erlittene Unbill entſchädigen wollte, durfte aber bei meinem Halsübel weder ins Freie, noch hätte ich bei meiner totalen Heiſerkeit auch nur ein verſtändliches Wort hervorbringen können. Bedauernd verließen mich die Offiziere und baten nur dringend, daß ich doch wenigſtens morgen bei der im Landwehr-Zeughauſe angeſetzten Verſammlung ja nicht fehlen möge, weil die Braßſche Partei ſeit vorgeſtern außerordentlich rührig ſei und man erwarten müſſe, daß ſich, wie bei der erſten von dem General v. Webern geleiteten Verſammlung der gutgeſinnten Landwehrmänner, auch ſchlechte Elemente einſchleichen möchten, denen aber die Gewalt der Rede zu Gebote ſtände, und die jedenfalls mit der gleichen Waffe bekämpft werden müßten. Indem ich leider auf meine Krankheit verweiſen mußte, fügte ich aber noch hinzu, daß mir nun die Zeit gekommen zu ſein ſcheine, wo die Offiziere allein noch zu reden hätten. Um den guten Willen der Mannſchaften zu zeigen, ſei nun genug geſchehen. Die feierliche Erklärung ſei da, nun müſſe der Befehl ohne viele Redensarten das Uebrige thun.

So wenig ich auch geſprochen hatte, fühlte ich mich doch ſehr angegriffen, und der Hals begann ſo heftig zu ſchmerzen, daß die Herren mich verließen, während draußen noch mehrere patriotiſche Lieder geſungen und einmal über das andere Lebehochs für mich ausgebracht wurden. Der Oberſt v. Maliszewsky hatte aus ſeinem Fenſter den ganzen Vorgang mit angeſehen und brachte der braven und pflichttreuen Landwehr ſeinerſeits ein Hoch aus, in das leider nur wenige von den Tauſenden der verſammelten Zuſchauer und der in allen Fenſtern liegenden Bewohner der Straße einſtimmten.

Um ſieben Uhr mit einbrechender Dunkelheit wurde es ſtill. Meine Dienſtleute brachten aber beunruhigende Nachrichten aus

den Kaufläden mit, wo sie für die Wirthschaft eingekauft hatten. Mein Name war dort in aller Mund, und mit den heftigsten Vorwürfen und Drohungen wurde ich als der Urheber der Ruhestörungen in diesem Stadtviertel genannt, den man für seine Anmaßungen züchtigen müsse, um so mehr, als bei dem Hasse der sogenannten Volkspartei doch nicht eher Ruhe würde, als bis ich todtgeschlagen worden sei. Ich hätte siebenhundert Thaler unter die Landwehr vertheilt — nach andern siebentausend — die ich vom Prinzen von Preußen dazu bekommen. Es sei kein Wunder, daß ich so für die Soldaten und gegen die ruhigen, friedlichen Bürger sei, da ich ja schon seit langen Jahren die reaktionäre Zeitung „Der Soldatenfreund" geschrieben, und was dergleichen Unsinn mehr war. Im Klub der gegnerischen Landwehrmänner brachte man besonders zur Sprache, daß ich schon im Jahre 1844 in einer Zeitschrift mich als gefährlichen Volksfeind bewiesen, da ich vorgeschlagen, man möchte die Landwehr-Zeughäuser besser als bisher bewachen, um zu verhindern, daß bei einem Aufruhr der Pöbel sich der Waffen bemächtige.

Die Vorgänge bei dem Geburtstage des Hochseligen Königs hatten mir Veranlassung zu dieser Bemerkung gegeben; denn ich hatte damals bei dem Krawall zwei Kerle zu einander sagen hören: „Wenn sie die Soldaten auf uns loslassen, dann brechen wir in die Kompagniekammern und holen uns Gewehre." (Siehe Nr. 573 des Soldatenfreundes. Juni 1844.)

Diese Stelle wurde jetzt zum Gegenstande einer besonderen Anklage gegen mich gemacht. — Kurz es gährte und zog sich eben von allen Seiten gegen mich zusammen.

Auch am heutigen Abende war mir eine Katzenmusik zugedacht gewesen. Von dem Hotel des Ministerpräsidenten wollten die wüsten Gesellen wieder zu mir kommen, hörten aber auf der Marschallsbrücke, als sie eben in hellen Haufen johlend und schreiend heranzogen, daß die Garde-Landwehr mir — und zwar in bedeutender Stärke — ein Ständchen gebracht, und daß die

Mannschaften derselben sich in den Häusern der Luisenstraße und der Albrechtstraße versteckt, um, wenn die Katzenmusik in der Marienstraße im vollen Gange sei, die Musikanten wie in einem Sacke zu fangen und ihnen den Takt zu ihrer Musik zu schlagen. Dies Gerücht soll von der Bürgerwehr des Stadtviertels ausgegangen sein, die auf diese Weise am besten die Verantwortung für einen Skandal von sich abwehrte, den sie zu verhindern wahrlich weder Lust noch Kraft hatte.

Durch diesen Umstand blieb ich heute mit einer Katzenmusik verschont, um sie am nächsten Tage desto reichlicher zu genießen. In welcher Stimmung diese Bande war, bewies die Demonstration, welche sie noch spät abends vor der Stelle machte, auf der sich später das Denkmal Friedrichs des Großen erheben sollte. Fast erschöpft von dem wilden Lärm, den sie vor den Ministerhotels, vor der Wohnung des Polizeipräsidenten und anderer mißliebiger Persönlichkeiten vollführt, zogen sie an den Eingang der Lindenpromenade und verbrannten hier unter den wüthendsten Drohreden den Verfassungsentwurf, welcher am Tage vorher publizirt worden war. Die „Arbeiter-Zeitung" sagte am anderen Tage mit schamloser Frechheit über diesen Akt rohester Pöbelleidenschaft: „Konnte den Manen des Volksführers, der vor hundert Jahren sich an die Spitze der Bewegung stellte, ein würdigeres Brandopfer gebracht werden?"

Spät am Abende wurde mir noch ein Plakat mitgetheilt, welches der Handwerkerverein infolge seines Beschlusses vom Sonnabend den 20. gegen das Manifest von Steingräber und Genossen und gegen die öffentliche Schmähung der Barrikadenhelden erlassen. Es war vom 22. datirt und schloß ungefähr:

> „Und somit bekennen wir hiermit laut vor dem Volke von Berlin die That der Kämpfer des März, der gefallenen wie der lebenden, als eine preiswürdige." — Unterzeichnet war es: „Die 2000 Mitglieder des Handwerkervereins, unter denen viele Landwehrmänner."

Ich erwähne dieses Plakats unter vielen anderen besonders deshalb, weil es zur Erklärung der späteren Vorfälle in Hamburg dient.

Am Mittwoch den 24. wurde während des ganzen Vormittags mein Zimmer von Besuchen nicht leer, die mir theils zu dem Ständchen von gestern Abend gratulirten, theils ihre Entrüstung über die immer heftiger und allgemeiner werdenden Drohungen der Demokraten aussprachen. Darunter war der Graf Redern, früher General-Intendant der königlichen Schauspiele, Herr v. Thadden-Triglaff, den ich leider wegen zunehmenden Unwohlseins nicht empfangen konnte, Lieutenant v. Grüneberg von den Ulanen, Hauptmann v. Clausewitz vom Garde-Reserve-Regiment. Ich durfte die Personen nicht alle sprechen, die sich theilnehmend zu mir drängten; namentlich entzog ich mich den mancherlei Aufforderungen, welche in Bezug auf die für den Nachmittag angesetzte Versammlung der Landwehr an mich gerichtet werden sollten. In den Zeitungen erschienen heute die ersten Nachrichten über die Katzenmusiken von vorgestern und bezeichneten ohne weiteres mich als den Führer und Leiter der Landwehr, deren Benehmen in Flugblättern als ein ungesetzliches, gewaltsames und besonders reaktionäres geschildert wurde. Im Theater waren die Vorgänge der letzten Tage bekannt geworden, und es hatte natürlich an kollegialischen Vergrößerungen und Uebertreibungen nicht gefehlt; konnten mir doch manche mein starres Benehmen beim Begräbniß der Märzhelden und bei anderen Gelegenheiten seit dem März nicht verzeihen.

In einem andern Abschnitte meiner Erinnerungen habe ich das dahin Gehörige unter der Bezeichnung: „Ein Revolutions-Repertoire" mitgetheilt.

Das Repertoire für die laufende und die nächste Woche wurde in der Intendantur so zusammengesetzt, daß ich in keinem Stücke zu thun hatte, weil man mit Recht eine Wiederholung der Straßenskandale im Theater befürchtete; und da im Parterre

ganz laut davon gesprochen wurde, daß man nnr mein Wiederauftreten erwarte, um ein für alle Male ein Exempel an mir zu statuiren, so war schon heute die Rede davon, mir, selbst gegen meinen Willen, einen Urlaub zu geben.

In meinem Befinden trat während des Tages Besserung ein. Da ich durch Demonstration und Gegendemonstration vor der Hand das Maß der Feindseligkeit gegen mich erschöpft glaubte und überdies durch die Eröffnung der Nationalversammlung, die Aufregung gegen den General v. Aschoff als Kommandeur der Bürgerwehr, die lärmend und drohend werdenden Zusammenrottungen der Arbeiter die Aufmerksamkeit auf ganz andere Dinge und Personen gelenkt wurde, so ward ich ruhiger und glaubte, der Sache mit einiger Geduld Herr werden zu können. Die Ereignisse beherrschten mich aber und zogen mich aufs neue gewaltsam in den Strudel der streitenden Parteien. Unter diesen Dingen stand die auf heute anberaumte Landwehrversammlung im Bataillons-Zeughause an der Potsdamer Kommunikation oben an. General v. Webern, Major v. Schleinitz und fast alle Offiziere der Berliner Bataillone waren gegenwärtig und über 4000 Unteroffiziere und Wehrmänner versammelt. In sehr richtiger Erkenntniß der Nothwendigkeit, weitere Impulse von unten herauf zu vermeiden, führten nur Offiziere das Wort, und General v. Webern redete in der kräftigsten, hinreißendsten Weise zu den Versammelten. Den einzigen ausführlichen Bericht über die Vorgänge dort giebt die „Zeitungs-Halle", allerdings nach ihrem Parteistandpunkte gefärbt, aber in der Sache selbst richtig. Die Rede des General v. Webern giebt dieses Blatt mit folgenden Worten:

„„Kameraden! Wem haben wir denn eigentlich die Revolution zu verdanken? doch niemand anders, als den französischen und polnischen Emissaren und den verdorbenen Literaten, die werth wären, daß sie alle aufgehängt würden; ich weiß wahrlich nicht, wie ich diese Schurken passend genug bezeichnen

soll. (Hier hielt der General inne und besann sich, dann fuhr er fort:) Mit einem Wort, es sind Sch... kerls und nochmals Sch... kerls und zum dritten Male Sch... kerls!""

„Dieses Stück echt militärischer Beredsamkeit, worauf übrigens von niemand entgegnet wurde, erweckte bei den Gleichgesinnten einen donnernden Beifallssturm. Herr v. Webern, fast bis zu Thränen gerührt, heftete sofort ein Landwehrkreuz an seine Kopfbedeckung und forderte die Versammelten, nachdem er einen Vorrath solcher Kreuze unter dieselben hatte vertheilen lassen, auf, diese Kreuze als ein Erkennungszeichen von nun an zu tragen und dem Wahlspruche: Mit Gott für König und Vaterland! stets treu zu bleiben. Hierauf wurde der Antrag gestellt, die Landwehr sämmtlich zu bewaffnen und derselben die Ruhe und Sicherheit der Stadt, für welche die Bürgerwehr keine Garantie zu leisten vermöge, anzuvertrauen, den Prinzen von Preußen feierlich einzuholen oder, falls dieses nicht gestattet werden sollte, die Ehrenwache vor seinem Palais zu übernehmen. Am Schlusse forderte ein Hauptmann der Landwehr die Versammelten auf, in corpore zu dem Herrn Minister v. Camphausen und zu dem Herrn Louis Schneider zu ziehen, um diese beiden Herren durch ein Hurrah, welches man ihnen bringen wolle, für die denselben am vorigen Tage vom Volke gebrachten Katzenmusiken zu entschädigen. Da dieser Antrag einstimmig durchging, so formirte sich der Zug und trat, begleitet von den bewaffneten Führern, sofort seine Wallfahrt an."

So berichtet die „Zeitungshalle" ganz getreu von dieser merkwürdigen und für mein Schicksal entscheidenden Versammlung. Ehe ich die weiteren Vorgänge erzähle, muß ich aber noch die Entgegnung des General v. Webern erwähnen, welche derselbe, ebenfalls in der „Zeitungshalle", aber erst am 4. Juni, erließ:

„Der Unterzeichnete ist der Gegenstand eines geharnischten Angriffs in der „Zeitungshalle" geworden, wegen der von

ihm am 24. Mai an die verſammelten Landwehrmänner gerichteten Anſprache. Ein ſolcher Angriff darf nicht verwundern, denn er paßt zu der Gegner Taktik, die darin beſteht, alles zu verdrehen, zu entſtellen, zu verdächtigen. Aber Wahrheit iſt ein gutes Ding, ſelbſt dann, wenn ihre ſcharfe Säbelſpitze in der Hitze des Gefechts auch etwas in den Schmutz gehauen haben ſollte, und ſo nehme ich keinen Anſtand zu erklären, daß ich die Wühler, und beſonders das fremde, ausländiſche Element unter ihnen, welches das gute, geſunde deutſche Blut der treuen Berliner Landwehr hat verderben und anſtecken wollen, wirklich als Sch...kerls bezeichnet und vor ihnen gewarnt habe. Alle Literaten als Schurken bezeichnen zu wollen, iſt mir nicht eingefallen, ſchon aus dem Grunde nicht, weil ich in meinen alten Tagen ſelbſt beinahe einer habe werden müſſen. Zur Eintracht und Einigkeit der Deutſchen habe ich aber aus vollem Herzen ermahnt und beſonders dazu, auch den Verirrten unter ihnen die treue Bruderhand zu bieten, um ſtark und kampfgerüſtet gegen die Gefahr von außen zu bleiben."

Bis dieſe Erklärung erſchien, galt ich im Publikum für denjenigen, der ſämmtliche Literaten Schurken genannt und ihnen jenes Epitheton, keineswegs ornans, beigelegt. Man kann ſich alſo den Chorus denken, den dieſe Herren gegen den frechen Komödianten machten, der ſich unterſtanden hatte, die Konverſationsſprache auf die Rednerbühne zu übertragen und noch obenein zu einem Publikum, von dem möglicherweiſe Prügel zu erwarten waren.

Schon während des Nachmittags kamen von allen Seiten Nachrichten, daß mir am Abende eine bedeutend ſtärkere Katzenmuſik, als am Montage, gebracht werden würde. Sogar der im Vorderhauſe wohnende Polizei-Kommiſſarius Bückling ließ mir dieſe Nachricht zukommen und empfahl, ich möchte nur ja nicht die Thür öffnen; denn aufbrechen würden ſie dieſelbe hoffent-

lich wohl nicht. Daß die Bürgerwehr von dem unter ihren Augen Vorgehenden keine Notiz nahm, verſteht ſich von ſelbſt. So ſtand denn wieder ein ganz angenehmer Abend in Ausſicht. Dabei hatte die Sache im Publikum auch ſchon eine ſcherzhafte Seite gewonnen und wurde, namentlich von der Nachbarſchaft, als eine ganz amüſante betrachtet. Es hatte ſich nämlich in der Stadt das Gerücht verbreitet, ich ſei bei der Katzenmuſik zu den Virtuoſen herausgekommen, habe einen Kinder-Leierkaſten oder ſonſt ein Inſtrument mitgebracht und bei der allgemeinen Ergötzlichkeit unter allerlei guten Witzen mitgeholfen. Höchſt geiſtreiche oder vielmehr unglaublich dumme Späße wurden mir bei der Gelegenheit in den Mund gelegt und dadurch noch mehr Neugierige angeregt, einer etwaigen Wiederholung ſo heiteren Ideenaustauſches auch beizuwohnen.

Nach ſechs Uhr, allerdings etwas früh, denn es war noch ganz hell, hieß es: „Sie kommen! — Sie kommen!“ aber es waren nicht die Virtuoſen, ſondern jener impoſante Zug von gegen 4000 Mann, alle das Landwehrkreuz an Hut oder Mütze, in Sektionen zu zwölf Mann Front, im feſten Gleichtritt und von den Offizieren geführt. Ohne einen Laut von ſich zu geben, ſchwenkte dieſe Maſſe in die Marienſtraße ein und ordnete ſich ebenſo, wie die Garde-Landwehr am Abende vorher. Es ſoll ein merkwürdiger und erhebender Anblick geweſen ſein, wie endlich, Kopf an Kopf gedrängt, aber immer feſt in Reih und Glied, die ganze Marienſtraße gefüllt war und ſchweigend auf das Kommando hörte. Die Offiziere kamen wieder zu mir herein, um ihr Bedauern auszuſprechen, daß ich durch Krankheit verhindert geweſen, der heutigen Verſammlung beizuwohnen, und brachten mir die Grüße und die Lebehochs der Kameraden. Dieſe Lebehochs erfolgten draußen ſo reichlich und erſtreckten ſich endlich auch auf meine Frau, daß die Fenſter davon zitterten. Als die Offiziere mich verlaſſen hatten, erfolgte der Abmarſch ebenſo ruhig und geſchloſſen, und der ganze Zug bewegte ſich

über die Weidendammer Brücke nach den Linden, wo es an der Ecke der Friedrichstraße, an der sogenannten Kranzlerschen Ecke, zu Thätlichkeiten mit den dort versammelten Stammgästen des Lindenklubs kam. Bis dahin hatte man die ruhig daher ziehende Masse auf keine Weise gehindert, den Mitgliedern des Lindenklubs war aber diese Erscheinung der Landwehrkreuze an den Kopfbedeckungen Tausender so verdächtig, daß Pfeifen, Gröhlen und Geschrei ertönte und die damals gangbaren Schimpfworte: „Kommißbrot-Ritter, „Bunte Schufte", „Dressirte Bauerlümmel", von allen Seiten die Marschirenden begleiteten. Auch der v. Webernsche Kraftausdruck hatte sich bereits seit einigen Stunden eingebürgert, und ein junger Mann in Studententracht, mit langem blonden Haar, einer kleinen weißen Kappe auf dem Kopfe und dem unvermeidlichen Kavallerie-Schleppsäbel an der Seite, zeichnete sich besonders durch Schimpfen gegen die Landwehr aus. Unglücklicherweise kam er endlich damit an den Falschen. Ein baumlanger Garde-Landwehrmann sprang plötzlich aus dem Gliede, griff dem Schimpfenden in die langen blonden Haare, riß ihn über das erhobene Knie und packte dann mit der rechten Hand auf dem Rücken des Zappelnden Rock, Weste, Hosenträger und Beinkleid in einen Griff der riesigen Faust, riß ihm das alles vom Leibe und züchtigte nun den Schreienden, wie der Schulmeister einen ungezogenen Knaben züchtigt; dann warf er ihn zur Seite auf den Boden, trat wieder in Reih und Glied und marschirte, ohne ein Wort zu verlieren, ruhig weiter.

Der ganze Lindenklub war erstarrt über diese unerhörte Züchtigungsweise, wagte aber nicht, etwas dagegen zu thun. Erst als die ganze Kolonne an dem Palais des Prinzen von Preußen, bei welchem sie mit abgenommenen Hüten und Mützen, und beim Palais des Hochseligen Königs, bei welchem sie im tiefsten Schweigen mit entblößtem Haupte und auf Kommando mit: „Augen rechts nach oben!" vorüber marschirten, vorbei

waren, brach die Wuth des Lindenklubs in helle Flammen aus. Als gefragt wurde, wo denn die Landwehrmänner herkämen, hieß es: „Von dem Schauſpieler Schneider; der hat ihnen ſiebenhundert Thaler gegeben, damit ſie das Volk mißhandeln ſollen.“ Natürlich wurde ſofort eine Razzia nach der Marienſtraße beſchloſſen, um den Anſtifter alles dieſes Unheils ſofort exemplariſch zu beſtrafen und ihn wo möglich ebenſo zu züchtigen, wie, ohne Zweifel auf ſeine Veranlaſſung, jener baumlange Garde-Landwehrmann den jungen Menſchen in Studententracht ſoeben gezüchtigt.

Die wohlwollende Geſellſchaft kam aber zu ſpät, denn die Katzenmuſik war unterdeſſen vor meinem Hauſe ſchon in vollem Gange. Schon als die Landwehr vor dem Hauſe aufmarſchirt war, hatten ſich die Muſik-Dilettanten der ganzen Umgegend verſammelt und rückten von der Luiſenſtraße her an, als die Landwehr mit der letzten Sektion um die Albrechtſtraßen-Ecke bog. Sofort begann auch der Höllenlärm wieder, ſonderbarerweiſe aber diesmal nicht auf dem Hofe und unmittelbar vor dem Gitter meiner Wohnung, ſondern die Spektakelmacher blieben auf der Straße. Bald erfuhr ich von meinen Dienſtleuten die Urſache. Es waren nämlich einige zwanzig beſonders ſtarke und entſchloſſene Landwehrmänner, meiſt Unteroffiziere, zurückgeblieben und hatten ſich in den Flur des Hauſes geſtellt. Die erſten der eindringenden Gaſſenbuben waren unſanft hinausgeworfen worden, hatten die weißen Kreuze an den Hüten geſehen und verbreiteten nun das Gerücht, auf dem Hofe und in meiner Wohnung hätten ſich Hunderte von Landwehrmännern verborgen, die nach dem Blute des Volkes lechzten und alles todtſchlügen, was ihnen in die Finger käme. Bei ihrer außerordentlichen Wahrſcheinlichkeit regte dieſe Nachricht allerlei Bedenken der Katzenmuſikanten an, und ſie begnügten ſich, ihren Lärm über eine Stunde auf der Straße zu vollführen. Dafür war er aber auch ungewöhnlich nachhaltig und ungenirt, um ſo

mehr, als ein Detachement Bürgerwehr in der Nähe dem Spektakel mit großer Befriedigung zusah.

Da ich aus dem Verlauf der ersten Katzenmusik bereits erkannt hatte, daß dergleichen eben ein Ende nimmt, wie es angefangen, so hörte ich diesmal die Drohungen und das wüste Geschrei schon sehr viel ruhiger mit an und hatte die Freude, auch Frau und Kind viel gefaßter und sicherer zu sehen, als gestern.

Als der Lindenklub endlich dazu gekommen war, sah es fast aus, als sollte heute Abend schon Ernst gemacht werden; denn die Erbitterung über die von mir veranlaßte, tausendfach übertriebene Mißhandlung eines Studenten unter den Linden stieg immer höher und wurde durch Hetzen immer höher getrieben. Nur als man sich überzeugte, daß wirklich Landwehrmänner auf dem Flur des Hauses standen, und sich das Gerücht verbreitete, die ganze Kolonne sei zurückgekommen und über die Holzplätze, sowie durch die benachbarten Gärten in meine Wohnung gelassen worden, kühlte sich die Lust zu Thätlichkeiten ab, und der lärmende Haufe verzog sich mit der Drohung, morgen wieder zu kommen; dann wolle man aber das Ding schon besser anfangen und meine Wohnung von hinten angreifen.

Um 10 Uhr war alles ruhig und blieb es auch die Nacht hindurch. Die mich freiwillig Bewachenden blieben auch die ganze Nacht hindurch, theils auf dem Flur des Hauses, theils in den benachbarten Kellern, von wo aus sie sich ablösten und alles beobachteten. Von meiner Frau wollten sie, außer einigen Cigarren, durchaus nichts annehmen; und sie haben diesen aufopfernden Freundesdienst fünf Tage lang fortgesetzt, bis meine Abreise ihre Sorge für mich unnöthig machte.

Von dem Zustande, in dem sich Berlin überhaupt in diesen Tagen befand, giebt ein Artikel des damals erscheinenden radikalen Blattes „Die Volksstimme" in ihrer Nummer vom

24. Mai folgende, allerdings verhöhnend gemeinte, aber nur zu wahre Schilderung:

„In unsern Ringmauern herrscht jetzt ein wunderbares Leben. Volksversammlungen, Klubs, Vereine, Katzenmusiken, Bürgerwehr, fliegende Buchhändler, abdankungsfähige Minister, polizeilich beschützte Volksführer, aufwiegelnde Ruhestifter, revolutionäre Reaktionäre und konservative Revolutionäre, todte Geheimräthe, wirkliche geheime Kolporteure, uniformirte Polizisten, lebendige Karikaturen der Freiheit und Gleichheit treiben ihr Wesen so bunt durcheinander, daß den hochedlen Weißbier-Philistern in ihren Zipfelmützen und Schlafröcken angst und bange zu Muthe ist. Nun ist gar noch die Nationalversammlung dazu gekommen und hat den Lärm der Reden, Ständchen, Trommeln, Pfeifen, Knarren, Trompeten, Waldteufel, der Vossischen Weherufe und Dudelsackspfeifereien, des Spenerschen Schnarchens und ähnlicher Gewächse so bedeutend vermehrt, daß Spontinis Opern im Vergleiche damit himmlische Harmonien sind."

Das mag freilich übertrieben klingen, wer aber zu jener Zeit in Berlin gelebt hat, wird die Schilderung nur zu wahr finden.

Nr. 3 der „Berliner Straßenzeitung" enthielt um diese Zeit Folgendes:

„Sollte es den Herren der Bürgerwehr noch an Pfeifern und Trommlern fehlen, so erbieten sich die Unterzeichneten, deren Adresse in der Marienstraße Nr. 2 beim Schneider Louis zu erfragen ist, ihnen gegen eine billige Entschädigung dermaßen etwas zu pfeifen und zu trommeln, daß es eine Art ist, und hoffen umsomehr Berücksichtigung dieser Offerte, da sie in dem Geschäft, besonders in letzter Zeit, sehr eingeübt sind.

Mehrere blecherne Landwehrmänner."

Am Donnerstag, den 25. Mai, nahm die ganze Sachl
eine bedrohlichere Wendung. In der Nachbarschaft stieß n
die allerentschiedensten Drohungen gegen mich aus, und me
Dienstleute wollten gar nicht wiedersagen, was sie in den Ka
läden rings umher gehört. Während der lärmenden Auftr
vor meinem Hause war es am gestrigen Abende vor der W
nung des Polizeipräsidenten zu ernsthaften Auftritten gekomm
Die Bürgerwehr war ausnahmsweise dort eingeschritten, und
der Jüdenstraße hatte das Gesindel den Versuch gemacht, e
Barrikade zu bauen, und bei allen diesen Vorgängen war m
Name vorzugsweise genannt worden als der eines Mensch
welcher der Volksrache verfallen müsse. Die Bürgerwehr mei
Stadtviertels, vom Oberkommando ermahnt, den Unfug
Katzenmusiken nicht zu dulden, und davon unterrichtet, daß
heutige Abend zu einem ernstlichen Ueberfall meiner Wohn
bestimmt sei, ermannte sich und sandte eine Deputation, um
die Oertlichkeit in meinem Garten anzusehen, zu dem man le
über die Zäune der Gärten und Holzplätze am Weidendam
gelangen konnte. Nach allerlei wichtigen Bemerkungen und
denklichkeiten wurde mir angezeigt, daß man gegen Abend ei
Zug Bürgerwehr in meinem Garten aufstellen werde, da n
sonst für nichts stehen könne.

Unter diesen Umständen war wenig Hoffnung, daß
mein Halsübel bessern werde; vor allen Dingen wollte ich a
Frau und Kind nicht einer möglichen Mißhandlung ausse
und beschloß daher, einen oder zwei Tage in Köpenick bei mein
alten Freunde, dem Major a. D. v. Gorczkowsky, zuzubring
mit dem ich überdies wegen Fortführung des damals n
wöchentlich erscheinenden Soldatenfreundes zu verkehren ha
da jedenfalls — das war mir klar geworden — meines Bleib
in Berlin und in meinen bisherigen Verhältnissen nicht
würde; denn wenn die Landwehr wirklich einberufen wurde, w
es gewaltig zu drängen schien, so war ich fest entschlossen, n

zu ſtellen. Die Gattin des damaligen Major Herwarth von Bittenfeld, ſpäteren Kommandeurs des 31. Infanterie-Regiments, welche uns gegenüber in der Marienſtraße wohnte, hatte meiner Frau und meinem jüngſten Kinde Obdach und Schutz angeboten, ſo daß im ſchlimmſten Falle nur meine Wohnung den Angriffen des Pöbels ausgeſetzt war. Ich bat meine Frau, in das Büreau der General-Intendantur zu gehen und anzuzeigen, daß ich meiner Wiederherſtellung wegen einige Tage auf das Land gehen, ſowie ich die Heiſerkeit verloren, mich aber zum Dienſt melden würde. Dort kam man ihr mit großer Bereitwilligkeit entgegen, weil ſich ſchon das Gerücht verbreitet hatte, man werde den General-Intendanten, Herrn v. Küſtner, zwingen, mir den Abſchied zu geben, eine Drohung, die auch wirklich an demſelben Abend noch ausgeführt wurde.

So verließ ich nachmittags 5 Uhr mein Haus mit meiner älteſten Tochter, nahm einige werthvolle Sachen mit und ging durch die Verbindungsthür aus meinem Garten über den Holzplatz nach der Albrechtſtraße, wo eine Droſchke mich erwartete und nach dem Frankfurter Bahnhof führte. Meine Entfernung wurde aus den Fenſtern der Hinterhäuſer in der Marienſtraße deutlich bemerkt, und verbreitete ſich die Nachricht davon ſehr bald in der Umgegend.

Ich kann das Gefühl der Ruhe und des Wohlbehagens kaum beſchreiben, das ich empfand, als ich den revolutionär verpeſteten Dunſtkreis Berlins hinter mir hatte und das friedlich ſtille Köpenick betrat. Wer nicht ſelbſt Gegenſtand erbitterter Volksdemonſtrationen geweſen iſt, kann ſich von dieſem Gefühl gar keine deutliche Vorſtellung machen. Von dem treuen, in allen Lebensverhältniſſen bewährten Freunde ward ich auf das herzlichſte aufgenommen; es gab zu erzählen, zu fürchten und zu hoffen. Meine Gedanken waren natürlich bei meiner Frau und meinem jüngſten Kinde in Berlin, aber ich wußte ſie ja durch die Güte der Frau Majorin v. Herwarth in einem ſicheren Aſyl,

das mir um so werthvoller sein mußte, als ich die traurige Erfahrung gemacht hatte, daß ein befreundeter Nachbar, Justizrath, dem ich am zweiten Tage der Katzenmusiken einen Koffer mit werthvollen Gegenständen zur Aufbewahrung schickte, was ganz unbemerkt geschehen konnte, da unsere Gärten mit einander verbunden waren, mir denselben zurücksandte und mit dem so gefährlichen Depot eines vom Volke verfehmten Menschen nichts zu thun haben wollte. Leider hatte auch Frau Majorin v. Herwarth für den Schutz, den sie meiner Familie durch Aufnahme in ihre Wohnung gewährt, Anfechtungen zu erleiden; denn sie erhielt am Tage darauf einen Drohbrief, der sie persönlich und ihr Eigenthum für den Schutz verantwortlich machte, den sie einem Volksverräther angedeihen lasse.

Während des Abends fand sich in der That Bürgerwehr bei meiner Wohnung ein, die bewachenden Landwehrmänner blieben ebenfalls zur Hand; da aber die Nachricht von meiner Abwesenheit in der ganzen Nachbarschaft verbreitet war, so kam es zu nichts. Dagegen fand vor der Wohnung des General-Intendanten v. Küstner eine lärmende Demonstration in Bezug auf mich und in der Volksversammlung unter den Zelten im Thiergarten eine heftige Verhandlung über die Schritte statt, die von Seiten der demokratischen Partei gegen mich zu thun seien. Von den Beschlüssen der letzteren gab meiner Frau der Bediente einer vornehmen Herrschaft Nachricht — den Namen derselben wollte der Bediente nicht nennen —, es sei nämlich darauf abgesehen, an meiner Person ein Beispiel der Volksjustiz zu geben, was hoffentlich alle anderen Reaktionäre auf lange einschüchtern werde; ich solle daher um Gotteswillen nur niemandem die Thür öffnen. Gleiche Nachrichten liefen später auch von der Haynschen Druckerei ein, in der wenigstens einige Setzer, die von mir lebten, Antheil an mir nahmen.

Ueber die Demonstration gegen den General-Intendanten v. Küstner enthält das von demselben herausgegebene Buch

„Vierunddreißig Jahre meiner Theater-Leitung" Folgendes (Seite 193):

„Als der damalige königliche Schauspieler Schneider sich in einer Landwehr-Versammlung in royalistischem Sinne sehr ehrenwerth ausgesprochen, rückte eine Menge von gewiß tausend Menschen bei einbrechender Dunkelheit vor mein Haus und forderte durch eine Deputation dessen sofortige Entlassung und Entfernung. Kurz vor diesem Vorfalle hatte Schneider Urlaub zu einem Gastspiele nach Hamburg erhalten. Ich erwiderte der Deputation, daß zufolge dieses bereits auf dem Schauspielzettel bekannt gemachten Urlaubes Herr Schneider zunächst nicht auftreten würde, eine sofortige Entlassung desselben aber wäre eben so außer dem Gesetz, das auch ihre Achtung in Anspruch nähme, als außer der Macht des Vorstandes. Hierdurch beruhigt, zog sich die Deputation sowie die Menge zurück."

In dieser gedruckten Notiz des Herrn v. Küstner befinden sich einige Irrthümer, wie aus dem im Original vorliegenden Briefe desselben vom 28. Mai hervorgeht. Ich stand nicht als beurlaubt, sondern als unpäßlich auf dem Theaterzettel und habe wohl die Erlaubniß erbeten, einige Tage in der Umgegend von Berlin zuzubringen, bis mein Halsübel sich gebessert; den Urlaub nach Hamburg, welcher schon früher für den Monat Juli abgemacht und festgesetzt war, hat der General-Intendant mir aus eigenem Antriebe, und um weiteren Demonstrationen vorzubeugen, unverlangt gegeben.

Der ziemlich schwer lesbare Brief lautet:

„In Eile! Am 28. Mai 1848. Ich halte es für nöthig, Ihnen, werther Herr, diese Zeilen zu übersenden, da Sie nach Ihrem letzten unpaß sind und noch nicht zu mir kommen können, in welchem Falle ich allerdings eine mündliche Unterredung vorgezogen hätte. Ohne Ihnen eine Schuld beizu-

meſſen und ohne, den Verlauf der Dinge nicht genau kennend, beurtheilen zu können, ob Sie ſich an den politiſchen Verhandlungen und Kontroverſen betheiligen mußten, was jeder dramatiſche Künſtler in der Regel vermeiden muß, ſo iſt ſo viel wahr, daß Sie, ſchuldig oder unſchuldig, die Veranlaſſung von Begebenheiten ſind, die, nach vielen vorausgegangenen, mir neue Kränkungen herbeigeführt und meine Geſundheit erſchüttert haben. Eine Deputation mit mehreren tauſend Perſonen, die die Friedrichſtraße bedeckten, im Gefolge, ſtellte in den Abendſtunden zwiſchen 10—11 Uhr an mich das Begehren, daß Sie bis auf Weiteres nicht auftreten möchten. Ich erwiderte, daß (Sie waren auf dem Zettel als unpäßlich bemerkt) Sie für jetzt nicht auftreten würden. Man verlangte ferner Ihre Entfernung aus Berlin. Ich erwiderte, daß dies nicht in meiner Macht ſtände, ja ſelbſt dem Könige ſtände nicht zu, Sie oder wer es ſei, ohne Unterſuchung und Urtheil, von Berlin zu entfernen. Als ich Sie am andern Morgen, Sie unpaß und krank wiſſend, aufſuchte, fand ich Sie von hier entfernt. Ich mußte daher glauben, daß es Ihnen nur angenehm ſein würde, wenn ich Ihnen eine ganz ſchickliche und ehrenvolle Veranlaſſung gäbe, ſich von hier zu entfernen, das iſt: ein Urlaub, um den Sie ohnedies gebeten hatten. So viel iſt gewiß, daß ich es dem Theater ſchuldig war, Sie für jetzt nicht auftreten zu laſſen, denn das müßte bei den erregten Parteien für und gegen Sie unabänderlich einen ſogenannten Theaterſkandal herbeiführen, der dem Theater höchſt nachtheilig und verderblich werden müßte. Sie ſehen deutlich, daß dieſer herbeigeführt werden ſoll; heute befindet ſich ſchon wieder in der Zeitung eine Aufforderung an mich, daß Sie in: Kurmärker und Pikarde als Landwehrmann auftreten ſollen. Dies deutet nur zu deutlich auf eine Demonſtration. Ich erkläre, daß ich Sie für jetzt nicht glaube auftreten laſſen zu können, und ſollte die Angelegenheit bis ans Miniſterium und

an Seine Majestät den König gehen, weil ich verantwortlich für die Ruhe im K. Theater bin. Alles liegt nun in Ihren Händen! Es ist ein schicklicher Ausweg geboten aus dem Konflikt, den Sie schuldig oder unschuldig veranlaßt haben. Sobald Sie einigermaßen wieder hergestellt, was Sie hier übrigens bei der fortdauernden Aufregung nicht werden können, dürfen Sie verreisen (je schneller Sie dies thun, je besser ist es), kehren in 3 bis 4 Wochen zurück, wo die Sache vergessen ist. Es liegt nun, wie gesagt, in Ihren Händen, ob Sie der Anstalt und mir die größten Nachtheile zuziehen wollen oder nicht, Nachtheile, die meine Abdankung herbeiführen können, weil meine Gesundheit dies letzte nicht mehr ertragen kann. Sie haben mir öfters gesagt, daß Sie die Anstalt vor allem lieben. Jetzt steht es bei Ihnen, dies zu beweisen.

Küstner."

Ich habe durch Einschaltung dieses Briefes, der eigentlich über meine späteren Verhältnisse entschied, dem Laufe der Erzählung vorgegriffen und erwähne in Bezug darauf nur noch jener Aufforderung in der Vossischen Zeitung vom 28. Mai, welche folgendermaßen lautet:

„Eine Hochlöbliche General-Intendantur der K. Schauspiele wird ganz ergebenst ersucht, in den nächsten Tagen den Königlichen Preußischen Landwehr-Unteroffizier Herrn Louis Schneider als Kurmärker in „Kurmärker und Pikarde" geneigtest auftreten lassen zu wollen.

Mehrere Patrioten."

Herr v. Küstner hatte ganz Recht, wenn er diese Aufforderung als Veranlassung zu einem Theaterskandal betrachtete, und traf seine Befürchtung auch für Berlin nicht ein, so sollte sie mich desto sicherer in Hamburg treffen.

Am Freitag den 26. morgens kam Herr v. Küstner, in großer Aufregung über die am gestrigen Abend stattgehabte

Demonſtration gegen ihn, in meine Wohnung, um mit mir perſönlich das Nöthige über die von ihm gewünſchte längere Abweſenheit von Berlin zu beſprechen. Von dem Dienſtmädchen hörte er, daß ich ſchon geſtern Abend auf das Land gegangen ſei, und ſandte dann die Urlaubsbewilligung bis zum 15. Juni, alſo auf drei Wochen. — Mit dieſer kam meine Frau ſofort nach Köpenick.

Schon die eine ruhige Nacht, die friedliche Stille in dieſem vom Wahnſinne der Zeit noch unberührt gebliebenen Landſtädtchen und die überaus milde Frühlingsluft hatte Wunder für mein Halsübel gethan. Der ohne mein Zuthun erhaltene Urlaub ſchien meiner Frau ein glücklicher Ausweg aus der drohenden Lage des Augenblicks, und ſie ſchlug mir vor, das für den Monat Juli in Hamburg abgeſchloſſene Gaſtſpiel ſchon im Juni abzumachen, wodurch ich auf die natürlichſte Weiſe von Berlin entfernt gehalten würde. Ich war mit dieſer Ausſicht aber keineswegs einverſtanden, weil ich erſtens glaubte, daß nun die Landwehr zuſammenberufen und eingekleidet werden würde, dann aber, weil ich bei wiederkehrendem Wohlbefinden Luſt in mir verſpürte, es auf einen ſogenannten Theaterſkandal ankommen zu laſſen. Es kam etwas von dem Trotze gegen die Maſſe über mich, der mich ſpäter in Hamburg einer tobenden Menge ſtandhalten ließ, und ich beauftragte meine Frau, nach Berlin zurückzukehren und Herrn v. Küſtner perſönlich meine Antwort zu bringen, die darin beſtand, daß ich mir nur einige Tage der Ruhe und Erholung, keineswegs aber einen längeren Urlaub ausgebeten hätte und mich, ſobald ich mich dienſtfähig fühlte, zum Dienſte melden würde.

Meine Frau begab ſich mit dieſem Auftrage gleich nach ihrer Ankunft in Berlin zu dem Herrn General-Intendanten, welcher, in allerdings durch die Vorgänge des geſtrigen Abends ſehr gerechtfertigter Stimmung, ihr ſehr viel Unangenehmes über meine Betheiligung an den politiſchen Wirren des Augenblicks

ſagte. Der an und für ſich ganz richtige Grundſatz, daß ein Schauſpieler eben nur Komödie ſpielen ſoll und keineswegs dafür bezahlt wird, ſeine Geſinnungen zu bethätigen, fand in dieſer Unterredung ſeinen vollwichtigſten Ausdruck, reizte meine Frau aber endlich ſo, daß ſie zu der Aeußerung getrieben wurde: „Es iſt möglich, daß mein Mann unrecht gethan hat, ſich in Dinge zu miſchen, die ihn als Schauſpieler nichts angehen. Er ſelbſt hat dafür ſchon am meiſten gelitten und wird wahrſcheinlich noch mehr leiden müſſen. Aber wenn er ſelbſt auf dem Schaffot für ſeine Treue ſtürbe, ſo würde ich doch noch ſtolz auf das ſein, was er gethan!“

Hierauf erwiderte Herr v. Küſtner: „Wenn ich nicht irre, haben Sie ja eine Penſion nach dem Tode ihres Mannes?“

Dieſe Aeußerung verletzte meine arme Frau ſo tief, daß ſie keiner Erwiderung mehr fähig war und recht innerlich betrübt den Mann verließ, dem ich faſt acht Jahre ein treuer und aufopfernder Gehülfe geweſen war. Sie hat mir dieſe Worte des Herrn v. Küſtner lange verſchwiegen und erſt bei Wiederkehr beſſerer Zeiten mitgetheilt. Vergeſſen haben wir ſie aber beide nicht, und ſie ſind mit ein Grund, weshalb ich einen Stand verlaſſen, in welchem Treue und Dankbarkeit bei Gelegenheit auch einmal unſchicklich werden können.

Ich blieb den ganzen Freitag und die Nacht zum Sonnabend in Köpenick und kehrte am 27. vormittags, da ich mich faſt ganz hergeſtellt fühlte, nach Berlin und in meine Wohnung zurück. Die Stadt war unruhiger als je zuvor, Bürgerwehr und brotloſe Arbeiter ſtanden ſich drohend gegenüber, die Aufregung über den Verfaſſungsentwurf der damaligen Miniſter war aufs höchſte geſtiegen, namentlich aber die Wuth gegen die Landwehr ſo allgemein, wie ſie die unausgeſetzten Wühlereien der Demokraten nur machen konnten. Als ich vom Frankfurter Bahnhofe in einer offenen Droſchke mit meiner Tochter durch die Stadt fuhr, begegnete mir der Polizeihauptmann d'Espagne,

hielt den Wagen an und wunderte ſich, wie ich es wagen könn
mich in einer offenen Droſchke in Berlin zu zeigen; ob ich de
nicht wiſſe, was gegen mich im Werke ſei, und ob ich denn nic
fürchte, erkannt zu werden. Ich verneinte beides und wollt
um meine Tochter nicht zu erſchrecken oder den Droſchkenkutſch
auf ſeinen Fahrgaſt beſonders aufmerkſam zu machen, auch nich
Näheres hören. Wie aber meine Abreiſe am Donnerſtag Nac
mittag mit unerklärlicher Schnelligkeit im ganzen Stadtviert
bekannt geworden war, ſo mußte es meine Rückkehr vor d
Augen der ganzen Nachbarſchaft ebenfalls werden, und ſofo
gingen die Warnungen und Mahnungen wieder los, gewann
diesmal aber eine ganz beſtimmte Geſtalt und ließen mich deutli
erkennen, welche Mittel die Demokraten anwendeten, um d
ganze Bevölkerung Berlins gegen die Landwehr und vor alle
Dingen gegen den vermeintlichen gefährlichen Führer derſelbe
aufzuregen. Ein in der „Locomotive" von Held am 31. M
erſchienener Artikel, der ſogar von den Herren Reinhardt un
Jakoby auf ihre Koſten als Plakat nachgedruckt und durch Maue
anſchlag veröffentlicht wurde, giebt einen Begriff von dieſer Au
regung und erklärt die mir damals aufs neue von allen Seite
zugehenden Warnungen. Er lautete:

„Soeben kommt mein Kutſcher nach Hauſe, und obglei
ich merkte, daß er etwas Heimliches in ſich hatte, ſo brach
ich ihn doch ins Erzählen, ſo daß ich von ihm Folgende
erfuhr, welches ich, überzeugt von ſeiner Biederkeit, völlig z
verbürgen im Stande bin. Derſelbe war in der Landwehr
verſammlung, und ſeine Partei zählt 15 000 Mann, währen
die des Braß nur 8000 zählt. So wie es losgeht, ſo ſo
der Braß gefangen werden, und alsdann rechnet man auc
noch auf die 8000 Mann. So wie in Berlin die Republi
ausgerufen wird, muß jeder Landwehrmann aus dem nächſte
Thore eilen, alles im Stich laſſen und ſich bei Spandau ver
ſammeln, wo ſchon alles, Gepäck, Montirung und Waffe

hingeſchafft ſind; ſie ſollen auch keine Waffen mitbringen, da dies Aufſehen erregen könnte; die gutgeſinnten Bürger würden dafür ſorgen, damit keine Barrikaden gebaut werden, und wenn das Militär einrückt, ſich in die Häuſer zurückziehen und dieſe verſchließen, während das Militär den Studenten, dem Handwerkerverein und allen Parteigängern das Garaus macht. Die Bauern in den nahegelegenen Orten, wo die Kanonen ſtehen, ſind beſtochen, damit dieſelben nicht verrathen, wo die Kanonen ſtehen oder verſteckt ſind. Das Signal, eine Fackel auf dem Schloſſe und zwei auf dem neuen Gefängniß, welches man vom Spandauer Thurm ſehen kann, werden angezündet, dann ſollen dieſelben anmarſchirt kommen. In der Verſammlung war der Landwehrgeneral und mehrere Bürger anweſend, und es wurde allen vorgeleſen, wer nicht kommt und ſich zurückzieht, wird als Verräther betrachtet, und ſie möchten ſich nur auf ſchlechte Pfingſtfeiertage gefaßt machen. Auf die Frage, wenn nun die Bürger gemeinſchaftlich handeln, was ſie dann machen ſollten, antwortete er: Gegen die Bürger wollen wir nichts, dann bleiben wir alle hier, weil die keine Republik wollen. — Um Unglück zu verhüten, melde ich Ihnen dies ſchleunigſt, bitte um die ſchnellſte Verbreitung, damit Gegenmaßregeln getroffen und der Bürger und Landwehrmann, überhaupt alle, dieſe ungeheuren Reaktionsmittel kennen lernen."

Wenn ſich ſolcher Unſinn ſchon gedruckt an das Licht wagte, ſo läßt ſich denken, bis zu welchem Grade er ſich in den Kneipen und in den Volksverſammlungen von Mund zu Mund ſteigerte. Da ich keine Ahnung davon hatte, im Gegentheil glaubte, daß durch meine zweitägige Abweſenheit die Aufregung ſich gelegt, ſo fuhr ich ſofort in das Intendantur-Büreau, um mich zum Dienſt zu melden. Herrn v. Küſtner fand ich nicht dort; die langen Geſichter und das ſcheue, fremde Benehmen meiner ehemaligen Kollegen gegen den der Volksjuſtiz Verfallenen werde

ich schwerlich je vergessen. Ich meldete mich gesund, so daß man für das nächste Wochen-Repertoire auf mich rechnen könne, und auf diese Meldung bezog sich vorzugsweise der Brief des Herrn General-Intendanten vom Tage darauf, der mir die Entfernung von Berlin so dringend an das Herz legte. Der Zufall wollte, daß ich nicht über die Marschallsbrücke, sondern über die Weidendammer Brücke nach meiner Wohnung zurückfuhr; denn kaum in dieser angekommen, erfuhr ich, daß die Demokraten des Viertels meine Rückkehr von Köpenick zu einer Aufwiegelung der Rammarbeiter an der Marschallsbrücke benutzt und diesen gesagt hatten, sie möchten mir aufpassen, um mir die Führerschaft der reaktionären Landwehr einzutränken, wozu diese denn auch ganz bereit waren und die Brücke besetzten, so daß ich jedenfalls bei meiner Rückkehr über dieselbe ihnen hätte in die Hände fallen müssen.

Nachmittags besuchte mich die Gattin des Kapellmeisters Moeser, eine Freundin meiner Frau und langjährige Bekannte, mit der ich schon die Theaterschule besucht. Sie war erschrocken, mich in meinem Hause zu finden, da sie nur meine Frau hatte trösten wollen, und beschwor mich nun, mich nicht muthwillig und nutzlos einem Ueberfalle auszusetzen. Sie war am Donnerstag Abend Zeuge der Demonstration gegen Herrn v. Küstner gewesen und hatte dort unter den Gruppen so bestimmte Drohungen und Anschläge gegen mich gehört, daß sie das Schlimmste für mich fürchtete. Wichtiger als das schien mir aber, daß sie auch die Zusage des Herrn v. Küstner gehört, mich nicht mehr auftreten lassen zu wollen, wie er mir dies am folgenden Tage selbst schrieb. Schon im Intendantur-Büreau hatte ich gehört, daß Herr von Küstner befohlen, mich nicht mehr als unpäßlich auf den Theaterzettel zu setzen, was auch infolge des am 26. bewilligten, und zwar ohne mein Verlangen bewilligten, dreiwöchentlichen Urlaubes ganz in der Ordnung war.

Nun nahm die Angelegenheit allerdings eine ganz andere

Wendung für mich. Man wollte mich nicht. — Mehr als das wirkte aber die Nachricht mir zugethaner Landwehrmänner auf mich, daß man mit Bestimmtheit bei der auf morgen, Sonntag den 28., abermals angesetzten Versammlung auf mich rechne, weil ich durch meine Rede manchen unterdessen ausgebrochenen Zwiespalt beschwichtigen solle. Ich möge mich dann sperren, so viel ich wolle, so würden sie mich zu ihrem Führer ausrufen, um den Demokraten zu zeigen, daß es ihnen Ernst mit Schließung der Klubs, Entwaffnung der Bürgerwehr und Auseinandertreibung der Nationalversammlung sei.

Da ich nicht mehr krank war, so hatte ich keinen erdenklichen Entschuldigungsgrund, bei den weiteren Versammlungen der Landwehr nicht zu erscheinen; der Gedanke einer Führerschaft widerstand mir aber so durchaus, ich sah die daraus nothwendig hervorgehenden Gefahren für die Landwehr selbst so klar vor Augen, daß ich nun mit Frau und Tochter berieth, was zu thun sei. — Nach genauem Erwägen aller Umstände, deren Beherrschung nicht mehr in meiner Gewalt lag, entschloß ich mich zu einer sofortigen Reise nach Hamburg, um dort vielleicht das für den Juli verabredete Gastspiel schon jetzt abzumachen.

Die Vorbereitungen dazu waren schnell getroffen, und Frau Moeser half dabei den Meinigen auf das eifrigste. In einem sogenannten Kremserwagen fuhr ich am Nachmittag spät nach Spandau, um mich dort auf den Abendzug der Hamburger Eisenbahn zu setzen; denn auf dem Berliner Bahnhofe einzusteigen wagte ich nun schon nicht mehr, weil die Aufwiegelung der Rammarbeiter an der Marschallsbrücke schwerlich eine vereinzelte Maßregel der Demokraten gewesen war. Den Weg nach Spandau nahm ich über die Unterbaumsbrücke, durch den Thiergarten, bei den Zelten vorbei, wo schon wieder Tausende den Beginn der täglichen Versammlungen erwarteten und ich in den letzten acht Tagen ein dankbares und ergiebiges Thema für die Rednerbühne gewesen war. Bei der Abfahrt hatte ich meiner Frau aufge-

tragen, ſogleich zu dem General v. Webern zu gehen und ihm anzuzeigen, daß ich aus den ihm bekannten Gründen weder zu der morgigen, noch zu einer der künftigen Landwehrverſammlungen kommen, bei einer befohlenen Einkleidung mich aber ſogleich ſtellen würde.

In Spandau erwartete ich auf dem Bahnhofe die Ankunft des Berliner Zuges, aus dem zu meiner Verwunderung meine Tochter hervorſprang und mir die Nachricht brachte, der General v. Webern laſſe mir ſagen, ich möge ja nicht nach Hamburg gehen, weil meine Anweſenheit in Berlin für die gute Sache durchaus nöthig ſei. Das Perſonengeld war zwar ſchon bis Hamburg bezahlt und meine Sachen auch ſchon verpackt, da ich mir aber nicht anders denken konnte, als mit dieſer dringenden Nothwendigkeit ſei die bevorſtehende Einkleidung gemeint, ſo ließ ich das Geld im Stich und kehrte mit meiner Tochter in einem Spandauer Perſonenwagen nach Berlin zurück. Nach allem Vorhergegangenen ſchien es mir aber nun wirklich nicht mehr rathſam, in meiner Wohnung zu übernachten; ich ſandte daher meine Tochter in die Stadt zu meiner Frau, um ihr ſagen zu laſſen, daß ſie die Nacht im Hotel Meinhard, deſſen Beſitzer uns befreundet war, zubringen möchte, und fuhr dann ſelbſt nach Potsdam, wo ich in der Nähe Berlins bleiben und die weitere Entwickelung der Ereigniſſe abwarten konnte.

Potsdam war ſo übervoll von geflüchteten Berlinern, daß ich nur noch mit Mühe ein Unterkommen in der „Stadt Königsberg" bekam. Hier erhielt ich am andern Tage den Brief des General-Intendanten, nach deſſen Schlußſatz mir nun keine Wahl mehr blieb. Auch daß die Einkleidung der Landwehr auf keinen Fall ſtattfinden werde, erfuhr ich hier mit Beſtimmtheit. Damit fiel aber auch der letzte Grund, der mich zum Bleiben hätte veranlaſſen können, und ich ſchrieb nun von Potsdam aus nach Hamburg an Maurice, ob ich ihm zu dem für ſpäter verabredeten Gaſtſpiele willkommen ſei.

Unterdeſſen ſtieg der Unſinn in Berlin immer höher. Es waren die Tage, wo angeblich die Brücken vernagelt und Signalſtangen auf dem königlichen Schloſſe aufgeſtellt waren, wo die Waffenſendungen aus dem Zeughauſe von der Bürgerwehr verhindert wurden und das Volk eine Kanone als Siegeszeichen in das Schützenhaus ſchleppte. Alles ſchrie nach allgemeiner Volksbewaffnung, und durch das Abtreten des General v. Aſchoff vom Oberkommando der Bürgerwehr war auch dieſe in leidenſchaftliche Aufregung verſetzt worden.

Mit welcher Spannung las ich täglich in Potsdam die Zeitungen und verkehrte mit herüberkommenden Berlinern! Abwechſelnd beſuchten mich Frau und Kind, brachten aber immer traurigere Nachrichten, die traurigſten über Erfahrungen, die ſie an früher warmen Freunden und Bekannten machen mußten. An ein Auftreten auf der königlichen Bühne war — darin ſtimmten alle Nachrichten und Meinungen überein — nicht zu denken und die Ausſichten ſonach ziemlich troſtlos.

Am 31. Mai kam die Antwort meines Freundes Maurice aus Hamburg, daß ich ihm jederzeit willkommen ſei. Nun hielt mich nichts mehr ab, den ſo dringenden Wunſch des General-Intendanten v. Küſtner zu erfüllen, und am 1. Juni kehrte ich erſt Mittags nach Berlin zurück, um mit dem Major v. Gorczkowsky, welcher unterdeſſen ans Köpenick gekommen war und meine Wohnung beſchützte, die nöthige Rückſprache wegen Fortführung der Redaktion des Soldatenfreundes zu nehmen. Abends fuhr ich dann mit meiner älteſten Tochter nach Hamburg, wo ich am 2. Juni mittags ankam.

Der letzte Abend auf der Bühne.

1848.

Die Begebenheiten des Mai 1848 in Berlin hatten mich gelehrt, daß der Schauſpieler nicht ungeſtraft aus dem engen Kreiſe ſeines eigentlichen Berufes heraustritt, wenn es nämlich im Widerſpruche mit der augenblicklich herrſchenden Volksſtimmung geſchieht. Der Juni in Hamburg ſollte dieſe Lehre zu ſolcher Härte ſteigern, daß ich überhaupt für mein ganzes übriges Leben der Bühne entſagte und anfangs eine Zeit lang der traurigſten Zukunft entgegenging.

Am 2. Juni kam ich mit meiner damals vierzehnjährigen Tochter Inez in Hamburg an und ſtieg in dem Hotel de Petersbourg am Jungfernſtiege ab, wo ich jedesmal bei meinen früheren Beſuchen in Hamburg gewohnt. Mein erſter Gang war zu dem lieben und unter allen Verhältniſſen bewährten Freunde Maurice, damals noch Direktor des Thalia-Theaters, nachdem ſich die mit mir vereint beabſichtigte Unternehmung einer Vereinigung des Stadt-Theaters mit dem Thalia-Theater zerſchlagen hatte, worüber ein anderer Abſchnitt der Erinnerungen aus meinem Leben das Ausführliche enthält. — Maurice hatte mein wiederholtes Gaſtſpiel eigentlich für den Monat Juli beſtimmt und dafür alle Vorbereitungen getroffen, und ſo befand

ſich die königliche Schauſpielerin Frau Birch-Pfeiffer aus Berlin ſchon dort, um ihre neueſten Stücke dem Publikum vorzuführen und ſelbſt in ihnen zu ſpielen. Mir zu Gefallen hatte Maurice raſch andere Einrichtungen getroffen und hatte es um ſo bereitwilliger gethan, als die politiſch wild erregte Zeit auch ihm ſchwere Verluſte gebracht, da alle Klubs übervoll, die Theater aber erſchreckend leer waren. Der ſo überaus glänzende Erfolg meines erſten Gaſtſpiels und die gute Meinung, welche das Hamburger Publikum von mir hatte — war ich doch von den Stimmführern in Theater-Angelegenheiten zum Direktor des Stadt-Theaters erwählt worden — ließen ihn hoffen, abermals ſogenannte „gute Geſchäfte" mit mir zu machen, und das war um ſo nöthiger, als er nur mit größter Anſtrengung noch im Stande war, ſeinen Verpflichtungen gegen ſeine Bühnenmitglieder nachzukommen, während das Stadt-Theater bereits gezwungen war, ſeinen Schauſpielern Abzüge von der Gage zu machen. Da ich diesmal weder die Tänzerin aus Berlin mitbrachte, welche mich in meinen Genrebildern unterſtützte, noch die nöthige Garderobe für meine Rollen — ja ſelbſt Muſikalien fehlten mir, da ich in Berlin begreiflich auf keine Gefälligkeit von Seiten des Theaters zu rechnen hatte — ſo konnte das Gaſtſpiel nicht ſofort beginnen und mußte erſt durch das ſchleunige Engagement einer Tänzerin, Mlle. Soldansky (ſpäter beim königlichen Theater in Berlin), ermöglicht werden. Es blieben mir alſo wenigſtens acht Tage Zeit, um die Verhältniſſe zu erkunden.

Hamburg, obgleich tief innerlich erregt und von Unruhſtiftern unterwühlt, genoß äußerlich einer beneidenswerthen Ruhe und Behaglichkeit, ganz im Gegenſatze zu den tobenden Vorgängen in Wien und Berlin. Mit wahrhaft fürſtlichem Glanze aus ſeiner Aſche wiedererſtehend, gab es weder in Pracht und Eleganz, noch an Bewegung den Hauptſtädten Europas etwas nach, übertraf aber einige derſelben durch Reichthum. Die

Demokratie hatte zwar auch hier ihr Haupt erhoben und ſi
beſonders der Handwerker und Arbeiter zu bemächtigen gewuſ
indeſſen brach die gewohnte republikaniſche Regierungsform de
Treiben der Umſturzpartei die Spitze ab. Lärmendes u
Gewaltſames war eigentlich noch nicht vorgegangen, dazu ſoll
meine Erſcheinung die erſte Veranlaſſung geben; dagegen herrſch
ein ganz allgemeiner Enthuſiasmus für jede anti-monarchiſc
Beſtrebung in Deutſchland, gleichviel in welchem Gewande
auftrat. In Berlin hatte ich doch hin und wieder noch ein
Geſinnungsgenoſſen getroffen, hatte mich wenigſtens in d
Stille ohne Rückhalt ausſprechen können; hier wurde ich gerade
belächelt, wenn ich von meinen Befürchtungen für Preußen ſpra
denn ein republikaniſches Deutſchland mit Herrn v. Gagern a
Kaiſer, das war in Hamburg eine ganz behagliche und beliek
Anſchauung. Deutlich erkannte ich, wie recht ich gethan, a
ich dem dunklen Gefühle gefolgt war, in dem republikaniſch
Hamburg nicht Direktor einer vom Publikum abhangenden A
ſtalt ſein zu können. Zeitungsberichte aus Berlin hatten zw
die Vorgänge mit der Landwehr auch in Hamburg bekannt g
macht und mich — wie es damals Mode war — den Rädel
führer einer reaktionären Rotte genannt; indeſſen war dies -
bis jetzt wenigſtens — kaum beachtet worden; denn jeder Ta
brachte eine ſolche Ueberfülle von tollen Zeitungsnachrichten, da
leicht eines über das andere vergeſſen wurde.

Die Bekannten und Freunde, die ich während der nächſte
Tage aufſuchte, Rieſe, Wollheim, Mendelsſohn, meinten, dc
von politiſcher Seite meinem Gaſtſpiel wohl kaum Schwieri
keiten entgegenſtänden; aber auf Aeußerungen des Unwillen
müſſe ich mich doch gefaßt machen, da mein Rücktritt von d
Bewerbung um die Direktion des Stadt-Theaters nach geſchehen
ehrenvoller Wahl eine ſehr gereizte Stimmung gegen mich, ſelk
in der höheren Geſellſchaft, hervorgerufen. Man hatte es nic
begreifen können, daß jemand einer ſo glänzenden und lukrativ

Stellung entsagen konnte, nachdem ihn unter so vielen namhaften Mitbewerbern die Wahl des theatralischen Areopags getroffen. Das war den mit Recht stolzen Hamburgern noch nicht vorgekommen, und nachdem mich die dortigen Zeitungen schonungslos bearbeitet, die schnödesten Motive für meinen Rücktritt erlogen, hatte man mich zu den Todten geworfen. Ein öffentlicher Skandal, von dieser Seite veranlaßt, wäre mir sehr gleichgültig gewesen, und es würde mich nicht die geringste Ueberwindung gekostet haben, ihn zu ertragen, um meinem Freunde Maurice nützlich zu sein und ihn für die fehlgeschlagene Hoffnung zu entschädigen, mit mir vereint beide Hamburger Theater zu dirigiren. Ja, im Uebermuth freute ich mich darauf, weil dergleichen Theaterlärm auch die Häuser zu füllen pflegt und sonst bei der allgemeinen Theilnahmlosigkeit des Publikums am Theater kaum ein für Maurice erfreulicher Erfolg zu hoffen war.

Anders gestalteten sich diese Verhältnisse beim Stadt-Theater. Dort war den Direktoren, wie den Mitgliedern, mein unerwartetes Wiedererscheinen in Hamburg unangenehm und drohend. Das sonst so glänzende Kunstinstitut war dem Bankerott nahe und erwehrte sich nur mit Mühe der immer gefährlicher werdenden Konkurrenz des Thalia-Theaters, seit Maurice kein Opfer scheute, die bedeutendsten Künstler fast aller deutschen Bühnen bei sich in Gastspielen auftreten zu lassen. — Sein Personal war vortrefflich, Davison, Wilcke, Schramm, Schrader, das Ehepaar Gomansky, Lina Höfer wirkten mit großer Liebe und Rührigkeit, und die Vorstellungen der damals beliebtesten Neuigkeiten waren fast durchweg vortrefflich, oft musterhaft im präzisen Zusammenspiel. — Ich hatte und habe nie eine so wohl organisirte kleine Bühne gesehen, und das Mißbehagen des großen, unbehülflichen Stadt-Theaters gegen sie war sehr verzeihlich. Nun erschien ich plötzlich, und man kombinirte dort sogleich, daß dies gewiß nicht ohne die Absicht geschehe, nun doch wieder als Bewerber um die Direktion des Stadt-Theaters

aufzutreten und das Gastspiel im Thalia-Theater nur dazu zu benutzen, mir die verlorene Gunst beim Publikum wieder zu gewinnen. Man erzählte mir von heftigen Reden gegen mich in dem Wolterekschen Kaffeehause, wo die Mitglieder des Stadt-Theaters zu verkehren pflegten, weil der Wirth früher ihr Kollege gewesen. Namentlich machte man mich aufmerksam, daß der beim Thalia-Theater angestellte talentvolle Schauspieler Schrader dort viel verkehre und sich auf das lebhafteste an den gegen mich verabredeten Demonstrationen betheilige. Da ich mich stets besonders freundlich gegen ihn benommen, so konnte ich mir das nicht erklären, habe auch nie persönlich einen Beweis seiner Feindlichkeit gegen mich bemerkt, kann aber nur sagen, daß sowohl damals, wie später, von den verschiedensten Seiten mannigfache Bestätigung dafür auf mich eindrang. Als Erklärung wurde meinem hartnäckigen Zweifel erwidert, daß Schrader, da er mein Fach, und zwar mit verdientem Beifalle, spiele, von meiner Anwesenheit in Hamburg und meiner Befreundung mit Maurice einen schädlichen Einfluß auf seine Stellung befürchte. Andere meinten, er hasse, als leidenschaftlicher Demokrat, meine royalistische Gesinnung. Das Erstere ist möglich, das Letztere glaube ich nicht, weil Herr Schrader mir in dieser Beziehung zu unbedeutend erschienen ist.

Sollten mich diese Nachrichten und Befürchtungen aber einschüchtern, so verfehlten sie vollkommen ihren Zweck. Ich hatte so viel Vertrauen zu mir, daß ich einem etwaigen Sturm, der nur von dieser Seite kommen sollte, wohl zu stehen hoffte. Dergleichen theatralische Ungewitter verziehen sich eben so leicht und schnell, wie sie heraufbeschworen werden, und tritt man nur sonst nicht unfähig dem Publikum gegenüber, so ist der Sieg einfach eine Sache des Aushaltens. Bei Gastrollen hat etwas Lärm und Aufregung nichts zu bedeuten; im Gegentheil fördert der zahlreichere Besuch die Absichten der Direktion. Im Engagement ist es schon schlimmer damit, namentlich wenn irgend ein sittlicher

Vorwurf mit im Spiele ist. Indessen liegen genug Beweise vor, daß sogar dann, bei dreister Stirn und entschlossenem Ausharren, die Ungnade endlich in größere Beliebtheit und Geltung umschlägt; natürlich muß wahrhaft künstlerische Befähigung diesem Umschlage zum Vorwande dienen. — Mit Maurice und dessen Bruder wurde berathen, wie sich am besten dem drohenden Sturme entgegentreten lasse, der denn doch eigentlich nichts weiter als ein „dépit amoureux“ und ein Zeichen des Aergers der Hamburger sei, daß sie mich nicht zum Direktor bekommen. Nach manchem Ueberlegen wurde beschlossen, am Tage meines ersten Auftretens einen Aufsatz in der gelesensten Hamburger Lokal-Zeitung zu veröffentlichen, der eine Captatio benevolentiae enthalten solle, dann aber, daß ich selbst im Zwischenakte und vor dem Beginn des Stückes, in dem ich auftrat, also ganz unerwartet, eine Anrede an das Publikum halten sollte, in welcher die Gründe meines Rücktritts von der Bewerbung um die Stadt-Theater-Direktion auseinandergelegt würden. Beide waren der Meinung, daß, nach ihrer Kenntniß des Hamburger Publikums, Aufsatz und Anrede vollkommen genügen würden, um entweder jede Demonstration überhaupt zu verhindern oder sie, nach einigem Austoben, zu besänftigen.

Wären die täglich trüber werdenden Nachrichten aus Berlin nicht gewesen, so hätte ich die Tage bis zu meinem ersten Auftreten ganz behaglich verleben können. Diese Nachrichten waren aber sorgenvoll genug. In Erfurt hatte ein Krawall am 3. Juni Blutvergießen zur Folge; in Berlin hatte der feierliche Zug nach den Gräbern der Barrikadenhelden im Friedrichshain stattgefunden, an dem sich fast sämmtliche Linke der Nationalversammlung betheiligt. — In Baden wurde der Hochverräther Hecker zum Abgeordneten des deutschen Volkes in Frankfurt erwählt, und in der preußischen Nationalversammlung war der Antrag des Abgeordneten Behrends diskutirt worden, daß selbige öffentlich aussprechen solle, die Barrikadenkämpfer des 18. und

19. März hätten sich um das Vaterland wohl verdient gemacht. Meine Frau, die seit meiner Abreise in Köpenick im Hause des Major v. Gorczkowsky verweilte, aber hin und wieder Berlin besuchte, schrieb mir von der täglich düsterer und unheimlicher werdenden Physiognomie der Hauptstadt, deren Proletariat und Arbeitermassen ersichtlich einem Ereignisse zudrängten, das denn auch wirklich schon nach einigen Tagen seinen scheußlichsten Ausdruck in dem Sturm auf das Zeughaus finden sollte. Mein Name wurde in den Klubs und in den Zeitungen noch immer als ganz besonders der Volksjustiz verfallen genannt, und bei der königlichen Bühne wurde mein Abgang und möglichst baldiger Ersatz mit bewährtester Kollegialität verhandelt. Unter solchen Eindrücken kam es denn allerdings zu keiner Freude an Hamburgs Schönheit, äußerer Ruhe und regem Leben.

So kam der 7. Juni, ein Mittwoch, heran. Der Artikel in der Zeitung — wenn ich nicht irre, in den „Hamburger Nachrichten" — war erschienen und verwies an seinem Ende auf die Erklärung, die ich selbst am Abende bei meinem Auftreten geben würde. Nach dem, was ich auf der Probe davon hörte, hatte der Artikel, obgleich er keine Details, sondern nur ganz allgemeine Redensarten enthielt, einen guten Eindruck gemacht; der Billetverkauf ließ wenigstens auf ein volles Haus schließen. — Ich hatte die Rede, welche ich am Abend halten wollte, aufgeschrieben und sowohl Maurice, als dem Direktor des Stadt-Theaters, Mühling, zur Kenntnißnahme und Begutachtung vorgelegt. Beide hatten sie gut geheißen, und um genau das Uebereingekommene zu sagen, lernte ich sie auswendig.

Nach der Rückkehr aus der Probe in das Hotel erhielt ich den ersten Beweis, daß sich auch politische Elemente an der zu erwartenden Demonstration gegen mich betheiligen würden. Es war ein anonymer Brief mit den niedrigsten und pöbelhaftesten Schimpfworten, der damit drohte, daß mir meine volksverrätherische Parteinahme für den Prinzen von Preußen hier in

Hamburg ſchon verſalzen werden ſollte, und daß die demokratiſchen Klubs beſchloſſen hätten, ein öffentliches Beiſpiel an mir zu ſtatuiren. Obgleich ich darüber betroffen war, ein ſolches Berliner Echo hier in Hamburg zu hören, ſo ließ mich mein entſchiedenes Verachten aller anonymen Briefe doch kein beſonderes Gewicht auf dieſen legen. Hatte ich doch einen andern, offenbar in wohlmeinender Abſicht geſchriebenen Brief ohne Unterſchrift nicht beachtet, der gleich nach meiner Abreiſe aus Berlin mit dem Poſtſtempel Hamburg bei meiner Frau einlief, von dieſer erbrochen und mir nachgeſendet wurde. Er warnte mich vor einem Auftreten in Hamburg, da mein Rücktritt von der Direktionsbewerbung ſehr übel genommen worden ſei und mir wahrſcheinlich eine öffentliche Demüthigung, ſowie Störung des Gaſtſpiels bewirken werde, was doch gewiß nicht in meinen Wünſchen liegen könne. Dieſer Brief langte bald nach meiner Ankunft in Hamburg an, ich zeigte ihn Maurice, der aber ebenſowenig wie ich Notiz davon nehmen wollte, obgleich auch er anerkannte, daß derſelbe in wohlmeinender Abſicht geſchrieben ſein könne.

Der zweite anonyme Brief ließ mich aber den erſten Blick in das gegen mich thätige Parteitreiben auch hier in Hamburg werfen. Es war die ganze Roheit und Gemeinheit demokratiſcher Redeweiſe, die mich einſchüchtern ſollte. In klaren Worten ſprach er aus, daß nicht der Direktions-Aſpirant, ſondern der reaktionäre und volksfeindliche Landwehr-Unteroffizier ausgepfiffen werden ſolle, und daß ich hier die Fortſetzung der Katzenmuſiken zu erwarten hätte, die in Berlin leider unterbrochen worden ſeien. Hier in Hamburg hätte ich aber keinen Schutz von den dummen pommerſchen Kommißbrot-Rittern zu hoffen, und ich würde ſchon lernen, was es heiße, das Volk beleidigt zu haben! Das gab der Angelegenheit freilich eine ſehr viel andere Phyſiognomie, und hätte ich gleichlautende Drohungen oder Anzeigen früher erhalten, ſo würde ich wahrſcheinlich den Plan des ganzen Gaſtſpiels gerade jetzt aufgegeben haben. Doch war nun nichts

mehr zu ändern, obgleich mich eine unheimliche Ahnung überkam, daß der zu erwartende Theaterskandal sich kaum besiegen lassen werde, wenn wirklich politische Leidenschaften sich einmischten. Ein zufälliger Vorgang am Tage vorher trat mir wieder mit ganzer Kraft vor die Seele und ließ mich einen sehr trüben Nachmittag verleben. Ich hatte nämlich mit meiner Tochter bei Maurice gegessen und der dem Wirthe und dem Gaste gleich befreundete Friedrich Riese einen Toast auf die Schneidersche Familie in Köpenick ausgebracht. Das Wort Köpenick war ihm im Munde stecken geblieben, er versprach sich, und klar und deutlich lautete der Toast: „Auf die geköpfte Schneidersche Familie!" Was sonst lautes Lachen hervorgerufen haben würde, machte einen doppelt peinlichen Eindruck, da ich kurz vorher erst von den Berliner Verfolgungen hatte erzählen müssen. Das kam mir nach dem Durchlesen jenes anonymen Briefes wieder in den Sinn, und ein Blick auf meine Tochter, ein Gedanke an die Lieben in der Heimat waren eben nicht geeignet, mir frohen Muth und Zuversicht für den Abend zu geben, wo ich beides doch vollauf brauchen konnte.

So kam die Theaterzeit heran. Ein wunderschönes Sommerwetter hätte eher alles andere, nur kein volles Haus vermuthen lassen; doch fand ich schon lebhaftes Gedränge vor den Thüren des Schauspielhauses. Angekündigt war ein kleines Lustspiel, dann „Drei Frauen und keine" und zum Beschluß das musikalische Quodlibet „Der Kapellmeister von Venedig". — In dem zweiten Stücke sollte ich den Fritz Flott, in dem letzten den Peter spielen. Niemand wußte, daß ich mit Maurice verabredet hatte, vor dem Beginnen des zweiten Stückes vorzutreten, und als auf ein Zeichen des Direktors die Zwischenmusik plötzlich abbrach und ich vor den Vorhang heraustrat, im schwarzen Gesellschaftsanzuge meine drei Verbeugungen machte, tönte mir jenes eigenthümliche Geräusch entgegen, halb Erstaunen ausdrückend, halb Stille gebietend, das man so häufig bei unge-

wöhnlichen Vorgängen im Theater hört. Kaum hatte ich indeſſen meine Rede begonnen, als ſich auch der Ruf: „Das iſt er! das iſt er ja!“ und ein gellendes Pfeifen aus der Mitte des Parterres erhob. Die Vollſtimmigkeit und Vehemenz dieſes Pfeifens, das ſofort auch von der oberſten Gallerie herab ein ganz unzweideutiges Echo fand, ließ keinen Zweifel, daß ich es mit einer wohlgeordneten Demonſtration zu thun hatte. — Nachdem dieſer Lärm einige Zeit gedauert und ich vergebens verſucht hatte, zu Worte zu kommen, nahmen ſich die Logen durch auffälliges Applaudiren meiner an, und ich ſah im Parterre ein unruhiges Hin- und Herwogen, einen heftigen Fauſtkampf und bald eine ziemlich allgemeine Schlägerei entſtehen. Da ich der Güte des Polizeipräſidenten von Berlin, Herrn v. Hinckeldey, die Durchſicht der im Jahre 1853 von der Hamburger Polizeibehörde requirirten Akten verdanke, ſo kann ich hier und im weiteren Verlaufe der Erzählung gleich einſchalten, was ſich bei dieſer Gelegenheit im Zuſchauerraum begab. Als Rädelsführer im Parterre zeichnete ſich ein Tapezierer und auf der Gallerie ein Steindrucker beſonders aus. Beide ſchienen den andern, meiſtentheils Mitgliedern des Handwerker-Bildungsvereins, die Vorſchrift zu geben. Aber es befanden ſich auch Anhänger des Thalia-Theaters in ihrer Nähe, die das Pfeifen übelnahmen und einen Wortwechſel begannen, der bald genug in Thätlichkeiten überging. Namentlich that ſich der Reſtaurateur Wöhler hervor, der ſo leidenſchaftlich Partei für Maurice und mich ergriff, daß er dem Tapezierer ein paar unglaublich vollwichtige Ohrfeigen verabreichte und allerdings auch einige dergleichen wieder einnehmen mußte.

Dieſer gegenſeitige Austauſch der Anſichten ging bald von einzelnen in ganze Gruppen über, und unter dem immer ſtärker anwachſenden Applaudiſſement aus den Logen wurden die Ruheſtörer einer nach dem andern hinausgeworfen, worauf ſich draußen in den Gängen und in der Vorhalle die einzelnen Kämpfe fort-

ſetzten, nun aber von der Polizei auseinandergebracht wurden. Schon hier wurde ich als „Vaterlandsverräther" bezeichnet, wie aus den Unterſuchungsakten hervorgeht, und es wird darin ausgeſprochen, daß die Unzufriedenheit des Publikums erſichtlich nicht dem Schauſpieler, ſondern den politiſchen Anſichten deſſelben gegolten. Davon wußte ich aber, dieſem heftigen Lärmen gegenüber, nichts; denn nur einzelne Schmerzenslaute der Geſchlagenen, Flüche und Drohungen ließen ſich aus dem wüthenden Lärm des Applaudirens, Pochens und Pfeifens heraushören. Ich ſtand während dieſes ganzen tumultuariſchen Vorganges in feſter, aber ehrerbietiger Haltung, als erwartete ich mit Zuverſicht, daß man mich endlich zu Worte kommen laſſen werde, und wurde darin durch manchen freundlichen Zuruf aus den Proſceniumslogen und den zunächſt gelegenen Logen des erſten Ranges ermuntert. Mitten unter dem Lärmen entſpann ſich zwiſchen einem Herrn in der Proſceniumsloge und mir eine Art von Zwiegeſpräch. Man ſagte mir:

„Laſſen Sie ſich nicht irritiren, Herr Schneider — das ſind Karrenführer!"

Ich antwortete: „Was ſoll ich aber thun, wenn man mich nicht zu Worte kommen läßt?"

Worauf erwidert wurde: „Sein Sie ganz unbeſorgt, mit dieſem Geſindel wollen wir ſchon fertig werden!"

Ich habe nie erfahren, wer der Herr war, der mir ſo zuverſichtlich Muth zuſprach.

Nachdem der größte Theil der Unruheſtifter unſanft genug hinausbefördert worden war, und da die anderen ſich hüteten, weiter zu lärmen, weil ſie ſahen, daß ihnen determinirte Gegner entgegenſtanden, wurde das Applaudiren und, als ich mich dankend verneigte, das Ruhegebieten allgemein, ſo daß ich nun ungeſtört ſprechen konnte. Leider beſitze ich das Konzept meiner Rede nicht mehr, kann alſo nur im allgemeinen anführen, was ich geſprochen. Ich ſagte ungefähr:

So ſchmerzlich es mir ſei, zum erſten Male in meinem Leben, und gerade in Hamburg, wo ich früher ſo viele Beweiſe von Nachſicht und Zuneigung erhalten, Aeußerungen der Unzufriedenheit zu hören, ſo ſeien doch ſelbſt dieſe ein neuer Beweis, daß man mich nicht ungern als Direktor des Stadt-Theaters geſehen hätte und nur deswegen zürne, weil ich von meiner Bewerbung nach geſchehener Wahl zurückgetreten ſei.

Dann hielt ich mich an das Konzept und fuhr fort:

„Die Bedingungen, welche mir von den Eigenthümern des Stadt-Theaters geſtellt wurden, waren annehmbar und meinen ſowie den Mitteln meines Freundes Maurice entſprechend. — Auf dieſe Bedingungen hin meldete ich mich und wurde auf die ehrenvollſte Weiſe unter vielen Mitbewerbern gewählt. Als ich aber ſelbſt auf einige Tage nach Hamburg kam, um mich von der Lage der Dinge zu überzeugen, wurde von der früheren Direktion nachträglich die Summe von 140 000 Mark Banko für neu angeſchaffte Dekorationen, Garderobe, Bücher und Muſikalien gefordert. Ging ich dieſe Forderung nicht ein, ſo ruinirte meine Bewerbung die früheren Direktoren, beide mir befreundet. Ging ich ſie ein, ſo mußte ich mich gleich zu Anfang meiner Unternehmung in eine Schuldenlaſt ſtürzen, für deren Tilgung die wenigen tauſend Thaler, die ich mir als Schauſpieler durch Fleiß und Sparſamkeit erworben, nie ausgereicht haben würden. Sollte ich in dem reichen Hamburg mit Schulden anfangen, die ich bis jetzt nie gehabt? Das konnte ich nicht und wollte ich nicht. Ich war allerdings von den Eigenthümern des Stadt-Theaters nicht verpflichtet, die nachträglichen Forderungen der damaligen Direktoren einzugehen; ſollte ich aber, indem ich von dieſem Vorrechte Gebrauch machte, zwei Männer ruiniren und um die Früchte ihrer mühevollen Leitung bringen, die mir befreundet waren? — Das würde ein ſchlechter Anfang in Ihrer

Mitte geweſen ſein, und ſchwerlich würde Segen auf einer Unternehmung geruht haben, die mit dem von mir veranlaßten Ruin meiner Vorgänger begonnen. Ich bin in dem ſonderbaren, mir aber zur beſondern Genugthuung gereichenden Fall, daß ich für meine Handlungsweiſe Gewährsmänner öffentlich anrufen kann, die ſich ſonſt in Leben und Leiſtung als Gegner gegenüberſtehen, den Direktor des Thalia-Theaters Maurice und die beiden Direktoren des Stadt-Theaters Mühling und Cornet. Zwiſchen ihnen und offen vor dem ganzen Hamburger Publikum erkläre ich, daß ich glaube und ſtolz darauf bin, wie ein ehrlicher Mann gehandelt zu haben und auch jetzt noch die Achtung und die Theilnahme zu verdienen, mit welcher die ehrenvolle Wahl zum Direktor des Hamburger Stadt-Theaters mich ausgezeichnet. Den gegen mich ausgeſprengten Verleumdungen, als hätte ich durch die Bewerbung um die hieſige Direktion nur meine bisherige Stellung in Berlin verbeſſern wollen, kann ich jederzeit den ſchriftlichen Beweis des Gegentheils entgegenhalten. Dieſe Verhältniſſe gehören aber nicht vor das Forum der Oeffentlichkeit, und muß ich mich begnügen, dieſe Gerüchte als Lügen oder, was mir wahrſcheinlicher iſt, als Verleumdungen zu bezeichnen, die ganz beſtimmte Zwecke verfolgt zu haben ſcheinen, vor dem Lichte der Oeffentlichkeit ſich aber ſcheu verkriechen. — Finden Sie nach dieſer Erklärung noch Vorwurf an mir, ſo bitte ich Sie, wenigſtens mich ungeſtört heute vor Ihnen auftreten und auch mir die altbewährte Gaſtfreundſchaft Hamburgs angedeihen zu laſſen. Wird von irgend einer Seite her widerlegt, was ich hier vor Ihnen erklärt, ſo würde ich mich auch der heftigſten Aeußerung Ihres dann gerechtfertigten Unwillens unterwerfen."

Dieſer trockene Inhalt war natürlich mit allerlei Schmuck von der „Biederkeit der Bewohner des ſchönen Hamburgs", von

dem „unbestechlichen Urtheil und der Gerechtigkeitsliebe der Hamburger", verbrämt und wirkte so vollkommen beruhigend, daß ich mit lebhaftem Applaus entlassen und nicht ein einziger Pfiff laut wurde. Ich überschätzte dies anscheinend glückliche Resultat, weil ich nicht wußte, daß die Rädelsführer der Opposition sämmtlich hinausgeworfen worden waren und eben nur deswegen ihr determinirtes Treiben nicht fortsetzen konnten. Auf den Gängen aber tobten sie desto ärger und errangen sich später wieder den Eingang in das Parterre, da die Polizeibeamten sie nun genugsam gewarnt glaubten.

Rasch umgezogen, trat ich nun in dem beginnenden Lustspiel „Drei Frauen und keine" als Fritz Flott auf und benutzte gleich in der ersten Scene die Situation im Stück zu mancher humoristischen Anspielung auf die Lage, in der ich mich eben noch dem Publikum gegenüber befunden. Auch das Gewagteste in dieser Beziehung fand heiteren und fast vertraulichen Anklang, so daß eben alles vorüber und das Gefürchtete überstanden schien. — Freund Maurice drückte mir erfreut die Hand, und Gratulationen aus dem Publikum und von den Schauspielern ließen sich hören. Bei dem Herausrufe, der so vollständig und herzlich wie je früher stattfand, sollte ich indessen erfahren, daß die Widersacher ihren Plan noch keineswegs aufgegeben. Ein gellender Pfiff, offenbar auf einem eigens dazu mitgebrachten Instrumente, ließ sich hören. Ich gestehe, daß er mich mehr frappirte als der Höllenlärm bei meiner Anrede an das Publikum, weil ich eben alles schon vorüber und abgemacht glaubte. Während ich bestürzt zurücktrat, entwickelte sich abermals im Parterre die Prozedur des Hinauswerfens, von der der Zeuge Wöhler bei der polizeilichen Vernehmung am 14. Juni aussagte, daß er „den abermals pfeifenden Tapezierer auch abermals zur Thür hinausgeschoben", wobei er demselben „eins an die Ohren gegeben, so daß er nach der Eingangsthür hintaumelte". — Maurice erklärte diesen Pfiff für einen vereinzelten und wahrscheinlich

letzten Verſuch der ganz dekontenanzirten Widerſacher und deswegen nicht zu beachten.

Was man wünſcht, glaubt man ſo gerne, und ſo ſpielte ich das muſikaliſche Quodlibet mit ausgelaſſenſter Laune. Selbſt einzelne Ziſcher bei den faſt abſichtlich klingenden Applaudiſſements der Arien und Lieder machten mich nicht irre; dagegen ſollte mir an dieſem Abend noch klar werden, mit wem ich es eigentlich bei allen dieſen Vorgängen zu thun hatte. — Nach der italieniſchen Buffo-Arie: „Amor, perche mi pizzichi, Amor, perche mi stozzichi?“ hörte ich deutlich im Parterre, nachdem der lärmende Applaus geendet hatte und einzelne Ziſcherverſuche erſtickt waren, die Frage in breitem Hamburgiſch: „Warum haben Sie denn geziſcht?“ — und die Antwort: „Weil mich dieſer Menſch nicht gefällt!“ — Das ganze Haus lachte zwar über den unzweifelhaften Berliner, ich kann aber nicht ſagen, daß ich mich über die Entdeckung gefreut hätte, hier Landsleute vor mir zu haben, deren Meinungsäußerungen mir noch von Berlin her in den Ohren gellten. Es war die erſte Wahrnehmung, mit wem ich eigentlich zu thun hatte und noch zu thun haben ſollte. Am Schluſſe der ganzen Vorſtellung fehlte nun zwar der Herausruf nicht, aber auch die Wiederholung jenes einzelnen gellenden Pfiffes blieb nicht aus, gewiſſermaßen ein Pfand, daß ſich die Oppoſition noch keineswegs für beſiegt halte, ſondern die Frage nur zu vertagen gedenke.

So war denn der erſte Abend glücklich vorübergegangen. Die Majorität des Publikums und ganz unzweifelhaft der verſtändige Theil deſſelben hatte mir bewieſen, daß es weder wegen der Direktionsangelegenheit, noch wegen der Urſache meiner Vertreibung aus Berlin etwas gegen mich habe. Da ich das Zeugniß der Direktoren des Stadt-Theaters angerufen und dieſe der Wahrheit gemäß nichts anderes ſagen konnten, als was ich vor dem Publikum erklärt, ſo ließ ſich erwarten, daß die nächſten Tage vollſtändige und verſöhnende Aufklärung bringen würden,

und in der That ist auch von dieser Angelegenheit nicht weiter die Rede gewesen. Andere Einflüsse mischten sich aber nun in die Aufregung. Der Tapezierer war wiederholt, andere — in den Akten finden sich die Namen — ebenso vehement hinausgeworfen worden, und es hatte dabei an empfindlichen Denkzetteln nicht gefehlt. Allerdings waren diejenigen, welche geprügelt und hinausgeworfen hatten, Freunde und Anhänger des Thalia-Theaters und seines Direktors; es war also nicht zu verwundern, daß sofort am anderen Tage in den Bierhäusern und Klubs die Behauptung auftauchte, Maurice und ich hätten Hunderte von stämmigen Kerlen gemiethet, die jede freie Meinungsäußerung Hamburger Bürger mit brutaler Gewalt niederschlagen sollten, was denn auch geschehen sei. Von mir sei das um so leichter anzunehmen, da ja die Zeitungen aus Berlin berichteten, ich hätte die Landwehr mit 600 Thalern bestochen, um sich für die Rückkehr des Prinzen von Preußen auszusprechen. Es war natürlich, daß diese aus der Luft gegriffenen, aber geschickt erfundenen Anschuldigungen nicht allein unbedingt geglaubt wurden, — das verstand sich in jener Zeit von allem Abenteuerlichen ganz von selbst — sondern auch eine wirklich drohende Mißstimmung gegen mich hervorriefen; denn freie Hamburger Bürger prügeln und hinauswerfen zu lassen, das war doch zu stark für einen so prononzirten Reaktionär und Fürstenknecht, wie ich einer war. Der sogenannte Handwerker-Bildungsverein und in ihm ein Tischlergeselle C. B. aus Güstrow, der von Berlin nach Hamburg gekommen war, und von dessen politischer Gefährlichkeit der Polizeipräsident von Berlin, v. Minutoli, schon unterm 26. Januar 1848 die Hamburger Polizeibehörde in Kenntniß gesetzt hatte,*) scheint der Mittelpunkt von dem gewesen zu sein, was nun gegen mich vorbereitet wurde und bald

*) In dem nicht öffentlich bekannt gewordenen und nur in die Hände von Justiz- und Polizeibeamten gelangten Buche:

genug zur Ausführung kommen sollte. — Ich erinnere daran, daß Abgeordnete dieses Handwerker-Bildungsvereins gerade in Berlin anwesend waren, als sich in dem Berliner Handwerkerverein die Aufregung gegen mich entspann, und daß die beschlossene Verbindung zwischen den beiden Vereinen gerade in den gegen mich organisirten Verfolgungen einen sehr natürlichen Vereinigungspunkt fand, der wahrscheinlich ein sehr viel übleres Resultat für mich gehabt haben würde, wenn an dem zu meiner Züchtigung bestimmten Abende nicht andere Begebenheiten die wilde Zerstörungslust der demokratischen Partei in Anspruch genommen hätten.

Auf der andern Seite wurde auch in dem Wolterekschen Kaffeehause nach dem vollkommenen Fehlschlagen des ersten Angriffs auf andere Mittel gesonnen, einer etwa erneuten Bewerbung der Firma Maurice und Schneider die Möglichkeit des Gelingens abzuschneiden. Nach Auflösung der alten Direktion Mühling und Cornet hatten die Herren Mühling und Kaison die Leitung des Stadt-Theaters übernommen. Ich bin weit entfernt, diesen beiden Männern das zuzuschreiben, was ihre eifrigen Freunde wohl geglaubt haben mögen ihnen zu Gefallen zu thun. Von Mühling bin ich es positiv überzeugt, denn er wußte ja, daß ich hauptsächlich seinetwegen von der Bewerbung zurückgetreten war, und kannte meinen Charakter. Die Möglichkeit aber, daß ich mich nun, wo mein künftiges Verbleiben in Berlin durch ganz äußerliche Veranlassungen in Frage gestellt war, doch wohl wieder, mit Maurice vereint, um die Direktion bewerben und nach der Rechtfertigung des gestrigen Abends auch

---

„Die Kommunisten-Verschwörung des neunzehnten Jahrhunderts, amtlich von Wermuth und Stieber. Berlin 1853, gedruckt bei Hayn"

ist der in dieser Darstellung wiederholt genannte Tischlergeselle Carl Johann B. als einer der Leiter der sogenannten „Mentelschen Verschwörung" in Berlin (Seite 36) erwähnt.

wohl damit durchdringen könne, war vielen Mitgliedern des Stadt-Theaters sowie den meisten der Personen, die mit diesem großartigen Institute in Verbindung stehen, unangenehm, weil aus der Vereinigung beider Theater zunächst eine Beschränkung der bisherigen Ausgaben beider entstehen mußte. — Die dann unvermeidliche Gemeinschaft und Mitwirkung der Schauspieler des Thalia-Theaters war den Mitgliedern des Stadt-Theaters eine so widerwärtige Aussicht, daß viele mittelbar, einige auch unmittelbar die Hand zu allem boten, was mir den Aufenthalt in Hamburg verleiden konnte. Ob mit Recht, weiß ich nicht, wurde der schon erwähnte Schauspieler Schrader als besonders thätig genannt, um meine Entfernung aus Hamburg zu bewirken. Thatsache ist, daß Maurice Herrn Schrader nach dem 10. Juni das Thalia-Theater nicht mehr betreten ließ und ihm lieber sein Gehalt fortbezahlte, als ihm gestattete, auf einem Theater aufzutreten, von dem er geholfen mich zu vertreiben. Maurice scheint demnach volle Ueberzeugung von der feindlichen Gesinnung und Thätigkeit des Herrn Schrader gegen mich gehabt zu haben. Andere Namen wurden mir später vielfach genannt; da ich es mir aber zum Gesetz gemacht habe, in diesen Blättern nur das mitzutheilen, was ich zu jeder Zeit mit Beweisen belegen kann, so will ich niemand beschuldigen, um so weniger, als hier wirkliche Interessen mit im Spiele waren, die allerdings von einer Vereinigung beider Bühnen schwer bedroht werden konnten. —

Das alles habe ich erst später erfahren. Damals wußte ich nichts anderes, als daß die Opposition gegen mich gescheitert und durch das offene Aussprechen der gebildeten Majorität des Publikums ein günstiger Verlauf meines Gastspiels in fast bestimmte Aussicht gestellt war. Voll herzlicher Freude schrieb ich an meine Frau in Köpenick, erzählte das Geschehene und sprach meine Zuversicht für die nächste Zukunft aus. Theilnehmende Freunde meinten, nun sei ja alles vorüber; nur Friedrich Riese,

allerdings am genaueſten mit allen Bewegungen des Hamburg Lebens vertraut, ſchien dem Frieden nicht zu trauen, ohne indeſſ ſeinen eigentlichen Befürchtungen Worte zu geben.

Allerlei Proben und Vorbereitungen beſchäftigten mich a 8. vollauf, denn ich hatte für Neues und Anziehendes währen meines Gaſtſpieles zu ſorgen und ſtieß wegen meines um eine ganzen Monat verfrühten Eintreffens überall auf Schwierigkeite Da ich das Zimmer nicht verließ, mit Haſt nur die Berlin Zeitungen las, mich aber ſonſt um nichts bekümmerte, ſo erfu ich auch nichts von dem, was in der Stadt vorging. Aus d Schweigſamkeit und dem ſorgenvollen Blick meines Freund Maurice hätte ich freilich entnehmen können, daß ſehr v ernſtere Begebenheiten drohten; ich ſchrieb beides aber ande Urſachen zu, und ſie lagen bei dem auffallend ſpärlichen Theat beſuch nahe genug.

So kam Freitag der 9. Juni und mit ihm mein letz Abend auf der Bühne heran. — Da andere Stücke nicht ermöglichen waren, ſo ſollte ich als Doktor Weſpe in d gleichnamigen Luſtſpiele und als Theaterdiener Heinſius in mein Vaudeville „Verſuche“ auftreten. Beides war ſchon am T vorher probirt worden, und der Vormittag des 9. ging da mit Proben für meine ſpäter zu gebenden Genrebilder und me neue Bearbeitung des Kotzebueſchen Luſtſpiels „Die Unglückliche vorüber. — Es herrſchte auf dieſen Proben eine ungemein d drückte Stimmung. Die Schauſpieler zogen ſich bis auf wen erſichtlich von mir zurück, als ſei ich irgend einem unvermeidlich Geſchicke verfallen. Wenn auch einzelne Andeutungen ni fehlten, daß ſich abermals ein ſtürmiſcher Abend vorbereite, hatte mich doch der Erfolg am 7. ſo zuverſichtlich gemacht, d ich kein beſonderes Gewicht auf die Befürchtung einer Wied holung legte und mich auf meine Geiſtesgegenwart verließ.

Am Nachmittage beſuchte mich der Schauſpieler, nachmal Rhetor Schramm, der die Rolle des Bankiers v. Zündorf

„Doktor Wespe" zu ſpielen hatte und mir ſpäter oft erzählte, daß er mich an jenem Nachmittage in auffallend guter Laune getroffen. Gleichzeitig mit Schramm trat eine ſonderbare Geſtalt in das Zimmer, wie man ſie jetzt freilich kaum für möglich hält, wie ſie aber damals, und zwar ſo nahe an Holſtein, nur zu gewöhnlich waren. Eine grüne Blouſe, durch einen Ledergürtel in maleriſchen Falten um den Leib gehalten, eine ſchwarz-roth-goldene Schärpe nach Ritterart über die Schulter gehängt, ein Kalabreſerhut mit wehender Feder, Stulphandſchuhe, ein ungeheurer Sarras, Piſtolen im Gürtel, und in dem jungen Geſichte die entſchiedenſten Verſuche, ſich einen möglichſt drohenden Bartwuchs zu verſchaffen: ſo präſentirte ſich ein Herr v. S....tz, den ich als Studenten in Berlin, und zwar als Gaſt in den literariſchen Sonntags-Verein eingeführt, kennen gelernt hatte. Er war, der ernſten Studien überdrüſſig, zu mir gekommen und hatte mir ſeine Abſicht mitgetheilt, Schauſpieler werden zu wollen, wofür er Anleitung und Unterricht von mir verlangte. Wie gewöhnlich hatte Abmahnung nichts geholfen, und da ich ſelbſt keinen Unterricht geben wollte, ſo wies ich ihn an den königlichen Schauſpieler Franz, jetzt in Wien am Burg-Theater. Trotz dieſer Abweiſung hatte Herr v. S....tz eine Art von Anhänglichkeit an mich behalten und wollte mir das jetzt durch ſeinen Beſuch hier in Hamburg beweiſen. Die Revolte des 18. März in Berlin hatte ihn, bei ſolcher Anlage ſehr natürlich, in demokratiſche Verbindungen und durch dieſe als Freiſchärler nach Schleswig geführt, von wo er ſoeben — Gott weiß, weshalb — zurückkehrte. Möglich, daß mir dieſe pittoreske Erſcheinung den Humor gegeben, den Herr Schramm bemerkt haben will. — Ich erwähne des ſonderbaren Beſuches auch nur, weil Herr v. S....tz im Laufe des Abends eine eigenthümliche Epiſode veranlaßte. Vorausgreifend bemerke ich noch, daß Herr v. S....tz ſpäter in Potsdam mir eines Abends in derſelben Tracht, nur noch durch eine blutrothe Feder am Kalabreſer ver-

ſtärkt, einen Beſuch machte, mich glücklicherweiſe nicht zu Hauſe fand, dafür aber meine Dienſtleute deſto mehr in Schrecken ſetzte. Es war die verhängnißvolle, ereignißſchwüle Novemberzeit, Herr v. S....tz auf der Flucht, aber natürlich voller Zuverſicht auf den Sieg der Demokraten in dem bevorſtehenden, von Jedermann als unvermeidlich vorausgefühlten Kampfe. Mit dieſem Beſuche zu ſpäter Abendſtunde, in bedrohlich in der Zeit aufgegangenem Koſtüm und mit dem ganzen Abſud damals geltender Phraſen, endigt meine Kenntniß von dem weiteren Verbleib dieſes Prachtſtücks des jungen Deutſchlands, denn bis jetzt (1854) habe ich nichts wieder von ihm gehört. Damals erſchien er wie einer jener prädeſtinirten Kandidaten für Dresden, Baden, Braſilien oder die Türkei.

Als ich in das Theater ging, ſagte ich meiner Tochter, ſie möge ſo lange zu Hauſe bleiben, bis ich ihr jemanden aus dem Theater ſenden würde, der ihr ſagen ſolle, daß alles gut abgelaufen und nichts mehr zu fürchten ſei. — Sie hatte ſich während des erſten Abends auf der ſogenannten oberen Maſchinerie der Bühne verſteckt und war von dort aus ungeſehen Zeuge des Lärmens geweſen; der Vorgang aber, trotz ſeines für mich ſiegreichen Verlaufes, hatte einen ſo tiefen Eindruck auf ſie gemacht, daß ihre Scheu vor einer Wiederholung wohl verzeihlich war. Ich hatte überdies ſtets darauf gehalten, daß ſie mich nie in rein poſſenhaften Rollen auf der Bühne ſah; wie mir denn überhaupt die Anweſenheit eines Mitgliedes meiner Familie im Zuſchauerraum ſtets unangenehm geweſen iſt.

Das ſchönſte Sommerwetter führte Tauſende von Spaziergängern am Thalia-Theater vorbei nach dem Steinthore, vor welchem heute der ſogenannte „Lämmerabend", ein in Hamburg beliebtes und beſonders von dem Handwerkerſtande beſuchtes Volksfeſt, gefeiert werden ſollte, und dies war wohl die Urſache, weshalb kurz vor der Anfangszeit für die Vorſtellung der Zuſchauerraum auffallend ſpärlich beſetzt war. Angelegentlich be-

trieb Maurice das frühe Anfangen des Luſtſpiels nach ganz kurzer Muſik und mehrere Minuten vor der beſtimmten Zeit, da er hoffte, durch dies Manöver den erſten Anlauf der Ruheſtörer zu ſchwächen; denn beim Aufziehen des Vorhanges hatte ich als Doktor Weſpe allein auf der Bühne zu ſtehen. Nach ſeiner ſpäteren protokollariſchen Vernehmung bei den Akten hatte Maurice in der Vorhalle des Theaters und dann im Parterre einige zwanzig mit Stöcken bewaffnete Leute bemerkt, die ihrer Kleidung nach dem Handwerkerſtande angehörten und ſonſt wohl die Gallerie, aber nicht das Parterre zu beſuchen pflegten. Unter ihnen waren B., D., M. wieder die Führer und gaben Verhaltungsbefehle; von anderen werden wir weiterhin noch hören. Die Liſt gelang inſoweit, als ich beim unvermutheten Aufziehen des Vorhanges mit Applaus empfangen wurde, der mir indeſſen weniger wie ein wirklich freundlicher Gruß des Publikums, als wie eine verabredete Demonſtration von Seiten Befreundeter vorkam. Die von Maurice bemerkte Gruppe muß wohl noch nicht im Parterre geweſen ſein, denn nur ein einzelner, aber freilich deſto kräftigerer Pfiff ließ ſich als obligate Begleitung hören, vor der Hand mit demſelben Erfolg, wie am 7.; das heißt, der Pfeifende wurde mit überraſchender Geſchwindigkeit hinausgeworfen, was ſich diesmal für alle Theile viel leichter und behaglicher als am erſten Abend geſtaltete, da das Parterre noch leer war und der Bahn des Hinausbeförderten keine Hinderniſſe im Wege ſtanden. Ich konnte nun ungeſtört die erſten Scenen ſpielen und ſoll ſehr viele Impromptus auf den Vorgang angebracht haben, deren ich mich indeſſen nicht mehr erinnere. Schon während dieſer erſten Scenen füllte ſich das Parterre zuſehens, und ich konnte deutlich ein unruhiges Hin- und Herwogen bemerken. Wahrſcheinlich wäre der Lärm ſchon im erſten Akte ausgebrochen, wenn das Publikum bei meinem Abgang applaudirt hätte. Die gewitterſchwüle Stimmung, das Hin- und Herlaufen, Austheilen der Parole und Zeichengeben von dem Parterre zur Gallerie und

umgekehrt ſchien aber auch die Klatſcher eingeſchüchtert zu haben, oder ſie wollten den Gegnern keine Veranlaſſung zum Losbruche geben. — Ich hielt dieſes vollkommen lautloſe Entlaſſen nach meinen erſten Scenen für einen nun unzweifelhaften Sieg und ſandte gleich einen Boten in das Hotel de Petersbourg, um meiner Tochter ſagen zu laſſen, daß nun alles vorüber ſei und ſie getroſt zu mir kommen könne.

Während der folgenden Scenen des erſten Aktes erfuhr ich aber ſchon, daß in den Parterregängen heftiger Zank und Schlägerei ſtattgefunden, und zwar abermals zwiſchen dem Gaſtwirth Wöhler und dem Tapezierer M., wie ich ſpäter aus den Akten erſehen habe. Ich habe durch dieſe Akten die leider nicht perſönliche Bekanntſchaft mit einem Manne gemacht, der ſich in der That meine Vertheidigung gegen die Demokraten ernſtlich zu Herzen genommen, und das war dieſer Gaſtwirth Wöhler. — Ich füge hier ſeine am 14. Juli 1848 vor dem Polizei-Amt gemachte Ausſage ein, um den Charakter der weiteren Vorgänge dieſes Abends gleich von vornherein zu bezeichnen. Sie lautet:

„Am nächſten Freitag ging ich wieder in das Thalia-Theater, ohne noch viel an den Unfall vom Mittwoch zu denken (weshalb Herr Wöhler es einen Unfall nennt, daß er den Tapezierer M. in der erſten Vorſtellung und zwar wiederholt zur Thür hinausgeſchoben, iſt aus den Akten nicht erſichtlich), als ich in der Vorhalle des Theaters den nämlichen Mann erblickte, der ſich neulich durch ſein Pfeifen ausgezeichnet hatte. Ich bemerkte, daß er mich mit einem gewiſſen verachtenden Blicke von oben bis unten anſah, und als ich ihn fragte, was das bedeuten ſolle, erwiderte er, ich ſei ein Flegel und ein Eſel, weil ich ihn am Mittwoch zum Theater hinausgeworfen. Als ich dieſe Bemerkungen hörte, wurde ich ärgerlich, gab ihm wieder eins an die Ohren, und er taumelte davon zu Boden. Nachher als das Stück an-

gegangen war, bemerkte ich den nämlichen Menſchen wieder, der noch immer ſich durch Pfeifen und Lärmen auszeichnete. Ich habe ihn darauf zum zweiten Male hinausgeſchoben, ebenſo wie noch mehrere andere, wie es heißt Karrenführer, hinausdirigirt wurden, weil die Mehrzahl der Anweſenden mit ihrer fortwährenden lärmenden Oppoſition nicht zufrieden waren. Namentlich machte ſich einer — Jochen D. ſoll er heißen — dadurch bemerkbar, daß er nicht etwa nur mit dem Munde, ſondern auf einer eigens dazu beſtimmten kleinen Pfeife pfiff und dadurch den ärgſten Skandal machte. Ein anderer der Opponenten wurde als ein gewiſſer M. bezeichnet. Wie es hieß, ſollen unter den Schreiern auch Mitglieder des ſogenannten Bildungsvereins geweſen ſein, von denen ich übrigens keinen kenne und daher nicht näher bezeichnen kann. Uebrigens ging der Skandal der Unruheſtifter nicht aus einem Mißfallen an den künſtleriſchen Leiſtungen des Herrn Schneider hervor, ſondern aus Oppoſition gegen die von ihm in Berlin an den Tag gelegten politiſchen Ueberzeugungen, wie ich dies von einem Herrn hörte, den ich nach der Urſache des Pfeifens fragte."

Das waren Vorgänge, von denen ich damals keine Ahnung hatte, und die ſelbſt von der Hamburger Polizei erſt einen Monat ſpäter feſtgeſtellt worden ſind, weil man dahinter kam, daß der Aufruhr am Steinthor und das Niederbrennen des Wachthauſes an demſelben mit der Demonſtration im Thalia-Theater gegen mich in Verbindung ſtand. — Ich erfuhr nur von Parteiungen im Publikum für und gegen mich, und dieſen glaubte ich durch Ruhe die Stirn bieten zu können.

So begann der zweite Akt. Der Bankier v. Zündorf (Schramm) hatte mich auf die Scene zu führen, mit den Worten: „Dieſer Junge hier iſt meine Tochter!" — Kaum war ich auf der Bühne erſchienen und waren dieſe Worte geſprochen, ſo begann aus

dem Parterre und von der Gallerie ein so maßlos heftiges und intensives Pfeifen, daß ich die Damen im ersten Range sich ängstlich erheben und die Logen verlassen sah. — Ich hatte einen so gellenden Lärm weder im Theater, noch sonst wo je gehört; er übertraf selbst die zweite Katzenmusik in Berlin, wahrscheinlich weil der geschlossene Raum den Schall nach allen Seiten hin verstärkte.

Die Heftigkeit und namentlich die Massenhaftigkeit des Angriffs ließ fast keine Hoffnung zu, ihn zu überwältigen, und ich mußte meine ganze Kraft zusammennehmen, um nicht vor ihm zurück zu schrecken. Darüber war weder mit einem glücklichen Scherzworte, noch mit Worten überhaupt hinwegzukommen! Die auf der Bühne neben mir stehenden Darstellerinnen, Frau Gomansky und Fräulein Eisenmenger, erbleichten ersichtlich unter der Schminke und mußten sich zitternd an Möbel halten, um nicht umzusinken. Das Pfeifen und die eben wegen ihrer Menge unverständlichen Ausrufe, Schimpfworte und Drohungen waren so heftig, daß selbst der freundlich gesinnte Theil des Publikums es nicht wagte, dieselben durch Applaudiren zu übertönen. Völlig hülflos und — ich gestehe es — auch rathlos stand ich einige Sekunden diesem Ausbruche gegenüber. Da änderte sich aber die Scene. Wieder entstand ein heftiges Wogen und Drängen im Parterre, die Parteien geriethen thätlich aneinander, und das Hinauswerfen schien diesmal en gros betrieben zu werden. Schramm hat mir später erzählt, daß ich während des tollsten Lärmens fast krampfhaft seine Hand ergriffen und ihm leise gesagt hätte: „Wiederholt sich dies noch einmal, so stehe ich heute zum letzten Male auf der Bühne." — Obgleich ich mich dessen nicht erinnere, so spricht es doch vollständig die Gefühle aus die mich in jenem Augenblick bewegten; denn nun erst erkannt ich, daß ich es nicht mit einem unzufriedenen Theile des Hamburger Publikums, sondern mit den Berliner Demokraten und allen ihren Gesinnungsgenossen in Deutschland zu thun hatte.

Kaum waren die erſten Pfeifer glücklich hinausſpedirt, als das andere Publikum wieder Vertrauen auf ſeine Kraft gewann und nun ein eben ſo auffälliges Applaudiren begann, wie es kurz vorher das Pfeifen geweſen war. Ich war ganz erſtaunt, den Sturm plötzlich noch einmal beſchwichtigt zu ſehen, machte eine dankende Verbeugung, und Schramms Stichwort: „Dieſer Junge hier iſt meine Tochter!“ leitete das wieder beginnende Spiel ein. Wie es ausgefallen, das mag Gott wiſſen! — Ich erinnere mich nur, in einem faſt bewußtloſen Zuſtande die Worte meiner Rolle eben hergeſagt zu haben, weil ich an meine Tochter dachte, die, durch meine Botſchaft veranlaßt, wahrſcheinlich ſchon im Theater anweſend und vielleicht Zeuge dieſer beſchimpfenden Scene geweſen war. Als ich abtrat, diesmal mit Applaus und ohne einen einzigen Pfiff entlaſſen, war es meine erſte Sorge, die ſehr viel anders lautende Botſchaft nach dem Hotel de Petersbourg zu ſenden, Inez möge alles Werthvolle zuſammenpacken und ſich in das nicht weit davon gelegene Streitſche Hotel begeben, dort aber meine Rückkehr oder im ſchlimmſten Falle weitere Nachricht von mir erwarten.

In der That hatte ſich meine Tochter auf meine erſte Botſchaft in das Thalia-Theater begeben und ging eben durch die Vorhalle, als aus den gewaltſam geöffneten Parterrethüren unter heftigem Geſchrei die Hinausgeworfenen ihr entgegenflogen und ein ſo ſtarkes Drängen, Hin- und Herwogen und gegenſeitiges Aufeinanderlosſchlagen entſtand, daß ſie, aufs höchſte erſchrocken, nur hinter einer Säule und an dieſe angeklammert Schutz vor körperlicher Mißhandlung fand. — In ſo ängſtlicher, gefahrdrohender Stellung fand ſie der überall beobachtende und vermittelnde Friedrich Rieſe und führte ſie aus dem Theater fort in die Wohnung meiner Kollegin Frau Birch-Pfeiffer, die im Hotel Streit wohnte, wo ſie meine zweite Botſchaft erreichte, und wohin ſie in einer unbeſchreiblichen Angſt und Verwirrung das etwa Werthvolle unſerer Sachen aus dem Hotel de Peters-

bourg fort brachte. Dort blieb ſie unter dem Schutze der Frau Birch-Pfeiffer, die ich bis dahin faſt nur geſchäftlich und im Berufsleben gekannt, der ich aber ſeit jenem Tage eine dankbare Freundſchaft bewahre; denn ich hatte ja in Berlin genug Erfahrungen gemacht, wie ſich im Augenblick des Unglücks ſelbſt aufrichtig geglaubte Freundſchaft und Anhänglichkeit ſcheu zurückzieht und nichts mit dem von der öffentlichen Meinung Verfehmten zu thun haben will.

Die Hinausgeworfenen tobten und lärmten unterdeſſen in der Vorhalle und vor dem Theatergebäude, rekrutirten ſich aus den zum Lämmerabende nach dem Steinthore eilenden Maſſen, deren gefährliche und gewaltſame Abſichten bald nachher klar wurden. Das Geſchrei: „Dieſer fremde Kerl, dieſer Schneider, läßt Hamburger Bürger mißhandeln!“ fand bald ein bereitwilliges Echo unter den Vorüberziehenden. Es bildeten ſich Haufen auf der Straße, in denen eine exemplariſche Züchtigung des hergelaufenen Volksverräthers berathen wurde. Der Zug nach dem Steinthore ſtockte, und man hörte mit vollkommenſter Ueberlegung getroffene Dispoſitionen zu meiner Ermordung, und wenn dieſe nicht zu erreichen ſei, zur Demolirung und zum Niederbrennen des Thalia-Theaters. Da kaum zwei Stunden darauf dieſes Niederbrennen und Zerſtören an dem Wachthauſe beim Steinthore zur Ausführung kam, ſo darf ich den Männern ſchon glauben, die mir in den Tagen nach dieſem Tumulte mittheilten, dergleichen Geſpräche ſelbſt gehört zu haben. Der nächſte Schritt, den die Unruheſtifter thaten, war, daß die Hinausgeworfenen wieder Einlaß in das Parterre erzwangen und raſch angeworbene Geſinnungsgenoſſen, größtentheils dem Handwerker-Bildungsverein angehörend, mit hinein nahmen, um die hier ſo bequem gebotene Gelegenheit zu einer Volksjuſtiz als Einleitung für die eigentlich beabſichtigten Gewaltthaten am Steinthore zu benutzen; denn das Theater iſt — weil vollkommen wehrlos, wenn die Polizei nicht darauf vorbereitet iſt — das bequemſte

Objekt und der gefahrloſeſte Tummelplatz für lärmend gewaltſame That.

Von dieſen Vorgängen erfuhr ich einſtweilen noch nichts, als daß die Aufregung im allgemeinen wachſe und die Geſichter um mich her immer angſtvoller wurden. Da ich nicht wußte, was aus meiner Tochter geworden war, dagegen die Nachricht mich erreicht hatte, daß ſie das Hotel de Petersbourg bereits verlaſſen, ſo beſchäftigte mich die Sorge um mein Kind faſt ausſchließlich. Der zweite, ſo ungemein heftige Ausbruch hatte jedoch bewieſen, daß die Zahl derer, die mir wohlwollten, bedeutend und im Stande ſei, die Widerſacher nieder zu halten; es war alſo doch noch ein verſöhnlicher Ausgang zu hoffen, und war er mit geduldigem Aushalten von meiner Seite zu erringen, ſo war ich bereit dazu, obgleich ich in ſonſt ruhiger Zeit und nicht ſelbſt ſchon durch die Ereigniſſe der letzten Wochen in einer geſteigerten, trotzenden Stimmung, kaum die Kraft in mir gefunden haben würde, ſo pöbelhaften Angriffen zu widerſtehen.

Bis zu meinem nächſten Auftreten hatte ſich bereits die ganze Phalanx der Unruheſtifter wieder im Zuſchauerraume geſammelt, und als ich auf der Bühne erſchien, brach abermals ein ſo wüthender und unwiderſtehlicher Lärm los, daß ich einige Augenblicke erwartend ſtehen blieb, dann an die Lampen vortrat, reden wollte, als dies aber ganz unmöglich wurde, die Achſeln zuckte und ohne weiteres die Bühne verließ. Damit wäre die Sache eigentlich zu Ende geweſen, denn ich erklärte ja ſtillſchweigend dadurch, daß ich nicht geſonnen ſei, dieſe Mißhandlung noch weiter zu ertragen, und daß ich nur dann weiter ſpielen würde, wenn mir vom Publikum ſelbſt die Möglichkeit dazu gegeben werde. Maurice, der mich hinter der Scene in Empfang nahm, ſah durch dieſes brüske Abbrechen meinerſeits nicht allein mein eigenes Gaſtſpiel, ſondern möglicherweiſe ſein ganzes Unternehmen gefährdet. Auch die ihm und mir Wohlwollenden mußten unangenehm dadurch berührt werden. An dergleichen in Hamburg

überhaupt nicht seltene Vorgänge gewöhnt, meinte er, der Sturm müsse nun einmal ausgehalten werden. Er sei dem Publikum die angekündigte Vorstellung schuldig und könne das Ganze nicht unter der Böswilligkeit Einzelner leiden lassen. Bei der Heftigkeit des Angriffs sei er zwar auch in Zweifel, ob ich überhaupt mein Gastspiel fortsetze, heute aber müsse ich wenigstens bis zur erwiesenen Unmöglichkeit aushalten. Endlich würden auch die tollsten Schreier müde. — Das war alles so vernünftig und wahr, daß ich dem auch schwer bedrängten Freunde nichts erwidern konnte als das Gefühl persönlicher Marter, und nach einem solchen fragt bekanntlich das Publikum bei einem Schauspieler nicht. Da sich gleichzeitig der Lärm etwas gelegt hatte, offenbar in der Rathlosigkeit, was nun zu thun sei, weil ich ja dem Willen der Gegner nachgegeben hatte und abgetreten war, so trat ich wieder hinaus, aber nur um sofort mit demselben Spektakel empfangen zu werden, diesmal freilich auch mit Applaus. Beides bekämpfte sich, zum Hinauswerfen kam es aber nicht mehr, da offenbar jetzt die Unruhestifter schon zu zahlreich und zu determinirt waren.

Plötzlich lenkte sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf eine sonderbare Erscheinung in einer Loge des ersten Ranges. Mein Freischärler aus Holstein, Herr v. S....tz, war aufgestanden und haranguirte von oben herab die im Parterre tobende Menge. Verstehen konnte ich nicht, was er sagte; andere haben mir in den folgenden Tagen mitgetheilt, daß er sich zu meinem Vertheidiger aufgeworfen, mich für einen Ehrenmann erklärt, den er als solchen in Berlin gekannt, daß er den Hamburgern vorgeworfen, sie würden in der Zeit der jung erblühenden deutschen Freiheit ihrer berühmten Gastfreundschaft untreu, und daß er verlangt habe, man solle sein Zeugniß ehren, da er sich bewaffnet, um für Deutschlands Freiheit gegen die Dänen zu kämpfen. — Erstaunt hörte man ihm einige Augenblicke zu, dann erwiderte ihm höhnendes Gelächter und beleidigende Schimpfworte im

platteſten Hamburger Dialekt. Der kühne Freiſchärler ſcheint ſo zorniger Natur geweſen zu ſein, daß er nach ſeinem ungeheuren Säbel faßte, ſich auf die Logenbrüſtung ſchwang und in das Parterre hinab wollte, um einen der am lauteſten Höhnenden zu züchtigen. Daß dieſe Stellung und dieſe Rodomontade nicht beſonders dazu beitrug, die Lärmluſt zu brechen, bedarf wohl keiner Verſicherung. Ich ſprach gerade in dieſem Augenblicke mit dem in der erſten Kuliſſe ſtehenden Maurice, der nicht wußte, was der neue, plötzlich anders klingende Lärm bedeute. Daher weiß ich nicht, was aus Herrn v. S....tz geworden iſt. — Einige wollten geſehen haben, daß er wirklich in das Parterre hinunter geſprungen, dort unſanft in Empfang genommen und mit großer Schnelligkeit hinausgeworfen worden ſei; andere meinten, er habe ſich aus der Loge zurückgezogen, als die Aufregung gegen ſeine Einmiſchung allgemein geworden ſei. — Als ich mein Geſpräch mit Maurice beendet, war wenigſtens aus dem erſten Range das ſo überaus maleriſche Koſtüm verſchwunden.

Nach dieſem Intermezzo hatte der Lärm volle Muße, ſich wieder gegen mich zu wenden, und zögerte denn auch nicht, es zu thun. — Mein Auge auf Maurice geheftet, wann auch er es endlich für genug halten werde, ſtand ich ohne eine Miene zu verziehen, aber auch ohne den geringſten Verſuch zum Reden oder Beſchwichtigen zu machen, und hielt geduldig aus. Ich ſah deutlich, daß Maurice ebenſoviel litt, wie ich. Sein Wunſch hatte mich wieder hinausgetrieben, und der Lärm wuchs, ſtatt abzunehmen; denn die Beifallklatſchenden waren ſchon müde geworden, da ſich das gellende Pfeifen auf keine Weiſe überdecken ließ und die Maſſe der zu weiterem Kampfe Entſchloſſenen offenbar zu kompakt geworden war. — Maurice mochte wohl fühlen, daß ich nun, nach ſeiner Auseinanderſetzung, bis zum Aeußerſten ſtehen würde, und dieſes Aeußerſte ſchien nicht mehr fern zu ſein. Da ſtürzt er plötzlich, im Ueberrocke mit dem Hute in der

Hand, aus der ersten Kulisse auf die Bühne, nimmt mich bei der Hand, führt mich weiter vor an die Lampen und sagt in höchster Aufregung mit dem ihm eigenthümlichen französisch-deutschen Accent:

„Meine Herren, was wollen Sie von Herrn Schneider? — Ich bin Hamburger Bürger, so gut wie Sie. Sie stören aber mein Geschäft und meine Spekulation. Ich habe Herrn Schneider aus Berlin verschrieben, weil seine Darstellungen Ihnen vor zwei Jahren so sehr gefallen. Damit habe ich bewiesen, daß ich bestrebt bin, Ihren Wünschen zuvor zu kommen, und darum verdiene ich nicht, daß mein Theater durch solchen Lärmen in schlechten Ruf gebracht wird. — Was soll denn nun daraus werden? — Herr Schneider ist ein guter Schauspieler, er hat Ihnen früher gefallen, und es ist nicht meine Schuld, daß zwischen seinen beiden hiesigen Gastspielen in Berlin eine Revolution vorgefallen ist. Die meisten Herren applaudiren und wollen also Herrn Schneider spielen sehen. — Wem soll ich nun den Willen thun? — Es ist nicht erlaubt, daß man in Hamburg die Unternehmung eines Bürgers stört! Wenn Sie Herrn Schneider nicht spielen lassen, so stören Sie die meinige, und ich habe Verluste, die ich nicht ertragen kann, ohne vielen anderen Menschen ihren rechtlichen Erwerb zu schmälern. Was geht mich die politische Ansicht des Herrn Schneider an? Hier in Hamburg kann jeder eine politische Ansicht haben, welche er will, und darauf habe ich meine Spekulation mit ihm gegründet. Ich habe mich nicht gegen die Gesetze vergangen; im Gegentheil bin ich immer für Ihr Vergnügen besorgt gewesen, und nun stören Sie mein Geschäft. Dies habe ich Ihnen nur sagen wollen!" —

Das war so ungefähr der Inhalt seiner Anrede an das Publikum. Daß ich neben ihm wie auf Kohlen stand, läßt sich

denken; indeſſen aber wirkte ſie wunderbar. — Maurice war wegen ſeiner ſtrengen Rechtlichkeit, ſeines höchſt achtungswerthen Strebens und ſeines liebenswürdigen Charakters längſt ein Liebling des Publikums, und mit ganz richtigem Takte hatte er die Frage auf das jedem Hamburger geläufige Terrain des Geſchäftes und der Störung ſeines bürgerlichen Gewerbebetriebes hingeführt. — Erſt beifälliges Murmeln, dann lebhaftes und allgemeines Applaudiren und endlich Stillegebieten nach allen Seiten war die Folge, ſo daß ich wirklich den nun ſchon ſo oft abgebrochenen Faden meiner Rolle wieder aufnehmen und noch einmal weiter ſpielen konnte.

So ging auch der dritte Akt vorüber, und ich hatte Zeit, mich in meiner Garderobe zu ſammeln. Nur Schramm ſuchte mich hier auf und wollte mich beruhigen, mir zureden, ſchien aber ſelbſt unruhiger als ich. Mein Entſchluß war ſchon während der Rede meines Freundes Maurice gefaßt. — Daß ein Schauſpieler ohne ſeine Schuld in eine ſo erniedrigende und beſchimpfende Lage kommen könne, hatte ich bisher in Wort und Schrift geleugnet und behauptet, daß es in der Hand jedes Schauſpielers liege, ſich zu einem geachteten Mitgliede der bürgerlichen Geſellſchaft zu machen, und daß er bei ſonſt moraliſchem Lebenswandel nie die Erniedrigungen erfahren könne, denen die unteren Schichten des Standes immer noch ausgeſetzt ſind. Die letzten Wochen hatten mich eines Anderen belehrt. — Ich wurde beſchimpft, weil ich mir in meinem Gewiſſen das Zeugniß geben konnte, recht gehandelt zu haben. — Mit dem Augenblick, wo ich meinen Irrthum erkannt, hatte ich auch im Geiſte ſchon für alle Zukunft Abſchied von meinem bisherigen Stande genommen. Ich fühlte mich frei und feſt entſchloſſen, nun auch geradezu die Stimmung des Publikums herauszufordern. Als Schramm mich verlaſſen, lehnte ich mich an das Fenſter und ſah draußen in der Straße längs der Seitenfront des Thalia-Theaters dichte Haufen ſtehen und erregt ſprechende Menſchen von einem zum andern gehen.

Die Blicke richteten sich nach den Fenstern des Theaters, als würden sie der aufmerksamen Beobachtung empfohlen, damit ihnen das Schlachtopfer nicht entwische. Das sah ernstlich aus! Einige eilten lebhaft gestikulirend nach dem hinteren Theile des Gebäudes, wo sich ein leerer Bauplatz, nur von einem morschen Zaun geschlossen, befindet, auf den eine große Thür von dem hinteren Theile des Bühnenraumes mündete, um Dekorationsgegenstände dort hinaus zu transportiren. Ich folgte im Innern und sah auch diesen Platz mit Beobachtenden besetzen. Offenbar wollte man meine Flucht verhindern und den Entschluß dazu wahrscheinlich durch einen noch verstärkt erneuten Ausbruch bei mir veranlassen. Gleichzeitig kamen die beunruhigendsten Nachrichten aus dem Zuschauerraum auf die Bühne. Sie klangen indessen meinem nun nachgerade an dergleichen gewöhnten Ohr so übertrieben, daß sie mich wenigstens nicht unruhiger machten, als die offenbaren Anstalten, mein Entkommen zu verhindern, mich gemacht hatten, weil ich nun deutlich erkannte, daß es mit dem Skandal im Theater selbst nicht abgemacht war, sondern meine Verfolgung auch auf die Straße — das eigentliche Terrain der Demokratie — ausgedehnt werden sollte.

Unter diesen Eindrücken, deren rother Faden indessen immer noch die Besorgniß um das Schicksal meines Kindes blieb, begann der vierte Akt des an diesem Abend traurigen Lustspieles, und mit ihm kam die Entscheidung meiner auf die Länge unerträglichen Lage. Brach nach der Anrede Maurices an das Publikum der Lärm noch einmal aus, so war ich meiner Verpflichtung als Schauspieler gegen ihn entledigt, und ich leugne nicht, daß ich dies jetzt hoffte; denn nachgerade war meine Reizbarkeit und meine Verachtung gegen das Treiben meiner Widersacher auf einen Punkt gestiegen, daß ich mich fast nach einem Konflikt mit ihnen sehnte. Der Rückhalt, den die Unruhestifter im Parterre an den unruhig wogenden Massen auf der Straße hatten, ließ mich denn auch nicht lange darauf warten, und kaum erschien

ich zu der großen Scene des vierten Aktes auf der Bühne, so hatte ich das ganze Toben und den ganzen widrig gemeinen Lärm der beiden vorigen Akte vor mir. Mit den zu Schramm gesprochenen Worten: „Die Sache muß doch ein Ende nehmen!“ trat ich mit auffallend schnellen und entschiedenen Schritten bis dicht an die Lampen über den Bereich der eigentlichen Bühne hinaus, über welche ungewöhnliche Haltung die Pfeifer einen Augenblick stutzten, und ich benutzte das momentane Nachlassen des Lärms, um mit wenig höflicher Stimme zu fragen:

„Was wollen Sie eigentlich von mir, meine Herren? — Soll ich weiter spielen, oder wünschen Sie die Beendigung der Vorstellung? — Ich glaubte vorgestern mit meinen Erklärungen dem versammelten Publikum genügt zu haben. Von keiner Seite ist meinen Angaben widersprochen worden; ich muß daher heute, da der Lärm immer wieder und aufs neue ausbricht, fragen: Was wollen Sie eigentlich von mir? — Oder kann jemand die Gründe, die ich für meinen Rücktritt von der Bewerbung um die Direktion des Stadttheaters angegeben, widerlegen, so bin ich bereit, auch heute hier oder jeden Tag in meiner Wohnung darauf zu antworten!“

Eine Stentorstimme aus der Mitte des Parterres antwortete darauf:

„Davon ist hier gar nicht die Rede!“ —

„Darf ich den geehrten Herrn, der soeben die Güte hatte, mich zu belehren, daß davon gar nicht die Rede sei, bitten, mir auch zu sagen, was ich denn eigentlich soll? — Da ich aber weder den geehrten Sprecher kenne, noch ihn von hier aus genau erkennen kann, so wird es dem übrigen Publikum vielleicht angenehm sein, wenn ich ihn ersuche, allein zu sprechen, da ich sonst außer Stande bin, zu verstehen, um was es sich eigentlich handelt; denn das Pfeifen deckt einigermaßen die menschliche Stimme.“ —

Die Stentorſtimme ſchien ſich einige Augenblicke zu bedenke
Ich ſah die Köpfe zuſammenſtecken. Da das übrige Publikum -
die Damen hatten ſämmtlich ſchon das Theater verlaſſen — d
Vorſchlag aber für ganz vernünftig zu halten ſchien und a
Augen ſich auf den Sprecher in der Mitte des Parterres ri
teten, ſo erfolgte endlich die Antwort:

„Ihr Benehmen in Berlin gegen die Volksfreiheiten E
hier alle freiſinnigen Männer empört. Darüber rechtfertig
Sie ſich; von der Direktionsgeſchichte iſt hier gar nicht
Rede!“ —

„Ich bedauere, daß die Anklage mir zu allgemein geſt
iſt, um ſofort ſpeziell darauf antworten zu können. Da
ſelbſt unzweifelhaft zum Volke gehöre, ſo iſt mir nicht re
begreiflich, daß ich mich gegen meine eigene Freiheit irgend
benommen haben ſoll. Ueberhaupt liegt aber auch eine ſo
Diskuſſion ſo weit aus dem Bereich des Theaters, daß
nach meinem Gefühl und nach der Abhängigkeit, in der
als zu einem Gaſtſpiele verpflichteter Schauſpieler vor Ih
ſtehe, hier wohl nicht eher ſtattfinden kann, bis Sie erklär
mich dieſer Verpflichtung als Schauſpieler entlaſſen zu wo
und dadurch die Bühne zu einer politiſchen Tribüne
machen. Ich wünſche es nicht, weil ich dann nie wieder
Schauſpieler vor Ihnen erſcheinen würde — der Erfolg n
ſein, welcher er wolle — aber ich ſcheue mich auch nicht da
Beſtehen Sie alſo darauf, daß ich mich über meine politi
Ueberzeugung und über mein jüngſtes Verhalten in Ber
ausſprechen ſoll, ſo bitte ich diejenigen Herren, welche
klärungen wünſchen, mir desfallſige Fragen vorzulegen, a
natürlich einzeln und einer nach dem andern, womit ich ge
nur dem Wunſche aller Worte gebe.“ —

Wieder eine Pauſe; wieder geſpannte Stille; wieder d
Zuſammenſtecken der Köpfe; endlich aber von einer and
Stimme, als die erſte war, der Ruf:

„Iſt es wahr, daß Sie ſich mit 3000 Mann Landwehr verſchworen, den Prinzen von Preußen zurückzurufen und ihn bei ſeinem Einzuge gegen unſre Brüder, die edlen Berliner Demokraten, zu ſchützen?"

Mit einem langgezogenen „Ach ſo?" — Anweſende ſagten mir nachher, es ſei dies der letzte Laut von komiſcher Färbung geweſen, den ſie auf der Bühne von mir gehört — legte ich den Hut, den Stock, die Handſchuhe und das Lorgnon, die Requiſiten meiner Rolle, auf einen Tiſch im Hintergrunde, trat dann wieder dicht an die Lampen vor und ſprach nun, ohne in dieſem Augenblick zu wiſſen, was ich im nächſten ſagen würde, ohne Plan und Ueberlegung, mit den Unterbrechungen nicht weniger als 35 Minuten lang ungefähr Folgendes. — Auch hier muß ich beim Niederſchreiben nach ſechs Jahren nur der Erinnerung an einige hervorragende Stellen, ſowie dem folgen, was dabei Anweſende von mir gehört haben wollen. Obgleich ich zu meiner eigenen Ueberraſchung innerlich immer ruhiger wurde, ſo muß mein Zuſtand doch ein faſt bewußtloſer geweſen ſein; denn für manches, was mir ſpäter von anderen mitgetheilt wurde, habe ich keine Erinnerung mehr, kann es aber auch nicht in Abrede ſtellen, da es meiner Geſinnung und Denkungsart vollkommen entſpricht.

„Da von keiner Seite ein Widerſpruch gegen den ſoeben geäußerten Wunſch einer Erklärung meines politiſchen Verhaltens in Berlin laut geworden iſt, ſo bin ich bereit, dieſelbe zu geben. Wir müſſen uns aber zunächſt über die neue Lage verſtändigen, in die mich Ihr Wunſch verſetzt. — Sie werden mir das Zeugniß geben, daß ich mich ſo lange wie möglich, und wie es mit der perſönlichen Ehre eines Menſchen verträglich war, geweigert, aus der Bühne eine Rednerbühne zu machen, und daß ich nur dem Wunſche der geehrten Verſammlung nachgegeben, wenn ich nun nicht mehr als Schau-

ſpieler vor Ihnen ſtehe, über den Sie für ſo und ſo viel Mark und Schillinge, wie der Eintritt in das Theater koſtet, das Recht eines mißbilligenden und lärmenden Urtheils haben, ſondern als deutſcher Bürger, ſo gut wie jeder einzelne, auch der ehrenwertheſte der hier Verſammelten. Somit verlange ich auch alle Rechte deſſelben, ungeſtörtes Gehör und Freiheit der Rede."

„So unterhaltend die bisherige Art der Kontroverſe auch geweſen ſein mag, ſo wenig gründlich wird durch Hinausbefördern doch eigentlich bewieſen, wer Recht oder Unrecht hat. Jede kurze Interpellation werde ich von hier aus beantworten. Glaubt indeſſen einer der geehrten Anweſenden irgend etwas von dem widerlegen zu können, was ich ſagen werde, ſo muß ich bitten, hier auf dieſe improviſirte politiſche Tribüne zu treten, damit er in voller männlicher Freiheit daſſelbe Recht genießt, das ich, durch Sie veranlaßt, in vollen Anſpruch nehme; wobei ich zugleich bemerke, daß ich nur aus Achtung vor den Anweſenden um eine ruhige parlamentariſche Verhandlung erſuche; denn auf mich ſelbſt macht Pfeifen und ſonſtiges Geräuſch nur ſehr geringen Eindruck, da ich erſt kürzlich in Berlin mehrere Katzenmuſiken genoſſen, die ungleich vollſtimmiger ausgeführt wurden, als alles, was heute Abend hier geleiſtet worden iſt. Dieſes Mittel, mich zum Schweigen zu bringen, würde alſo vergebens angewendet werden und nebenbei auch die Verſammlung im ruhigen Hören und Urtheilen ſtören."

„Ehe ich nun zur Beantwortung der eben gehörten Frage ſchreite, muß ich mich nach einem Zeugniß über mein bisheriges bürgerliches Verhalten umſehen. Ich ſehe dort in einer Loge zwei Offiziere des Kaiſer Alexander Grenadier-Regiments ſitzen und weiß, daß Berliner Landsleute hier im Theater anweſend ſind — auch Sie, meine Herren, werden aus der eigenthümlichen Redeweiſe, namentlich aus der Art, wie der Dativ und

Akkuſativ vielleicht von einem Ihrer nächſten Nachbarn angewendet wird, die Ueberzeugung gewonnen haben, daß Berliner unter Ihnen ſind. — Mit dem vollen Bewußtſein meiner bisherigen Unbeſcholtenheit und im Vertrauen auf manches Gute, was ich gethan oder wozu ich beigetragen, fordere ich jeden meiner hier anweſenden Landsleute auf, öffentlich zu erklären, ob ihm irgend eine Handlung meines Lebens bekannt oder durch andere bekannt geworden iſt, welche die Glaubwürdigkeit meines Wortes im voraus in Zweifel ſtellen könnte; denn da ich Ihnen fremd, unbekannt und allein gegenüberſtehe, ſo bedarf es eines ſolchen Zeugniſſes ebenſogut für Sie, wie für mich, um meine Stellung nicht zu ungleich gegen die Ihrige zu machen."

„Es meldet ſich alſo niemand? — So kann ich denn zur Beantwortung der einzigen bis jetzt beſtimmt formulirten Frage übergehen. Wenn ich nicht irre, war es jener Herr dort, der ſie ſtellte, und bitte ich ihn, zu folgen, ob ich ſie richtig verſtanden. — Ich ſoll mich alſo mit 3000 Mann Landwehr verſchworen haben, den Prinzen von Preußen zurück zu berufen und Höchſtdenſelben bei ſeinem Einzuge gegen die Demokraten Berlins zu ſchützen? — An dieſer Anſchuldigung — denn eine ſolche ſoll es doch wohl ſein, obgleich ich ſie nicht dafür anerkenne — iſt zuvörderſt auch nicht ein einziges Wort wahr. — Weder einer, noch 3000 Landwehrmänner haben in Berlin das Recht, Seine Königliche Hoheit zurück zu berufen. Das hat Seine Majeſtät der König gethan, und die ſämmtlichen Miniſter, bekanntlich die freiſinnigſten Männer in ganz Preußen, wie Sie ja noch vor wenigen Wochen in allen Zeitungen geleſen, haben Seine Majeſtät den König darum gebeten. Wenn alſo der erlauchte Bruder — —"

hier wurde das Parterre unruhig, und die Stentorſtimme ließ ſich wieder hören:

„Reden Sie nicht von erlauchtem Bruder und solc
Titulaturen. Wir wollen hier in Hamburg davon nic
wissen!“ —

„Und doch muß ich auf die Gefahr hin, dem geehr
Herrn Vorredner zu mißfallen, bei dieser Ausdrucksweise n
harren, da ich nun einmal die Ehre habe, ein Preuße zu s
Wenn in meinem Vaterlande von dem Senate der fr
Reichsstadt Hamburg gesprochen wird, so giebt jeder gebil
Mann ihm die Ehre, die ihm als Repräsentanten einer achtun
werthen bürgerlichen und staatlichen Gemeinschaft zukommt. (
werden mir daher doch wohl gestatten müssen, hier in solc
Ausdrücken von meinem Könige und Herrn sowie von sein
Durchlauchtigen Hause zu sprechen, wie sie mir und Millio
von preußischen Männern nun einmal in Fleisch und L
gewachsen sind, und ich glaube nebenbei, daß Seine Maje
der König sich damals, als das schöne Hamburg so sch
von jener entsetzlichen Feuersbrunst heimgesucht wurde,
ein so guter Nachbar bewiesen hat, daß man einem sei
Diener wohl gestatten kann, gerade hier in Hamburg
Ehrfurcht und Dankbarkeit von ihm zu reden.“

„Nach dieser Interpellation wiederhole ich, daß an jen
Vorwurfe auch nicht ein Wort wahr ist! — Mit der einfa
Abweisung ist aber nichts gethan, ich werde der Angabe Th
sachen gegenüber stellen. Bis zum 21. Mai habe ich
Berlin weder einer Volksversammlung, einem Klub, n
irgend einer Begebenheit persönlich beigewohnt, weil es
für einen Schauspieler nicht schickt, sich an politischen L
gängen zu betheiligen. Sie haben sich ja selbst bemüht,
während des heutigen Abends die unbestreitbare Wahrheit di
Satzes an das Herz zu legen, und Sie werden sich in
nächsten Zukunft überzeugen, daß ich mir Ihre Andeutur
zu Herzen genommen und so nie wieder vor Ihnen erschei
werde. — An dem genannten Tage wurden diejenigen Le

wehrmänner von einem mir durchaus unbekannten Komitee zusammenberufen, welche gesonnen seien, ihre Gestellung zu den Fahnen von keinerlei Bedingung abhängig zu machen. Dergleichen waren nämlich von einigen Landwehrmännern von aufgegangener Ansicht kurz vorher aufgestellt worden. Sie lauteten: Wahl der Führer, Versorgung der zurückbleibenden Familien u. s. w. u. s. w. Als Unteroffizier und Besitzer der Landwehr-Dienstauszeichnung fühlte ich mich in meinem Gewissen verpflichtet, in dieser Versammlung zu erscheinen und zu hören, was dort verhandelt werden würde. — Inwiefern nun eine, in musterhafter Ruhe und Ordnung abgelaufene Versammlung — diese Musterhaftigkeit der Haltung erkannten selbst die Berliner Zeitungen an — eine Verschwörung genannt werden kann, will mir nicht recht einleuchten. Sie fand unter freiem Himmel und in vollkommen parlamentarischer Form statt. — Eine Rede, die ich zur Empfehlung jener Bedingungen mit angehört, rief meine Gegenrede hervor, wie Sie das auch heute von mir bemerken werden, und ich versuchte zu beweisen, daß ein geordnetes Militärwesen nicht bestehen könne, wenn der Gehorchende seinem Vorgesetzten Bedingungen für seinen Gehorsam stellen will." —

„Ja! Sie haben aber auf die Barrikadenkämpfer geschimpft und haben sich unterstanden, den glorreichen 18. März zu schmähen",

so lautete eine zweite und mit sehr heftiger, gereizter Stimme herausgestoßene Interpellation. —

„Ich bedauere, den geehrten Herrn Interpellanten nicht heraus erkennen zu können, muß also salvo pleno titulo im allgemeinen antworten, daß er vollständig falsch unterrichtet ist. — Wenn er selbst dabei gewesen wäre, so müßte ich annehmen, daß er ein absichtlicher Lügner sei; denn was ich nicht gesagt habe, kann er auch nicht wohl von mir gehört haben.

Da ich nun aber von niemand in dieſer ehrenwerthen ſammlung annehmen kann, daß er abſichtlich eine Unwa ſagt, ſo iſt unzweifelhaft, daß der geſchätzte Interpellant Kenntniß vom Hörenſagen hat. Oder hätte er es perſ gehört? — Da ich durch keine Antwort erfreut werd genügt wohl meine Erklärung, daß auch dies nicht wah Schimpfen wäre überhaupt eine ſchlechte Form für die i liche Rede, und nebenbei pflege ich nicht zu ſchimpfe Jene Anſichten über die Barrikadenkämpfer ſind in dem S des ſchon erwähnten, mir unbekannten Komitees ausgeſp und zwar mehrere Tage vorher, ehe ich in der Verſam das Wort nahm. — Was ich perſönlich von den Barri kämpfern denke, danach hat niemand ein Recht zu fr was ich aber von ihnen geſagt haben ſoll, iſt erlogen!

„Da es keinem der Herren Interpellanten angenehm kann, die Quellen ſeiner Kenntniß von den Vorgäng Berlin hier öffentlich und mit dem Anerbieten des Ben wie und wo es beliebt, als lügenhaft bezeichnen zu höre bitte ich, im Intereſſe der parlamentariſchen Form, ſpäteren Interpellationen nur auf die poſitive Kenntni wirklich Geſchehenen baſiren zu wollen, da ſonſt die Ver lung über das billige Maß eines Theaterabends hinaus gedehnt werden dürfte." —

„Ich fahre in Erzählung der Thatſachen fort."

„Meine Rede zu Gunſten des bedingungsloſen Eint bei Einberufung der Landwehr fand Beifall, und die weſenden — es mögen allerdings 3000 geweſen ſein – klärten, ſich jederzeit ohne alle Bedingungen ſtellen zu w ſobald Seine Majeſtät der König es befehlen werde. S iſt, daß man mich infolge meiner Rede zum Führer w wollte, um den gefaßten Beſchlüſſen, Andersdenkenden g über, den gehörigen Nachdruck zu geben. — Eine ſolche Fi ſchaft wäre aber recht eigentlich noch unmilitäriſcher ge

als Bedingungen, und ich lehnte jeden Antrag, der dahin zielte, auf das entschiedenste ab. — Als ich von dieser Versammlung nach Hause zurückgekehrt, wurde ein schon vorhandenes Unwohlsein zur Krankheit, so daß ich, vier Tage mein Zimmer nicht verlassen konnte und sowohl den verschiedenen Katzenmusiken still halten mußte, als durch festliche Ehrenbezeigungen der Garde- und Provinzial-Landwehr geehrt wurde. Dieselben falschen Gerüchte, die ich heute hier gehört, hatten sich auch in Berlin verbreitet und mich zu dem Anstifter und dem Haupte einer Bewegung gemacht, deren Tragweite allerdings noch nicht abzusehen ist, wenn die Regierung es für zweckmäßig halten sollte, den sich darbietenden guten Willen zu benutzen."

„Dies ist der einfache Hergang und das Sachverhältniß, soweit es meine Person angeht. Sie sehen, daß darin auch nicht der entfernteste Grund liegt, mich in Hamburg als Schauspieler auszupfeifen, weil ich in Berlin als Landwehrmann meine Pflicht und Schuldigkeit gethan. Beide Fälle schienen mir so weit auseinander zu liegen, daß ich sorglos und im festen Vertrauen auf die von Hamburg gerühmte politische Reife und Unparteilichkeit hier sofort mein Gastspiel früher begann, als es ursprünglich verabredet war."

„Fragen Sie mich freilich nach meiner Gesinnung und Ueberzeugung, so muß ich Ihnen sagen, daß ich durch und durch Royalist und demgemäß Konservativer bin. Ich sage Ihnen das ungefragt, weil niemand glauben soll, ich hätte mich nur auf geschickte Art entschuldigen wollen, um den gegen mich erhobenen Lärmen zu beschwichtigen. Jene Anschuldigungen sind nicht wahr, darum habe ich sie abgewiesen. Soll es bei Ihnen aber eine Anschuldigung sein, daß ein Diener des Königs von Preußen und ein preußischer Soldat Royalist ist, so bitte ich, Ihren Zorn weiter über mich ergehen zu lassen, da ich ihn dann verdiene."

„Ich ſchließe mit einer Erklärung und einer Bitte. Die Erklärung beſteht darin, daß ich überhaupt heute ; letzten Male die Bühne betreten habe und mit dem heuti Abende aufhöre, Schauſpieler zu ſein, weil ich keine Luſt h noch einmal in meinem Leben Aehnliches zu ertragen. — habe kein Recht, ſofort von der Bühne abzutreten; denn bin dem Publikum für den heutigen Abend noch meinen Di ſchuldig und werde dies Stück daher zu Ende ſpielen, w man mich zu Worte kommen läßt; und hieran knüpft meine ſchließliche und jedenfalls letzte Bitte an Sie. Sie ric ſich an denjenigen Theil des geehrten Publikums, wel mich ſowohl am erſten Abende meines Auftretens, als c heute mit Applaus aufgemuntert, mein Spiel mit Beifall gleitet und mich gegen das Pfeifen zu ſchützen oder dafür entſchädigen verſucht hat. Applaudiren Sie nicht mehr! la Sie mich ruhig zu Ende ſpielen! denn, wie es ſcheint, for Ihr freundlicher Beifall jene Beweiſe des Mißfallens hera Treten dieſe dann doch ein, ſo kann ich mir die Perſo merken und morgen — wahrlich nicht mehr als Schauſpieler Rechenſchaft dafür fordern; denn ich weiß ja nun, woge ſich der Zorn dieſer Herren richtet, und denke, ihm an jei anderen Orte zu ſtehen. Sollte jemand perſönlich etwas mir wünſchen, ſo bemerke ich, daß ich noch acht Tage in H burg bleiben und meine Wohnung im Hotel de Petersbo behalten werde. Um ja keinen etwa zugedachten Beſuch zu v ſäumen, werde ich in den nächſten Tagen mein Zimmer n verlaſſen. Mehr vermag ich weder zu geben, noch zu t und muß nun abwarten, was weiter geſchehen wird. D gemäß will ich verſuchen, weiter zu ſpielen, ſo lange es möglich gemacht wird, und dazu ſcheint mir das beſte Mi daß diejenigen Herren, welche dem Thalia-Theater und wohlwollen, nicht mehr applaudiren.“ —

Damit machte ich meine Verbeugung, nahm Hut, Stock, Handschuhe und Lorgnon wieder, sah einige Momente aufmerksam und erwartend in das Parterre, und als dort alles merkwürdig still blieb, spielte ich die unterbrochene Scene weiter. Ueber alle Erwartung blieb es während der folgenden Scenen und selbst bei meinem Abgange vollkommen still. Niemand applaudirte. Kein Laut des Mißfallens ließ sich hören. Ich sah viele Personen das Parterre verlassen und niemand dafür wieder hereinkommen. Kurz der Abend schien nun ohne weiteren auffälligen Skandal verlaufen zu sollen. Hatte ich doch keine Ahnung, was während dessen draußen vorging. —

Kaum abgegangen, sollte ich es aber desto vollwichtiger erfahren. — Maurice war von seinen Theaterbeamten und durch Freunde von allem unterrichtet worden, was auf der Straße verabredet und gesprochen wurde. Schon hatten die Unordnungen und Gewaltsamkeiten am Steinthor begonnen, und die Kunde davon war schnell rückwärts in die Stadt geeilt. — Meine Rede an das Publikum wurde entstellt draußen mitgetheilt, dazu gelogen, daß ich die Hamburger Bürger geschimpft und beleidigt, und ganz besonders hervorgehoben, ich hätte mich unterstanden, mich vor aller Welt einen Royalisten zu nennen. Mißgünstige Elemente gegen Maurice und das Thalia-Theater mögen dazu gekommen sein, kurz es sollte zu Gewaltsamkeiten geschritten werden, und die entschlossensten unter den Rädelsführern riefen ganz rückhaltlos, das Theater müsse gestürmt und ich dem Volke überantwortet werden. Von jetzt an drängte alles auf mich ein, um mich von einem nochmaligen Erscheinen auf der Bühne abzuhalten, da meine Rede die Demokraten aufs äußerste gereizt habe und mich niemand schützen könne, wenn mir eine persönliche Mißhandlung zugedacht sei. Ein Theaterarbeiter sagte mir, sie hätten bereits alle Ausgänge und Fenster des Hauses besetzt, was ich um so eher glauben konnte, als ich selber die Vorbereitungen dazu gesehen. Die Schauspieler be-

fürchteten auch für ſich das Schlimmſte, und der Theatermeiſter Lucas, den ich bis dahin kaum bemerkt hatte, zeigte mir von dieſem Augenblicke an die thätigſte Theilnahme. Er hatte das Treiben vor dem Theater und in den äußeren Räumen ſelbſt mit angeſehen und ſprach auf das dringendſte die Ueberzeugung aus, daß es ſehr ernſt gegen mich gemeint ſei, und daß er fürchte, das ganze Theater werde demolirt werden. Polizei oder irgend eine geordnete Gewalt, die dem Andrange hätte widerſtehen können, war ſo gut wie gar nicht vorhanden; ſagt doch der Polizeibeamte Herr in ſeinem Rapport vom 14. Juni ſelbſt aus: „Wegen des Tumultes ließen ſich Nachforſchungen an Ort und Stelle nicht anſtellen, und es konnte nicht mehr geſchehen, als einzelne Perſonen ins Auge zu faſſen, denen annoch nachgeſpürt wird."

Ich wies die Zumuthungen, die mir von allen Seiten gemacht wurden, ſehr beſtimmt zurück und ſuchte damals ſogar etwas darin, dem Sturm zu trotzen; als aber Maurice kam und auch er das Schlimmſte zu fürchten ſchien, wenn ich nun noch einmal vor der wüthenden Menge erſcheinen wolle, gab ich nach; denn obgleich er kein Wort ſagte, daß durch mich ſein ganzes Eigenthum in Gefahr ſei, ſondern nur von der mir drohenden Gefahr ſprach, ſo waren alle anderen doch darüber einig, daß der Sturm nicht mehr mich allein treffen würde.

Daß dies keine leere Befürchtung und übertriebene Aengſtlichkeit war, bewies die Brandſtiftung und Demolirung des Wachtgebäudes am Steinthore durch dieſelben Menſchen — hier ſprechen wieder die Unterſuchungsakten —, welche den Lärm im Theater gemacht hatten. Im fünften Akte des Luſtſpiels hatte ich als Doktor Weſpe nur einmal, kurz vor dem Schluſſe, zu erſcheinen und dann nur wenige Worte zu ſagen, die zur Entwickelung des Stückes ſelbſt nichts beitragen. Es lag alſo nahe und konnte ganz unbemerkt durch einige Worte der dann auf der Scene befindlichen Darſteller vermittelt werden, daß ich nicht

mehr erſchien, und in der darauf folgenden muſikaliſchen Poſſe konnte der beliebte Komiker Wilke ohne alle Störung meine Rolle übernehmen. Hatte er ſie doch oft genug vor mir mit Beifall geſpielt.

Ich zögerte indeſſen immer noch und konnte mich mit dem Gedanken nicht befreunden, einer ſolchen Geſellſchaft aus dem Wege zu gehen, obgleich ich ihr als Einzelner nicht wohl mehr thun konnte, als ich ihr ſchon gethan. Da brach plötzlich vom Zuſchauerraume her ein wilder Lärm an unſer Ohr. Die Thüren zum Parterre waren von einer hereinſtürmenden Rotte erbrochen worden, die, ohne den Eintritt zu bezahlen, eindrang. „Baſſermannſche Geſtalten" ſtürzten durch die Kommunikationen auf die Bühne, Publikum flüchtete vor ihnen her, und alles drängte wild durch einander. Mein Name wurde mit Verwünſchungen und Drohungen überall gerufen. Ich war eben in meine Garderobe gegangen, um mich auszuziehen und dann das Theater zu verlaſſen. Da ſtürzte mit dem Ausdruck der höchſten Beſorgniß der Theatermeiſter Lucas herein, ergriff mich faſt gewaltſam beim Arme und zog mich mit dem Rufe: „Um Gottes Willen, retten Sie ſich, man will Sie ermorden!" aus der Garderobe, eine dunkle Treppe hinauf, durch die Ober-Maſchinerie, einen Malerſaal und eine Menge dunkler, mir unbekannter Räume auf dem Boden über dem Zuſchauerraum bis in die Nähe der Lüſtre-Kammer. Der tobende Lärm unten im Theater folgte uns bis hier hinauf. Der Gedanke, daß ich mich in dieſer Lage noch immer im Theaterkoſtüm befand, war mir unerträglich, und ich erinnere mich von allen Eindrücken dieſes Abends am beſtimmteſten, daß ich viel darum gegeben hätte, wenn ich das Koſtüm hätte los werden können. Ich riß mir die Perrücke und den Schnurrbart ab und fragte den theilnehmenden Lucas, ob er nicht ein Tuch habe, an dem ich mir die widerwärtige Schminke vom Geſicht wiſchen könne. — Er gab mir ein ſolches. — Ich erwähne dieſes unbedeutenden Vor-

ganges, weil mir ſpäter der Schauſpieler Hendrichs erzählte, daß der Theatermeiſter Lucas dieſes Tuch als eine Erinnerung an jenen furchtbaren Abend aufgehoben und es ihm für einen ganz unverhältnißmäßigen Preis nicht habe verkaufen wollen, als er einige Jahre nachher dort Gaſtrollen geſpielt und gehört, was mir begegnet war.

Lucas ließ mich übrigens bald allein, um zu ſehen, ob der Weg, auf dem er mich jener Rotte entzogen, nicht etwa verrathen worden ſei, und um die Suchenden wo möglich auf eine falſche Fährte zu leiten. Es wurde verbreitet, ich ſei von der Alteration krank geworden und hätte das Theater verlaſſen, man wiſſe nicht, wohin. — Ob jemand nun meinen Aufenthalt wußte und den Weg dahin kannte, weiß ich nicht. Jedenfalls wurde er nicht verrathen, und die tobende Horde zog ſchimpfend ab, verließ, auf der Straße die Marſeillaiſe brüllend, das Theater, um nach dem Steinthore zu ziehen, wo bald nachher die Brandlohe in die Höhe ſchlug, und ließ nur das ruhige, freilich ſehr wenig zahlreiche Publikum im Theater zurück. Dieſem wurde im Zwiſchenakte angekündigt, daß ich wegen Unwohlſeins im zweiten Stücke durch Herrn Wilke erſetzt werden würde, eine Nachricht, die man ganz natürlich fand, um derentwillen wenigſtens kein neuer Lärm entſtand.

Ich hörte dieſe Ankündigung durch die Oeffnung des Kronleuchters und konnte ebenſo von oben mein Stück und meine Rolle ſpielen ſehen. Die Zeit, welche ich hier oben und unter dieſen Umſtänden verbracht, wird mir wahrlich bis an mein Lebensende unvergeßlich ſein! — Durch eine große Fenſterroſette im Frontiſpice des Theaters konnte ich die auflodernde Feuersbrunſt am Steinthore ſehen, und jenes bekannte heulende Geräuſch, der Begleiter jedes Aufruhrs und jeder Volksleidenſchaft, zog über die Dächer bis an mein Ohr. Dazu raſſelte der Generalmarſch für die Bürgergarde durch die Straßen, und im Kontraſte dazu tönte von der Bühne das ſcherzhafte Singen

in meinem musikalischen Quodlibet zu mir herauf. Auf der Straße hörte ich meinen Namen unter den wüthendsten Verwünschungen schreien, und von der Bühne hörte ich Späße, die ich so oft selbst gemacht, die mir aber jetzt unbeschreiblich ekelhaft vorkamen, mit Beifall aufnehmen.

Meine ganze Vergangenheit, meine ganze Zukunft lag trostlos vor mir. Nach fast dreißigjähriger Wirksamkeit war das Gebäude des bisher Errungenen mit einem Schlage unter mir zusammengebrochen, und die Zukunft gewährte auch nicht eine Hoffnung, sondern drohte nur gesteigerte Hülflosigkeit. Am quälendsten war mir der Gedanke an Weib und Kind. Mit dem Entschlusse, die Bühne zu verlassen, hörte auch der behagliche und reiche Erwerb, den ich sowohl als Schauspieler, wie als Theaterdichter hatte, auf, und welche Aussicht hatte ich in jener Zeit, mich als Schriftsteller zu ernähren? Für das, was ich schreiben wollte und konnte, hätte mir damals nicht allein kein Buchhändler auch nur einen Groschen gegeben, sondern es hätte mich aller Wahrscheinlichkeit nach nur zum Opfer fortgesetzter Verfolgungen gemacht. Des Erwerbes willen aber das zu schreiben, was man damals einzig und allein verlangte, dazu hätte mich nichts vermocht! — Nach treuer Schilderung des bis jetzt Geschehenen habe ich nicht nöthig, die tausend widersprechenden Gefühle und Gedanken zurückzurufen, die mich in dieser seltsamen Lage erfüllten.

Als das Vaudeville zu Ende war, leerte sich das Theater augenblicklich; denn die Nachrichten von den verbrecherischen Vorgängen am Steinthore ließen jeden wünschen, der Gefahr aus dem Wege zu gehen. Einige wildaussehende Kerle hatten zwar bis zu Ende der Vorstellung und einige Zeit nach derselben an den Ausgängen des Theaters beobachtet, ob ich nicht noch herauskommen würde; auch im Hotel de Petersbourg war nachgefragt worden, ob ich schon nach Hause gekommen sei, und dabei angekündigt, man möge sich nur gefaßt machen, Katzenmusiken

vor dem Hotel zu hören, so lange ich dort wohnen würde; endlich aber wurde es rings um das Theater stille. Der Theatermeister Lucas, der wiederholt gekommen und sich nach mir umgesehen, wagte es doch nicht, mich auf demselben Wege wieder von dem Boden herunter zu bringen, auf dem er mich hierher geführt, und hatte mit Maurice verabredet, ich solle durch ein Fenster, welches in den Flur zur Wohnung des Direktors führt, steigen und einstweilen mich dort verborgen halten, bis die Menge sich vollständig verlaufen. Das hatte seine Schwierigkeiten, denn das Fenster war hoch oben an der Decke der Flurs und fest vernagelt. Maurice und Lucas entfernten alle, die etwas verrathen konnten, und halfen mir durch diese mühsame Passage. Nun erfuhr ich auch, wo meine Tochter eine Zuflucht gefunden, und bat den so aufopfernd theilnehmenden Lucas, sie bei Frau Birch-Pfeiffer abzuholen und in das Hotel de Petersbourg zurückzubringen, wohin ich mich sofort auf den Weg machen wollte, was aber nicht zugegeben wurde, bis man die Straßen rekognoszirt hatte. So blieb ich noch einige Zeit allein in der Wohnung des Freundes, und als Lucas mit der Nachricht zurückkam, daß meine Tochter geborgen, die Straßen aber theils leer, theils von Bürgergarde besetzt seien, verließ ich gegen Mitternacht, von Maurice, Lucas und noch einigen Männern begleitet, das Thalia-Theater und fand meine arme Tochter in einem fast bewußtlosen Zustande. Weinend stürzte sie mir in die Arme, und ich, der Trostbedürftige, suchte sie zu trösten.

Bis jetzt hatte mein Trotz und das Bewußtsein, in einem Kampfe zu stehen, ausgehalten; nun, da mich die Friedlichkeit meiner Wohnung umgab, brach meine Festigkeit zusammen. Seit Wochen hatte die Aufregung gedauert, heute schien sie ihren Gipfelpunkt erreicht zu haben, obgleich ich nicht wußte, was in den nächsten Tagen noch geschehen konnte. Inez drang in mich, sofort Hamburg zu verlassen; ich sagte ihr aber, daß ich versprochen habe, noch acht Tage hier zu verweilen, um jeder per-

ſönlichen Anforderung, die etwa gemacht werden könne, zu genügen. — Wir wollten gleich nach Köpenick ſchreiben, damit das Gerücht die Mutter nicht früher erreiche, als beſtimmte Nachricht von uns ſelbſt; aber der Verſuch zu ſchreiben war vergeblich. Die Buchſtaben flimmerten vor den Augen, die Feder zitterte in der Hand, der Gedanke verſagte den Dienſt. Wir ſanken beide unfähig zurück und Inez weinend an meine Bruſt. Raſch war mein Entſchluß gefaßt; morgen mit dem erſten Zuge ſollte Inez auf der Eiſenbahn zu ihrer Mutter nach Köpenick eilen und mich einſtweilen allein in Hamburg laſſen. Da ich nicht wußte, was in ſo ernſter Zeit — der Feuerſchein vom Steinthor zuckte noch am Himmel — die nächſten Tage mir noch bringen konnten, ſo hielt ich dies für das beſte Mittel, wenigſtens meine Tochter in Sicherheit zu bringen.

Noch in der Nacht wurde das Nöthige gepackt und dann, wiewohl vergebens, die Ruhe geſucht. — Ich merkte bald, daß mein ganzer Körper fieberte, hütete mich aber wohl, meiner Tochter am andern Morgen etwas zu ſagen, da ſie mich ſonſt ſchwerlich verlaſſen haben würde. Die Trennung wurde mir ſchwer; denn wer konnte, nachdem ſo unerwartete und ungewöhnliche Begebenheiten in mein friedliches Leben eingegriffen, wiſſen, wann und ob wir uns überhaupt wiederſehen würden? War es doch ſchon in gewöhnlicher Zeit nicht anzunehmen, daß ich ein vierzehnjähriges Mädchen ganz allein und unbeſchützt eine ſolche Reiſe in das wildbewegte Berlin zurück thun laſſen würde. Sie erzählte mir ſpäter, daß ſowohl auf dem Bahnhofe, als während der Rückreiſe, viel von dem Vorgange des geſtrigen Abends im Theater geſprochen und mein Name dabei natürlich ſtets mit vollſter Mißbilligung und Schadenfreude genannt worden ſei. — Offenbar kehrten Berliner, die ſich daran betheiligt, nachdem ſie ihren Zweck erreicht, nach Berlin zurück; denn wie ich nachher gehört, war der Hamburger Skandal und meine ſogenannte Züchtigung ſchon am 10. Abends in den demokratiſchen Klubs

und den verschiedenen Handwerkervereinen Berlins bekannt, w die Nachricht mit Jubel aufgenommen wurde. Auch Unterbeamt der Berlin-Hamburger Eisenbahn sollen sich lebhaft an den Lärmen betheiligt haben. Darüber enthalten indessen die Akte nichts, ich habe also keine Gewißheit für diese Angaben, erinner mich auch nicht mehr, wer mir dieselben gemacht. —

Kaum war meine Tochter fort, so stellten sich die Vorbote eines ernstlichen Fiebers ein, und die Befürchtung, daß es ei Nervenfieber werden würde, lag leider sehr nahe; denn ich fühlte daß meine Gedanken sich verwirrten, und hörte mich — ein sonder barer Zustand! — phantasiren. Außer dem unter allen Ver hältnissen treuen Maurice, seinem Bruder, Schramm und Friedrid Riese besuchte mich an diesem Tage nur noch Emilie Faller, sa tröstend und hülfreich an meinem Lager und that, was in ihre Kräften stand, um mich aus meiner sehr niedergedrückten Stimmun aufzurichten. Während ihrer Anwesenheit kam ein Brief meine Frau aus Köpenick an, und zwar die Antwort auf meinen fre digen Brief über den anscheinend glücklichen Erfolg des erste Abends. Wie schneidend klang die Freude meiner Frau üb jenen glücklichen Erfolg in meinen jetzigen Zustand hinein! — Wie so ganz anders war alles geworden! —

Vergebens wartete ich heute und während der folgende Tage bis zum 14. Juni auf irgend einen der lärmenden Bursche die so tapfer gewesen waren, als ich ihnen vertheidigungslos st halten mußte. Es kam niemand, und, auffallenderweise erwähnte fast sämmtliche Hamburger Zeitungen den Vorgang im Theat nur ganz obenhin. Allerdings hatten die Gewaltthätigkeiten a Steinthore den bloß einleitenden Skandal im Theater in de Hintergrund gedrängt, und nach dem, was ich von den wenige Personen hörte, die auch den Mißhandelten nicht verließe schämte man sich in Hamburg, daß so etwas überhaupt ha vorfallen können.

Am Tage darauf schrieb ich einen ausführlichen Brief a

meine Freundin Luise Neumann nach Wien, dem ich jetzt, da sie den Brief aufbewahrt und mir wiedergesandt hat, meist die Daten zu meiner Erinnerung entnehme.

Mit Maurice kam ich überein, daß unter diesen Verhältnissen von einer Fortsetzung meines Gastspieles nicht die Rede sein könne. Er sandte mir das Honorar für die beiden ersten und letzten Rollen. Natürlich sandte ich es ihm sofort zurück. — Hatte er doch den größten und nachhaltigsten Schaden von meiner sogenannten Betheiligung an politischem Treiben! —

Aerztliche Hülfe bewahrte mich vor dem Ausbruche einer wirklichen Krankheit; doch sollte ich sobald als möglich Hamburg verlassen, um den hier unvermeidlichen, täglich frischen Eindrücken zu entgehen. Als daher in fünf Tagen niemand erschienen war, der meiner öffentlichen Aufforderung folgte, reiste ich am 15. Juni nach Berlin zurück, kam aber nur bis Spandau, da infolge des Zeughausſturmes die Schienen der Eisenbahn aufgenommen worden waren. Hier traf ich Frau und Kinder, aber auch eine Menge aus Berlin geflüchteter Freunde, die auf heute eine blutige Wiederholung der Exzesse des vorigen Abends voraussagten und fürchteten. Von Spandau begab ich mich mit Frau und Kindern nach Potsdam, wo ich seit diesem Tage meinen festen Wohnsitz nahm und der Gnade Seiner Majestät des Königs für einige Monate eine Freiwohnung im Logir-Gebäude des königlichen Schauspielhauses verdankte.

Aus den Akten füge ich nur noch hinzu, daß die Verabredung zu dem Lärmen des zweiten Abends unzweifelhaft im Hamburger Handwerker-Bildungsverein stattgefunden, und zwar durch Sendboten von Berlin. Außer dem schon bezeichneten Tischlergesellen B., der immer wiederkehrend sowohl von der Berliner als der Hamburger Polizei ein sehr gefährlicher Mensch genannt wird, und außer dem Tapezierer M. sind dort jener Karrenführer D., der Steindrucker Semmi H., der Lithograph M., der Tischler B., Turnwart des Bildungsvereins Heinrich H., der im Vereine ein

ſehr aufregendes Gedicht: „Steine und Barrikaden als Volkswaffen" vorgetragen, ein gewiſſer nicht näher bezeichneter Behrens, ein Handlungsdiener H., dann aber ein gewiſſer S. und ein M. als die Rädelsführer, ſowohl im Theater, als ſpäter am Steinthore, von den Polizeibeamten und den Zeugen bezeichnet. Bei den Verhören waren ſie natürlich ſämmtlich unſchuldig, gaben zwar zu, gepfiffen zu haben, aber nur, weil ich als Schauſpieler ihnen nicht gefallen, wozu ſie doch vollkommen berechtigt geweſen ſeien, da andere unverſchämt und abſichtlich applaudirt hätten. Die Akten ſchließen mit dem Dekret des unterſuchenden Polizeirichters: „Bleibt ruhen" — auch wohl das Beſte, was ſich im Sommer des Jahres 1848 über dergleichen dekretiren ließ.

Der Feldzug in Schleswig.

1848.

Als ich am 15. Juni 1848 aus Hamburg nach Potsdam zu meiner unterdeſſen aus Köpenick übergeſiedelten Familie zurückgekommen, lag die Frage: Was nun? leider ſo nahe und drängte ſich in allem, was uns umgab, noch mehr aber in dem, was nach dem Zeughausſturm täglich in Berlin vorging, ſo heran, daß ein Entſchluß gefaßt werden mußte. In Hamburg hatte ich nach den dort erlittenen Mißhandlungen öffentlich meinen Entſchluß ausgeſprochen, die Bühne nicht wieder zu betreten — damit war mein Engagement in Berlin, wie überhaupt bei irgend einer deutſchen Bühne, unmöglich. Eine Laufbahn als Schriftſteller oder Sprachlehrer blieb die nächſte Ausſicht; aber das erſtere verbot ſich einfach dadurch, daß damals niemand etwas für eine ſchriftſtelleriſche Arbeit bezahlte, im Gegentheil man mich nur um ſo heftiger verfolgt haben würde, wenn ich geſchrieben, was ich denke und meine, und anders wollte ich nicht ſchreiben; zu einem nur einigermaßen einträglichen Sprachunterricht würde aber immer eine andere Zeit gehört haben, als die Flitterwochen des „Völkerfrühlings" und das beliebte „Schaumſpritzen auf den Wogen der jungen Freiheit". Da kam der Gedanke, ob ſich nicht vielleicht der „Soldatenfreund", der

bisher ein so stilles, fast unbemerktes Leben geführt, lebendiger eingreifender in die Interessen des Tages gestalten ließe. Dazu war denn allerdings unumgänglich nöthig, daß die Zeitschrift auch mehr in der Zeit und mit der Zeit lebte, für welche sie erschien. Ein gutes Mittel dafür schienen Berichte aus dem Felde zu sein, die mit militärischem Verständniß und Geschick geschrieben waren. Dazu gehörte aber vor allen Dingen eigene Anschauung des mir selbst bis dahin Unbekannten, und so faßte ich denn den Entschluß, nach Schleswig zu gehen, wo unsere Truppen gegen die Dänen im Felde standen; nebenbei konnte ich dort vielleicht auch nach irgend einer Richtung nutzen, vielleicht selbst in die Armee eintreten; jedenfalls waren dort noch Leute, die Sinn und Liebe für mein altes Preußen hatten, wie es ja damals täglich mehr verdorben und heruntergezogen wurde. Ich mußte freilich auf dem Wege dorthin wieder Hamburg passiren, wo ich eben erst so bittere Erfahrungen gemacht, konnte dort erkannt, vielleicht aufs neue mißhandelt werden; aber ich konnte auch nur so für meine Ueberzeugung etwas thun und fühlte immer deutlicher, daß es doch eigentlich nur noch darauf ankomme, in jeder Beziehung die Armee zu halten und zu stärken weil sie allein noch retten konnte. Sollte da der „Soldatenfreund" mit gutem Worte nicht helfen können?

Am 23. Juni reiste ich, nur mit dem Nöthigsten versehen von Potsdam nach Spandau, um dort den Eisenbahnzug nach Hamburg zu besteigen, da ich mich in Berlin noch nicht sehen lassen durfte. Unterwegs empfing ich die peinlichsten Eindrücke durch die Gespräche der Reisenden und kam halb betäubt nach Hamburg, wo ich sofort zu meinem bewährten Freunde Maurice ging. Da er in seinem Thalia-Theater wohnte, so sah ich beim Eintreten in das Haus den Theaterzettel und auf demselben für den heutigen Abend „Künstlers Erdenwallen, neu bearbeitet von L. Schneider" angekündigt, ein Stück, das ich erst wenige Monate vorher nach dem Originale von Julius v. Voß m

einem neuen ersten und fünften Akte versehen und der veränderten Zeit angepaßt hatte; ich hatte es in Scene gesetzt und selbst die Hauptrolle darin gespielt, Veranlassung genug für mich, um auf die hiesige Darstellung und Aufnahme des Stückes neugierig zu sein. — Wie hatten aber schon die wenigen Wochen, seit ich die furchtbaren Abende in diesem Theater verlebt, mein ganzes Interesse an der Bühne ertödtet! das sollte ich schon heute deutlich erfahren.

Herzlich von dem erstaunten Freunde empfangen, saß ich mit ihm zu Tische und wir klagten uns gegenseitig unsere Noth, als plötzlich Musik zu uns heraufschallte. „Was ist das?" fragte ich. — „Die Ouvertüre zu Deinem Stück", lautete die Antwort, und es kam mir auch nicht der leiseste Gedanke, daß ich dem Spiel wohl zusehen könne. Wir plauderten weiter. Auch die Zwischenmusik zwischen dem ersten und zweiten Akte wurde hörbar, und mit ihr trat der Magister Lämmermeier, jene von mir gespielte Hauptrolle, auf; aber es fiel mir nicht ein, die Wirkung der Rolle auf ein fremdes Publikum kennen zu lernen. Erst spät trennten wir uns. Ich ging durch den Kassenflur, hörte laut im Theater lachen, aber ich dachte nicht an den Eintritt, obgleich ich Zeit genug dazu hatte. Erst als ich am 24. früh nach Rendsburg fuhr, erinnerte mich das Gespräch Mitreisender, die der Vorstellung beigewohnt hatten und Vergleiche zwischen der Berliner und der Hamburger Aufführung machten, daran, daß ich doch eigentlich hätte ins Theater gehen können. Hätte ich nicht hineingehen *wollen*, mich bezwungen, weil ich eben jenen Verhältnissen nicht mehr angehören wollte, so wäre das in meiner damaligen Stimmung wohl ganz natürlich gewesen. Aber nein, das war es nicht! Ich hatte wirklich nicht daran gedacht. — So rasch hatte sich bei mir das Interesse an der sonst so gepflegten Sache verloren!

Je näher wir dem Kriegsschauplatze kamen, desto ausschließlicher richtete sich das Gespräch auf den Kampf selbst,

weil eben die ganze Umgebung darauf hinwies. Es fuhren von Altona theils Rekonvaleszenten aus den dortigen trefflichen Spitälern, theils Reservemannschaften, abkommandirte Offiziere namentlich Mecklenburger und Hannoveraner, auch einige theatralisch mit Schärpen und allerlei Tand geputzte Freischärler mit die theils schon vor dem Feinde gewesen waren, theils ihren vorausmarschirten Truppen nacheilten. Ueberall auf den Häusern der Flecken und Dörfer wehten deutsche und sogenannte schleswig holsteinsche Fahnen, überall hörte man das Lied: „Schleswig Holstein stammverwandt". Die auf den Bahnhöfen in Elmshorn Neumünster ꝛc. versammelten Zuschauer empfingen die Soldaten mit Jubel, und Mädchen warfen den Offizieren Blumensträuße als Gruß in den Wagen. Das alles sah wohl wie Aufschwung und freudige Begeisterung aus, galt aber nur der heranziehenden Hülfe, nicht dem selbständigen Kampfe, in welchem die Bevölkerung Holsteins und Schleswigs Befreiung von dem dänischen Drucke erringen sollte, eine Bemerkung, die sich während meines ganzen Aufenthalts dort nur zu deutlich wiederholte.

Der Bahnhof bei Rendsburg lag damals auf Kanonenschußweite vor den Außenwerken der Festung, und man mußte noch Feldwege über das Glacis einschlagen, um in die Stadt zu gelangen, da das Wasser der Eider und der umliegenden kleinen Seen zu einer Ueberschwemmung aufgestaut war, die einen vortrefflichen Schutz für die Festung bildete, auch die eigentliche Landstraße überflutet hatte.

Kaum hatte ich mein geringes Gepäck in einem überfüllten Gasthofe nicht weit von der Hauptwache abgegeben, als ich mich auch das rege und fast ausschließlich militärische Leben anfaßte welches in der Festung herrschte, die übrigens mit ihren zwölf Bastions damals so groß war, daß es aussah, als ob neben vielen anderen Dingen sich auch eine Stadt in dieser Festung befinde. Ein Platz wie der in der Mitte von Neuwerk — so heißt die eine Hälfte der Stadt — möchte wohl in keiner anderen

Festung gefunden werden, so ausgedehnt erschien er. Hier hatte ein hannoversches Bataillon Appell — dort wurden in einem Schuppen schleswig-holsteinsche Rekruten oder Freiwillige eingekleidet — hier fuhren Proviant und Fourage in langen Wagenreihen auf — dort wurde an einem Tische im Freien der Sold oder das Handgeld für die Einberufenen ausgezahlt. Da sich damals das Hauptdepot für die ganze Kriegführung in Rendsburg befand, so sah man eine unglaubliche Musterkarte von Uniformen. Dänische Gefangene, Preußen, Hannoveraner, Hanseaten, Oldenburger, Braunschweiger, Mecklenburger, Schleswig-Holsteiner, die verschiedenen Freikorps, Matrosen, Schiffer, Freiwillige, Einberufene und Verwaltungs-Uniformen aller Grade drehten und wirbelten durcheinander, so daß ich in wenigen Stunden ein reiches Material zu Berichten für den Soldatenfreund sammeln konnte. Vor der von den Hannoveranern besetzten Hauptwache wehten an Mastbäumen drei kolossale deutsche Fahnen und standen abgeprotzte schußfertige Geschütze. Ueberall Leben, Gesang, unruhiges Durcheinanderdrängen; es war, als ob ein Festtag gefeiert würde, und so sollte es täglich seit dem ersten Eintreffen der Preußen im April gewesen sein. Eine Ueberrumpelung, wie sie im März dem Prinzen Friedrich mit nur 300 Jägern, Studenten und rasch bewaffneten Kieler Bürgern gelungen war, wäre damals nicht möglich gewesen, denn alles war alert, wachsam und zahlreich.

Von den Zuständen im allgemeinen bekam ich gleich durch die ausschließliche Unterhaltung aller Rendsburger über den Einmarsch der 6. Kompagnie des von der Tannschen Freikorps, welche bisher von dem Hauptmann Cornely kommandirt worden war, einen vollständigen, aber leider wenig erfreulichen Begriff. Nach dem Tode dieses Offiziers hatte seine Kompagnie nicht allein die eigene Wahl der Führer verlangt — die verstand sich nach den damaligen Begriffen von selbst — sondern auch, daß die Gewählten nicht mehr Sold, auch keine Auszeichnung in der

Kleidung haben, ſondern wie jeder andere Mann der Kompagni gekleidet und behandelt werden ſollten. Das wurde dem Führe des Korps, jetzt königlich bayeriſchen Generallieutenant von de Tann, denn doch zu viel, und als die anderen Kompagnien er klärten, dieſe Forderungen unmittelbar vor dem Feinde ſeie Unſinn, ſo daß der Führer die Kraft der Mehrzahl hinter ſic hatte, fand es die 6. Kompagnie für gut, ganz aus Schleswi abzumarſchiren, und war eben, ungefähr 150 Mann ſtark, i Rendsburg angekommen, hatte aber ſchon unterwegs die drei farbige deutſche Kokarde abgelegt und dafür rothe Bänder m der Inſchrift „Freiheit, Gleichheit, Brüderſchaft" an Bruſt un Arm befeſtigt. Nach dem, was ich hörte, waren ſie in Rends burg ſehr unwillkommene Gäſte, und man war froh, ſie ba wieder los zu werden. Unter anderem erklärten einige ihr bärtigſten Mitglieder, daß ſie auf dem nächſten Wege nach Bad ziehen, ſich bei Herrn Hecker melden und dann noch ganz ande auftreten wollten, als in dem „verrotteten" Schleswig. D hannoverſche Wache und ihre Schildwachen ſahen dieſer Geſe ſchaft ſehr genau auf die Finger, und die ſtädtiſche Polizei geni ſich durchaus nicht, die ärgſten Schreier aus den Wirthshäuſe und Kneipen herauszuholen, wenn ſie erfuhr, daß ſie aufwiegelnd Reden hielten. Ich ſah am Abende in der Altſtadt mehrer ſolche Scenen in den engen Straßen und erfuhr am ande Morgen auf dem Wege nach Schleswig von einem der Frei ſchärler, dem die Sache leid geworden war, und der zum Korp zurückkehren wollte, noch allerlei Details über dieſe Kompagnie als er mich bat, auf meinem Wagen mitfahren zu dürfen. Aud ſpäter in Apenrade und Hadersleben war man erfreut, daß ſid ſo böſe Elemente vom Tannſchen Freikorps getrennt.

Beim Mittageſſen ſowohl als abends im Hotel gab es ein höchſt intereſſante Unterhaltung und ein reiches Feld für Beob achtungen, da ſich Bekanntſchaften unter ſolchen Verhältniſſe leicht machen und jeder Moment eine andere Nachricht oder ein

neue Erſcheinung bringt. Wer jene Zeit nicht mit durchlebt hat, wird ſich kaum einen Begriff davon machen können, welche faſt fieberhafte Steigerung alle Aeußerungen, Anſchauungen und Meinungen beherrſchte. Zum erſten Male hörte ich im Auslande ſo laut und rückſichtslos auf Preußen, ſeinen König und die Armee ſchimpfen, wie ich es bis dahin nicht für möglich gehalten, und wurde einfach ausgelacht, als ich meine Vorliebe — ſogenannten Thatſachen gegenüber — vertheidigen wollte. Geliebt, gelobt oder anerkannt wurde damals eigentlich gar nichts. Ueber alles und alle hörte man nur Bitteres, Leidenſchaftliches und Verletzendes. Es waren neue Verhältniſſe und Zuſtände, die alles überwuchert hatten. Man konnte ſich nicht hineinfinden.

Ich hatte abends die Bekanntſchaft eines mecklenburgiſchen Offiziers gemacht, der ſeinem Bataillon nach Schleswig nachfolgen wollte. Wir ſtudirten zuſammen die Landkarte bis Jütland hinauf und verabredeten, am andern Morgen zuſammen nach Schleswig zu fahren, fanden am Thore jenen reuigen Freiſchärler und nahmen auch dieſen mit. So ſchön die Oſtküſte des ganzen Landes iſt, ſo öde, wüſt und unfreundlich erſcheint es auf dem Höhenrücken, der die ſüdliche Halbinſel durchzieht. Faſt wie in der Lüneburger Haide wechſeln Torfſtiche, Marſchboden, wüſtes Haideland und ſteiniges Geröll ab. Um ſo ſchöner erſcheint dann jedesmal die Gegend, wenn das Terrain ſich zur Oſtküſte und zu den tief in das Land einſchneidenden Buchten herabſenkt und man plötzlich reich bebautes Ackerland, prachtvolle Buchen- und Eichenwälder — denn Nadelholz kommt nur ſelten vor — die breiten Waſſerflächen und eine reizende Abwechſelung von Berg und Thal vor ſich erblickt. So Schleswig, ſo Flensburg, Apenrade und Hadersleben, die ſämmtlich am Ende bedeutender Meerbuchten, Fjords genannt, und zwar dicht am Ufer meiſt nur in einer langen Straße gebaut ſind, die der Form des Ufers entſpricht. Ohne dieſe Gegenden zu ahnen, kommt man gewöhnlich auf der Höhe eines Berges an und ſieht plötzlich

unter ſich das reizendſte Panorama ausgebreitet. Bis zu d
damals und auch neuerdings (1864) wieder ſo viel beſprochen
Dänenwerke (Danevirke) iſt die Gegend flach und öde, ſe
ſich aber urplötzlich zum Meerbuſen Schley hinab, an welch
die Stadt Schleswig in drei erkennbaren Theilen — Busdorf, d
Schloß und die eigentliche Stadt — liegt. Von dem Dänenwe
war damals jedenfalls mehr Weſens gemacht worden, als
verdiente. Es waren alte, allerdings theilweiſe ſehr hohe Wäl
aber ohne davor liegenden Graben, ohne irgend eine Vorrichtu
zur Vertheidigung und gerade an der Chauſſee ſo verfallen od
abgetragen, daß 30 bis 40 Schritt breite Lücken die noch ſteh
gebliebenen Wälle durchbrachen. Wir beſtiegen ſie und verfolgt
ihre Ausdehnung auf der Karte. Damals wenigſtens verdient
ſie ihren Ruf nicht.

Das Terrain bei Schleswig war mir ſehr viel intereſſant
als meine Reiſegefährten ahnen konnten. Als nämlich die Na
richt von dem erſten Siege der preußiſchen Truppen bei Schlesw
am 23. April nach Berlin gekommen war, hatte ich ein
Morgens ein Geſchäft bei Seiner Königlichen Hoheit dem Prinz
Albrecht von Preußen, den die Bürgerwehr damals — das hei
der gutgeſinnte Theil, der die Verbindung mit der königlich
Familie aufrecht erhalten wollte — zum Oberbefehlshab
wünſchte, und eben war dort ein Brief des Oberſten v. Schlege
militäriſchen Begleiters des Prinzen Friedrich Karl, aus Schlesw
angekommen, welcher eine Relation über den Gang des Gefecht
und eine Schilderung des unerſchrockenen, eines preußiſch
Prinzen würdigen Benehmens des Prinzen enthielt. Der Br
zirkulirte unter den Mitgliedern der königlichen Familie, u
Prinz Albrecht gab ihn mir, voller Freude über die erſte Krieg
erfahrung ſeines Neffen, zu leſen, erlaubte mir auch, Auszü
daraus für den „Soldatenfreund" zu machen. — Da ich ſ
fort erkannte, welche gute Wirkung das Bekanntwerden d
näheren Umſtände des Gefechtes in jener gefährlichen Zeit hab

mußte, und da ich, weil der „Soldatenfreund" nur wöchentlich erſchien, acht Tage damit hätte warten müſſen, ſo bat ich um Erlaubniß, den Inhalt in die Spenerſche Zeitung einrücken zu dürfen. Aber in welcher Form? da der vertrauliche, gewiſſermaßen Familien-Bericht doch nicht veröffentlicht, ja der Urſprung der Nachrichten nicht kenntlich gemacht werden durfte. Ueberdies wollte mir der Prinz den Brief nicht anvertrauen, um die Arbeit in meinem Hauſe zu machen, da derſelbe noch weiter in der königlichen Familie zirkuliren ſollte. So erhielt ich denn die Erlaubniß, mich in das Tafelzimmer zu ſetzen, um ſofort die Form für die öffentliche Mittheilung zu finden. So entſtand der am 28. April in der Spenerſchen Zeitung und ſpäter im „Soldatenfreund" 16. Jahrgang, 1. Heft, Seite 30 abgedruckte Bericht eines preußiſchen Soldaten über das Gefecht, vom 23. abends datirt. Als ich das noch naſſe Manuſkript dem Prinzen zur Genehmigung vorlas, war dieſer ſo erfreut über den gut getroffenen Soldatenton und die Unmöglichkeit, aus dieſer Darſtellung auf die Quelle zu ſchließen, daß er die Genehmigung ertheilte und dabei bemerkte: „Wiſſen Sie wohl, Schneider, daß Sie in dieſem Aufſatze dem General Wrangel einen Beinamen gegeben haben, den er, wie Blücher das Vorwärts, bis an ſein Lebensende, ja vielleicht auf ſeinem Grabſtein führen wird?" — Ich hatte nämlich erzählt, daß der General alle Schwierigkeiten mit dem Worte „Drauf!" beſiegt hätte, obgleich in jenem Briefe kein Wort davon ſtand und die ſpäteren Schlachtberichte beweiſen, daß General v. Wrangel am 23. noch gar kein Gefecht beabſichtigt, ſondern nur eine Rekognoszirung befohlen hatte. In der That bildete ſich, als dieſer Artikel der Spenerſchen Zeitung nach Schleswig gelangte, der Beiname „Drauf!" für den General und hat auch im November 1848 in Berlin ſeine heilſame Wirkung gehabt.

Mit der Erinnerung an dieſen Bericht, die durch ſpäter Erfahrenes noch lebhafter geworden war, ſahen wir den Kampf-

platz um Busdorf und den Damm an, der zum Schloſſe Gottorp
führt. Das ſchöne, großartige Gebäude war zu einem Lazarethe
eingerichtet worden, in welches die weiter vor liegenden Lazarethe
von Flensburg und Apenrade ihre Kranken zurückſchickten, je
nachdem von den dem Feinde gegenüberſtehenden Truppen Ver-
wundete oder Kranke zu ſchneller Pflege eintrafen. Da ſonſt in
der Stadt faſt kein Militär zu ſehen war, ſo benutzten wir die
Zeit, während der Fuhrmann fütterte, zu einem Beſuch im
Schloſſe, wo der Eintritt auch gar keine Schwierigkeiten hatte
und wir ſogar ungehindert in die großen Krankenſäle eintreten
konnten. Das war denn nun freilich die Schattenſeite der Be-
geiſterung, der Revers der Medaille, der Gegenſatz und das
Beſchwichtigungsmittel für alle hochmuthigen Gefühle. Das
erſte Kriegslazareth, das ich geſehen, und zwar ein muſterhaft
eingerichtetes, reichlich ausgeſtattetes und gewiſſenhaft verwaltetes
machte doch einen ungemein niederſchlagenden Eindruck auf mich.
Wir durften uns der gerade ſtattfindenden Umgangsviſite der
Aerzte anſchließen und ſahen, als die Bettdecken von den Amputirten und Schwerbleſſirten abgenommen wurden, ſoviel menſch-
liches Elend, daß wir zu unſerm Wagen zurückeilten, obgleich
die Pferde noch lange nicht abgefüttert ſein konnten. Doch
ſammelte ich ſowohl bei den Leichtbleſſirten in den Krankenſälen,
als unter den Rekonvaleszenten im Garten des Schloſſes mancher-
lei intereſſante ſoldatiſche Charakterzüge, die ich ſpäter durch den
„Soldatenfreund“ veröffentlichte.

Der Freiſchärler ſchien während des kurzen Aufenthalts in
der Stadt Schleswig anderen Sinnes geworden zu ſein, denn
er fand ſich bei der Abfahrt nicht ein, und ſo fuhr ich denn
mit dem mecklenburgiſchen Offizier allein weiter. Wieder ging
es auf den ſchon beſchriebenen Höhenrücken, und das öde Marſch-
land begann ſofort wieder, als die Meeresbucht mit ihrer ſchönen
Landſchaft hinter uns in dem Thalkeſſel verſchwunden war. Die
Straße war ungemein belebt durch Fuhrwerk, welches entweder

Kranke zurück oder Rekonvaleszenten, Proviant und Fourage aus Holstein zu den Truppen vorwärts brachte, oder durch leer zurückgehende Wagen, deren Führern man ansah, daß sie froh waren, nun den lästigen Vorspanndienst hinter sich zu haben. Natürlich wurde jeder uns Entgegenkommende gefragt: „Was giebts vorm Feinde?“ Die Antwort lautete aber jedesmal: „Nichts Neues passirt!“ — Danach schien also ein vollkommener Stillstand eingetreten zu sein, so daß wir unwillkürlich unsern Lohnkutscher nicht mehr, wie bisher, zu besonderer Eile antrieben, umsoweniger, als sich auf dem ganzen Wege nicht das Geringste sehen ließ, was an Krieg oder Ausnahmszustände erinnert hätte, und doch hatte gerade auf diesem Terrain hier am Tage nach dem Gefecht bei Schleswig mancher Zusammenstoß mit den retirirenden Dänen stattgefunden. Nur kurz vor Flensburg gab es etwas Militärisches, denn wir begegneten erst einem starken Kommando von Train-Soldaten des 3. Husaren-Regiments (jetzt Zietensche Husaren), ein trübseliger Anblick! dann aber dem mecklenburg-schwerinschen Grenadier-Garde-Bataillon und dem Leichten Infanterie-Bataillon. Von den vaterländischen Train-Soldaten sollte ich später noch mehr erfahren; beim Anblick der mecklenburgischen Truppen sprang aber mein Reisegefährte vom Wagen, ging zu seinen Kameraden, um mit ihnen in die Stadt einzumarschiren, während ich allein hinterher fuhr; als das Bataillon aber dicht vor der Stadt einen kurzen Halt machte, um den Anzug für den Einmarsch in Ordnung zu bringen, fuhr ich an ihnen vorbei in die Stadt, so daß ich den Einmarsch mit ansehen konnte. Wer die schwerinschen Truppen und namentlich die beiden genannten Bataillone kennt, wird meine Freude an dem Marsch derselben begreifen. Keine Maroden, keine Fußkranken, alles frisch, proper und lebendig, ein prächtiger Anblick!

Flensburg liegt, wie Schleswig, Apenrade und Hadersleben, an einem Meerbusen, ist landschaftlich eben so schön umgeben und besteht ebenfalls eigentlich nur aus einer langen

Straße. Zur Zeit meiner Anweſenheit war es Hauptquartier der deutſchen Bundestruppen, alſo des General (ſpäteren Feldmarſchall) v. Wrangel, gedrängt voller Truppen und in einer Weiſe durch Fuhrwerk überfüllt, wie ich dergleichen noch nie geſehen hatte. Auf dem Markte war eine ſo dichte Wagenburg mit Fourage aufgefahren, daß es nicht möglich war, zwiſchen den Rädern ſich durchzudrängen. Für die Paſſage war nur eine ſo enge Gaſſe gelaſſen, daß gerade ein Wagen ſich mühſam hindurch winden konnte. Aehnlich war es in allen Straßen, und es gab Augenblicke, wo eben jede Bewegung, auch das Zufußgehen, vollſtändig aufhörte. Mein Lohnkutſcher erklärte mir, bis Flensburg habe er die Fahrt überhaupt nur angenommen; da er aber aus meiner Unterhaltung unterwegs wohl gemerkt, daß ich eigentlich „in den Krieg" wolle, ſo möge ich mir nur einen anderen Wagen ſuchen; er habe nicht die geringſte Luſt, ſich Arme und Beine entzwei ſchießen zu laſſen oder vielleicht gar unterwegs zu Vorſpanndienſten gezwungen zu werden. So mußte ich denn meine Siebenſachen wenigſtens raſch in das Wirthszimmer eines Hotels an der Ecke des Marktes bringen — wenn ich nicht irre, hieß es Hotel zur Stadt Hamburg —, ohne ein Zimmer zu finden; denn der Wirth maß mich auf meine Anfrage von Kopf bis zu Fuß und muß mich als Civiliſten in Kriegszeiten wohl für eine verdächtige Perſon gehalten haben; denn er log mir mit größter Unbefangenheit vor, daß er kein Zimmer mehr habe, meinen Reiſeſack könne ich aber einſtweilen im Gaſtzimmer laſſen, bis ich ein Quartier gefunden; aber garantiren könne er in Kriegszeiten auch nicht dafür. Als ich nun meinen Wagen ablohnte, meinte der Lohnkutſcher: „Ja, ein Quartier werden Sie hier nicht bekommen, das hätte ich Ihnen ſchon in Rendsburg ſagen können, und einen Wagen nach weiter vor, wo geſchoſſen wird, bekommen Sie auch nicht; darum rathe ich Ihnen, lieber gleich wieder mit mir zurückzufahren."

Die Muſik der nun einmarſchirenden Bataillone machte dieſer

Unterhaltung ein Ende, und ich ſah vor allen Dingen erſt den Einmarſch mit an, der durch die enge Paſſage des Marktes und der Straßen nichts weniger als brillant war. Es war mir vollſtändig unmöglich, bis zu dem Hauſe des General v. Wrangel vorzudringen, wo der Vorbeimarſch vor der Generalität ſtattfand. Auf dem Rückwege zum Hotel ſah ich an allen Läden Bilder ausgehängt, welche den etwas übereilten Rückzug der Dänen aus Schleswig und Flensburg darſtellten, wie ja der, welcher den Schaden hat, leider nie für Spott zu ſorgen hat. Natürlich alles Karikatur. Ich erwähne das auch nur, weil ich an einem Laden, der zugleich eine Leihbibliothek enthielt, einen Band meines Romans „Der böſe Blick" am Schaufenſter ausgeſtellt ſah, eine Entdeckung, die mir am nächſten Tage aus einer großen Verlegenheit helfen ſollte.

Im Hotel war es an der Gaſttafel noch ſehr lebendig. Das ganze Offizierkorps des 3. Huſaren-Regiments hatte hier geſpeiſt, und der Kommandeur, Major Alexander Prinz von S.-B., ſaß noch mit mehreren ſeiner Offiziere beim Wein, außerdem Militär-Aerzte, Rechnungsführer, Intendantur-Beamte; ich war der einzige Bürgerliche und wurde natürlich von allen angeſehen, als ich Platz nahm und für mich ſerviren ließ. Einige ziſchelten untereinander, fragten den Wirth, der die Achſeln zuckte, und ſchienen mich entweder zu erkennen oder doch wenigſtens wiſſen zu wollen, wer ich ſei. Sonderbar, ich hatte in dieſer Geſellſchaft kein anderes Gefühl und keinen andern Gedanken, als daß ich ein vor kurzem erſt „ausgepochter Schauſpieler" ſei, und daß mir eigentlich jeder Menſch die öffentlich erlittene Schmach anſehen müſſe; darum vermochte ich auch nicht vom Teller aufzuſehen. Endlich hörte ich einen der Huſaren-Offiziere ſagen: „Wahrhaftig! es muß Schneider ſein, die Aehnlichkeit wäre zu merkwürdig! Ich habe ihn ja oft genug in Berlin geſehen." — Ich dachte vor Scham in den Boden zu ſinken; aber wie wendete ſich ſofort das Blatt, als die Erkennung nun geſchehen war und

alle Anwesenden nur den Soldatenfreund in mir zu kennen schien vom Schauspieler aber gar nicht die Rede war, noch weni von meiner Hamburger Schmach und meinen Berliner Erlebniſ von denen hier bei der Armee niemand etwas wußte. Nur ein kannten mich persönlich, alle aber kannten meinen „Soldatenfreun und so war ich denn plötzlich „en pays de connaissance“. ! ich meine Noth wegen eines Unterkommens klagte, wurde Wirth zitirt und sofort ins Gebet genommen, der denn a als er mich so wohl bei seinen einträglichen Gästen akkredi sah, nicht allein ein Zimmer, sondern sogar ein sehr vorzüglic für mich übrig hatte.

Als man noch im Unterhandeln begriffen, meldete Husaren-Ordonnanz, daß die Trainsoldaten für das Regim aus Preußen angelangt seien und draußen auf dem Markte c marschirt ständen. Major Prinz S. war in einer so liebe würdigen Weinlaune, daß er erwiderte: „Sollen wieder n Berlin marschiren, ich brauche die Kerls nicht!“ In der T war in Holstein und Schleswig so reichlich für Fuhrwerk u überhaupt jeden Militärtransport gesorgt, es wurde alles bereitwillig vom Lande gestellt, daß vollständig ungeübte Tro soldaten eine wahre Last für jeden Truppentheil waren. angenehm und erregt die Stimmung auch war und der Entlassun befehl des Kommandeurs von Herzen belacht wurde, so bemer ein schon älterer Rittmeister doch, daß man die Kerls d wenigstens ansehen müsse. So wurde denn vor das Hotel gangen, wo der allerdings eben so harmlos wie abgehärmt a sehende Trupp aufmarschirt stand. In Train-Uniform, mit le besetzten Reithosen, in denen sich die meisten einen Wolf gelau hatten, mit großen Sporen, einen ungeheuren Schleppsäbel der Seite, der noch aus 1814 eroberten französischen Bestän herrührte, eine eingedrückte Wachstuchmütze mit großem Stu riemen auf dem Kopfe und einen Kavallerie-Mantelsack unter d Arm, so waren sie von Rendsburg nach Flensburg marschirt

ſahen in der That höchſt trübſelig aus. Nach damaliger Organiſation waren ſie nicht im geringſten als Trainſoldaten ausgebildet worden; die Webergeſellen, Schneider, Kellner u. ſ. w., welche, überhaupt zu ſchwächlich, für den Traindienſt zurückgeſtellt waren, hatten nie in ihrem Leben mit einem Pferde etwas zu thun gehabt, und man ſah ihnen die Verzweiflung an, jetzt ſehr viel mit dergleichen Ungethümen zu thun haben zu ſollen.

Prinz S. rief nach dieſer Muſterung nur noch determinirter: „Ich will die Kerls nicht! Das wäre noch hübſcher, mein ſchönes Regiment mit ſo einer Geſellſchaft! Sollen nach Hauſe marſchiren!“ Der Rechnungsführer, unter deſſen Kommando dieſe „Geſellſchaft“ zunächſt zu ſtehen kam, meinte indeſſen doch, daß ſie nach dem Reglement jedenfalls in Verpflegung genommen werden müßten; ſeien ſie nicht brauchbar, ſo könne man ſie ja ſpäter zurücklaſſen. Vor dem Reglement verſtummt im preußiſchen Dienſt bekanntlich auch die liebenswürdigſte Weinlaune; ſo wurden die Stiefkinder denn in die Quartiere entlaſſen, und wir kehrten in das Gaſtzimmer zurück, wo ich zunächſt die Bekanntſchaft des Regimentsarztes Dr. Kuhn machte, der in einem Zimmer neben dem meinigen wohnte, und mit dem ich den Abend in vertraulichem Geſpräch zubrachte, ſo daß ich für die nächſten Tage wohlorientirt über die Verhältniſſe des Hauptquartiers war. Als endlich Dienſt und Geſchäfte die Geſellſchaft auflöſten, nahmen mich einige der Offiziere mit in ein Kaffeehaus am Hafen, eine Art von Konditorei und Schifferherberge, wo ein ganz außerordentliches Leben herrſchte; denn dort fand ſich alles zuſammen, um Neues zu hören, und die Zahl der Bekannten, die ich dort antraf, war groß. Es lag nämlich die ganze Brigade v. Bonin in Flensburg, das ganze 20. Infanterie-Regiment, zwei Bataillone des 2. (Königs-) Regiments, das 1. Bataillon des 12. und das Füſilier-Bataillon des 31. Infanterie-Regiments, das 3. Huſaren-Regiment und Artillerie von der 2. und 3. Brigade; auch holſteiniſche Truppen, namentlich

eine ſchwere eiſerne Batterie unter dem Kommando des Lieutenant Dewitz, auch eines Berliner Bekannten.

Das Kaffeehaus lag unmittelbar am Hafen und gewährte eine köſtliche Ausſicht auf die hohen Ufer ringsum, ſowie auf das belebte Treiben auf dem Quai, wo freilich von einer Handels- oder Ladungsbewegung nichts zu ſehen war, dagegen Appell abgehalten, exerzirt, Sold ausgezahlt und Brot vertheilt wurde. Beſonders voll war die Konditorei von Flüchtlingen aus dem Norden Schleswigs, wo die Dänen noch ſtanden; ſie wollten hier von den Offizieren erfahren, was und wann es geſchehen werde. Plötzlich fiel ein Schuß aus einer Strandbatterie, und man bemerkte nun erſt, daß ein engliſches Schiff mit vollen Segeln den Hafen anlief. Kundige ſagten gleich, es ſei ein engliſches Schiff, und auf die dem Laien ſehr nahe liegende Frage, ob es ein Kriegsſchiff ſei, lautete die Antwort: „Nein, ein Kauffahrer, wahrſcheinlich aus Weſtindien, der keine Ahnung hat, daß hier Krieg iſt, und gerade darauf los fährt.“ — Es dauerte denn auch nicht lange, ſo fiel ein zweiter Signalſchuß, und als das Schiff auch dieſen nicht beachtete, ein ſcharfer Schuß, der Verdeck und Kajüte beſchädigte und, wie ich nachher hörte, einen Schiffsjungen, glücklicherweiſe nicht gefährlich, verwundete. Nun legte das Schiff bei, die Segel wurden eingerefft, und ein Boot fuhr aus dem Hafen zu demſelben hinaus. Am andern Tage hörte ich von dem Kommandanten von Flensburg, Major von St. Paul vom Kaiſer Alexander-Grenadier-Regiment, den ich als Mitarbeiter der Militär-Literatur-Zeitung aus den Redaktionskonferenzen ſehr gut kannte, daß der Kapitän des engliſchen Schiffes bei ihm geweſen ſei, ſich beſchwert, Schadenerſatz verlangt und mit einer Klage beim engliſchen Parlamente gedroht habe. Der Major verwies ihn einfach auf den Kriegszuſtand, der Engländer meinte aber, das gehe ihn nichts an; einem engliſchen Schiffe dürfe überhaupt ſo etwas nicht paſſiren. Es war ihm indeſſen doch paſſirt, und er durfte nicht eher in den Hafen, ehe das

Schiff nicht genau nach Kriegskontrebande durchſucht war. Einige Tage vorher hatte auch ein franzöſiſches Schiff einen ſcharfen Schuß bekommen, und als man den Kapitän auf ſeine Beſchwerde gefragt, ob er denn die beiden Signalſchüſſe nicht gehört, hatte er ganz im Nationalcharakter geantwortet, er habe die beiden Schüſſe für einen Ausdruck der Freude beim Erblicken der franzöſiſchen Flagge gehalten.

In dieſem Kaffeehauſe wurde ich übrigens raſch und vollkommen über die Lage der Dinge, ſowohl politiſch als militäriſch, unterrichtet. Sie lagen doch ſehr viel anders, als die Zeitungen ſie verkündet hatten, und es war wirklich ein Kampf zwiſchen einem Fiſche und einem Bullenbeißer, wie Graf Oriola ihn ganz richtig charakteriſirt hatte. Es ließe ſich viel darüber erzählen; aber ich habe das anderweitig hinreichend gethan, und hier gehört es wohl nicht her. Die Unterhaltung am Hafen drehte ſich auch weniger um den Krieg, als um einen am Tage vorher abgehaltenen Waſſer-Korſo, den die preußiſchen Offiziere nach Potsdamer Muſter arrangirt hatten, der aber durch die Zahl der Boote ſein Vorbild bei weitem übertroffen hatte. Preußiſche Militärmuſik, geſchmückte Boote, geputzte Damen, Werfen mit Blumen hatten alle Welt ſo entzückt, daß auch heute noch faſt ausſchließlich davon geſprochen wurde und ich nur mit Mühe meine Fragen immer wieder auf das mir ſehr viel wichtigere Thema des Krieges zurückführen konnte.

Auf dem Wege zum Hotel zurück, wo ich das heut Erfahrene gleich zu Papier bringen wollte, führte man mich an einem Hauſe vorbei, das bei der Einnahme von Flensburg von den preußiſchen Soldaten arg mitgenommen worden war. Es war eine große Fabrik oder ein ſpeicherähnliches Waarenlager, deſſen Eigenthümer, wenn ich nicht irre, Chriſtenſen oder Michelſen — die Endung ſen war jedenfalls dabei — ein enragirter Däne oder Däniſchgeſinnter, bei der deutſchen Einwohnerſchaft Flensburgs verhaßt und des Verraths beſchuldigt

worden war. Ich glaube, er sollte durch das Anstecken ein Mühle den Dänen irgend ein Zeichen gegeben haben. Niema wußte mir etwas Gewisses darüber zu erzählen; desto gewiss war aber der Ruin seines Eigenthums, wobei indessen der Flen burger Pöbel die Hauptrolle gespielt haben soll. Hier sah i den Krieg und das Gewaltrecht zum ersten Male in sein Wirkung auf das Eigenthum und verlange wahrlich seitdem ni nach der eigenen Erfahrung.

Nachdem ich meine Notizen niedergeschrieben, brachte i den Abend in der Gesellschaft des Dr. Kuhn zu und hörte, läng im Bette liegend, aus der gegenüberliegenden Häuserreihe, v viele Soldaten einquartiert waren oder in Kneipen verkehrte fortwährend: „Schleswig-Holstein stammverwandt" oder „Ich b ein Preuße, kennt ihr meine Farben?" singen. Das wäre n gewiß nicht aufgefallen, und ich hätte es wohl kaum der Mü werth gehalten, es besonders zu bezeichnen, wenn ich am Morg nach dem spätern Abmarsch der preußischen Truppen nicht a denselben Häusern und in denselben Kneipen das dänische Nation lied „König Christian steht am hohen Mast im Pulverdamp hätte singen hören, und das konnten nur die Einwohner se Aehnliche Bemerkungen machte ich nur zu viele während mein kurzen Aufenthalts in Flensburg. In dieser Stadt wenigste war es mit dem so gerühmten deutschen Enthusiasmus ni weit her.

Am andern Morgen hatte ich nur den einen Gedanken, den unmittelbar vor dem Feinde stehenden Truppen zu komm Ich hatte mich über ihre Postirung orientirt und wußte, daß in Bau, Weibek, Baistrupp, Bommellund und Collund stand Ein nach Bau gehender Proviantwagen mit Vorräthen für Offiziere nahm mich mit, und nach kurzer Fahrt sah ich d in Bau kantonnirende Garde-Schützen-Bataillon, bei dem mein Jahr als Freiwilliger abgedient hatte. Von den Of zieren mit wahrem Jubel aufgenommen, weil ich ihnen ja a

Berlin, namentlich von dem ſchmachvollen Zeughausſturm erzählen konnte, brachten ſie mich auch zum General v. Möllendorff, Kommandeur der Garde-Infanterie-Brigade, der mir ſchon als Kommandeur des 2. Garde-Regiments zu Fuß immer ſehr freundlich zugethan geweſen war und hier in Bau an der Gicht krank lag. Mit ſeiner bekannten herzgewinnenden Freundlichkeit empfangen, die bei dem ſonſt ſo ſtreng ſoldatiſchen Weſen des Generals doppelt wohl that, mußte ich ihm lange und umſtändlich über die Zuſtände in der Heimat berichten, und man kann ſich denken, was ein General dabei fühlte und dachte, der hier an der Spitze zweier Garde-Regimenter ſtand, die eben erſt vor einem wirklichen Feinde bewieſen, daß ſie nicht nöthig gehabt hätten, vor dem Berliner Pöbel die Stadt zu verlaſſen, und der ſich vollkommen fähig fühlte, mit ſeinen Bataillonen allein dem ganzen Unweſen ein Ende zu machen; denn das mußte er fühlen, ſeit er ſeine Truppen auch im Felde ihres alten Ruhmes würdig geſehen. Von der Gicht geplagt, hatte der ehrwürdige alte General — das wahre Muſter eines preußiſchen Generals — nur eine Art von ehrendem Groll gegen ſeinen Waffengefährten, den General v. Bonin, welcher mit ſeiner Linien-Brigade ihm ſeit Schleswig jedesmal das Fett von der Suppe abſchöpfe, immer voran ſei und Umgehungen mache, während er mit ſeiner Garde-Brigade nicht mehr zum Anbeißen komme.

Von Bau aus ging ich mit einigen Garde-Schützen-Offizieren noch bis zu einem weiter vorliegenden Dorfe — ich glaube Weibek — wo dieſe ihre auf Vorpoſten ſtehenden Kameraden beſuchten. Es herrſchte dort in einem Bauernhauſe eine beſonders feſtliche Stimmung; denn für das heutige Diner war ein ganzer Hammel gebraten worden, bei welchem Prozeß einer der Offiziere eine beſondere Geſchicklichkeit an den Tag gelegt hatte. Man konnte nicht früh genug an dieſe Feſtmahlzeit kommen, und ſo wurde denn ſchon um ½ 12 Uhr der ganze

Hammel auf einem großen Brette servirt und nach allen Seit davon heruntergeschnitten. Für das herablaufende Fett wurd Teller untergestellt, weil in solcher Größe eine Schüssel ni aufzutreiben war. Das ganze Festmahl bestand denn au aus weiter nichts als Hammelbraten, schmeckte aber vortrefflic

Als ich gegen 1 Uhr nach Flensburg zurückgekehrt, übe raschte mich im Hotel eine Einladung zur Tafel beim komma direnden General v. Wrangel, der wahrscheinlich von Offizier meine Ankunft erfahren. Da ich noch Zeit hatte, so besuch ich zuerst den Lieutenant Petzel I. von der 3. Artillerie-Brigad von dessen Bravour in dem Gefecht bei Husby ich überall e zählen hörte, und dessen Name in kurzer Zeit einen vortre lichen Klang bei allen Truppentheilen erlangt hatte. Er muß mir erzählen, was ich später im „Soldatenfreunde" (16. Jah gang, 1. Heft) von ihm veröffentlicht, und füllte auch sonst me Notizbuch mit allerlei später Benutztem. Von dort besuchte i den Major v. Saint Paul, dem nicht lange nachher der Ko von einer dänischen Kanonenkugel weggerissen wurde, und a unsere alte Bekanntschaft als Mitarbeiter bei der Militä Literatur-Zeitung fußend, fragte ich an, ob ich nicht durch sei Verwendung ein Fuhrwerk für weiteres Vorgehen erhalten könn denn mein Rendsburger Vetturino hatte nur zu Recht gehal niemand wollte sein Fuhrwerk nach Norden hin, also den Dän gerade in den Rachen, auf unbestimmte Zeit vermiethen. D ging indessen nicht so leicht, da mir jede offizielle Eigenscha fehlte, unter deren Rubrik mir allenfalls ein Vorspannfuhrwe gestellt werden konnte. Der Major hatte zwar stets Hunder von requirirten Fuhrwerken bei Flensburg in einem groß Reserve-Trainpark versammelt und konnte als Kommanda darüber disponiren; aber irgend etwas mußte ich doch sei was eine solche Fuhrwerksstellung allenfalls rechtfertigte, de auf Redakteure, wie später im Krim- und im italienisch Kriege, war man damals in Schleswig noch nicht eingerichte

So ging ich denn ſchon mit dem Entſchluſſe um, mich bei der Intendantur engagiren zu laſſen, — aber dann hätte ich ja wieder hinten bleiben müſſen. Kurz es ſah ziemlich troſtlos mit meinen Wünſchen und Hoffnungen aus, als ich mich in dem Quartier des kommandirenden Generals einfand und in Mitte einer zahlreichen militäriſchen Geſellſchaft auf das freundlichſte von General v. Wrangel bewillkommt wurde. Zum „Soldatenfreunde" hatten alle, die mich anredeten das Vertrauen, daß ich meine Anweſenheit im Feldlager nicht mißbrauchen würde, und waren daher rückſichtslos offen gegen mich. Vom Theater- und Schauſpielerweſen wurde kein Wort geſprochen, und von meinen letzten Erlebniſſen wußte man nichts; dagegen war mein Auftreten in Berlin gegen die Demokratiſirung der Landwehr und die darauf erfolgten Katzenmuſiken wohl bekannt und hier bei der Armee eine Empfehlung.

Bei Tafel erhielt ich meinen Platz zwiſchen dem Prinzen Adalbert von Preußen (ſpäter Admiral) und dem General v. Wrangel angewieſen und mußte erzählen, was ich von den neueſten Vorgängen in Berlin wußte. Während der Tafel wurde gemeldet, daß, wie geſtern die beiden mecklenburgiſchen Bataillone, ſoeben ein hanſeatiſches Bataillon in Flensburg eingerückt ſei und demnächſt am Hauſe des kommandirenden Generals vorüber marſchiren werde. Sofort ſtand General v. Wrangel auf und begab ſich, begleitet von der ganzen Tiſchgeſellſchaft, welche raſch Degen und Säbel wieder angelegt hatte, auf die Straße, um dieſes Bataillon vorbei marſchiren zu laſſen, welches ſich durch einen rieſenhaft großen Flügelmann, leider aber auch durch viele Fußkranke auszeichnete. Die Leute hatten neues Schuhwerk von der Kammer erhalten, es war aber durch langes Liegen ſo hart geworden, daß Druck und Wundgehen die Folge davon war.

Nachdem wir wieder zur Tafel zurückgekommen, löſte mich ein Lieutenant Rolla du Roſey vom 20. Infanterie-Regiment in der Verlegenheit ab, die Aufmerkſamkeit der ganzen Tiſch-

gesellschaft auf sich zu ziehen; denn er war kurz vor Tische erst aus dänischer Gefangenschaft zurückgekommen, hatte sich gemeldet und war ebenfalls zur Tafel befohlen worden. Seine Auswechselung hatte gegen einen dänischen Lieutenant v. Wedell stattgefunden, der bei Husby in preußische Gefangenschaft gefallen war. Auch andere Gefangene waren mit dem Lieutenant Rolla du Rosey zusammen aus der dänischen Gefangenschaft zurückgekommen, unter ihnen ein Unteroffizier, der bei Swinemünde in einem offenen Boote mit zwei dortigen Fischern von den Dänen gefangen worden war. In hohem Grade interessant war die Schilderung der Erlebnisse des Lieutenant du Rosey. Er war so gut behandelt worden, daß er sich über die Dänen nicht beklagen konnte. Der König von Dänemark hatte ihn sogar zur Tafel gezogen und manches gewichtige Wort über den Krieg des deutschen Bundes gegen Dänemark geäußert. Es war überhaupt eine ungemein belebte Unterhaltung an dieser Tafel. Nur bei meinen Erzählungen aus Berlin und der Heimat überhaupt und bei denen des Lieutenants du Rosey fesselte sich die Aufmerksamkeit auf eine Person, sonst war sie so laut und ungenirt, als ob weder ein königlicher Prinz, noch der Höchstkommandirende gegenwärtig gewesen wäre. Ebenso lebendig war die Unterhaltung nach Tische beim Kaffee. Von allem aber, was ich gern hören wollte, Stellung und Aussichten der Truppen, den zunächst bevorstehenden Operationen, kein Wort! Eben wollte ich das Haus verlassen, als ich eine Einladung zum Thee um 8 Uhr beim General Fürsten Radziwill erhielt.

So war ich denn mit einem Schlage eine im Hauptquartier gern gesehene Persönlichkeit geworden. Es wurde mir zwar nicht gesagt, daß man auf Unterhaltung von meiner Seite rechne — das war aber so natürlich, daß ich mich in großer Verlegenheit befand. Hier wußte man nichts davon, daß ich erst vor kurzem in Hamburg von der Bühne herab mein Wort

gegeben, das Theater nie wieder zu betreten, und kannte mich dagegen als den beliebten Komiker aus Berlin, der für jedes Festessen eine humoristische Festrede, für jedes Konzert ein komisches Lied, für jede Soiree Unterhaltendes in der Tasche hatte. Es war also sehr natürlich, daß man Aehnliches auch für diesen Abend erwartete. Ich wollte aber nicht mehr den Schauspieler affichiren, sondern gerade in dieser Umgebung nur der militärische Schriftsteller oder auch nur der Schriftsteller sein. Was sollte ich sagen, wenn ich aufgefordert wurde, etwas Unterhaltendes vorzutragen. Lustiges hatte ich genug im Kopfe, aber nichts mitgebracht, was sonst irgend nach einer andern Richtung hin interessiren konnte. In diesem Dilemma fiel mir jene Leihbibliothek ein, an deren Schaufenster ich einen Band meines Romans „Der böse Blick" ausgestellt gesehen hatte, und damit war der Ausweg gefunden; denn als Schriftsteller konnte ich interessant Erscheinendes aus meinem Werke vorlesen, ohne an den Schauspieler zu erinnern, obgleich ich eben es nur gut vorlesen konnte, weil ich Schauspieler gewesen war.

So fand ich mich, für jeden Fall gewaffnet, beim Thee des Fürsten Radziwill ein und hatte Ursache, mit meiner Vorsicht zufrieden zu sein. Es ging sehr förmlich bei demselben zu. Alles saß und sprach nach Rang und Anciennetät von allem Möglichen, nur nicht von dem, was mich interessirte, und richtig kam nach dem Thee die Frage, ob ich nicht etwas vortragen wolle. Mich entschuldigend, nichts auswendig zu wissen, holte ich meinen Leihbibliotheksband heraus — es war der zweite meines Romans — und las die ersten Kapitel, in denen die soldatisch-humoristische Figur des alten Schwichow, Konstablers der „Artolorey", gute Wirkung machte. Der Zweck war erreicht, ich hatte etwas vorgetragen, und vom Theater und meinen komischen Rollen war nicht die Rede gewesen. Nach dem Souper ging ich mit mehreren Offizieren an den Hafen, weil eine wunderschöne, mondhelle Nacht noch nicht an Ruhe denken ließ. — Vor

jenem Kaffeehauſe, in dem es noch außerordentlich belebt n
nahmen wir an einem einſamen Tiſchchen Platz, und hier hi
ich zum erſten Male wirkliche Hauptquartier-Geſpräche; d
Politik, Operationen, Unzufriedenheit mit der Kriegführu
ſcharfe Kritik der Leitenden brachen wie aus einer lange a
geſtauten Schleuſe hervor. Ich kann aber nicht ſagen, daß d
Art der ſich unbeachtet wiſſenden Meinungsäußerung mir beſ
ders gefallen hätte, wenigſtens war ſie ganz geeignet, den n
gebrachten Enthuſiasmus ſehr abzukühlen.

Am nächſten Tage durchſtreifte ich die am Hafen auf
mit ſchönen Buchenwaldungen bedeckten Höhen etablirten Stra
batterien, beſonders die, welche geſtern den Schuß auf den e
liſchen Kauffahrer gethan, beſuchte dann den Kommandan
Saint Paul, den Lieutenant Petzel, einige andere Offiziere, de
Bekanntſchaft ich geſtern gemacht, überall Stoff für den „Soldat
freund" ſammelnd.

Auch heute ſollte mich eine Einladung erfreuen, und zw
vom General v. Bonin, Kommandeur der Linien-Infanter
Brigade, ebenfalls einem Mitarbeiter der Militär-Literat
Zeitung und fleißigen Beſucher der Konferenzen derſelben. H
hörte ich Genaueres und vor allen Dingen durchaus Wah
über die bisher ſtattgefundenen Gefechte, ſo daß das Notizb
am Abende reichlich gefüllt werden konnte. Es war ein a
geſuchtes, faſt raffinirt elegantes Diner, welches der reiche Ha
wirth dem General und ſeinen Gäſten bereitet, und ließ wenigſte
keinen Gedanken an Feld- und Lagerleben aufkommen.
General v. Bonin meinen lebhaften Wunſch kannte, wirklic
Kriegsereigniſſen beizuwohnen, ſo nahm er mich beim Kaffee
die Seite und ſagte mir: „Ihr Wunſch geht in Erfüllu
Morgen marſchirt die ganze Armee nach Jütland, und
können mit. Aber noch weiß das niemand bei den Trupp
weil wir hier in Flensburg überall von Spionen und dän
Geſinnten umgeben ſind. Schweigen Sie daher gegen Jederma

Die Sache iſt bis jetzt noch Geheimniß des Stabes. Auch die hier anweſenden Offiziere wiſſen noch nichts davon!" — Voller Freude eilte ich fort, um nun ernſtliche Vorkehrungen für ein Fuhrwerk zu treffen, und trat eben aus dem Quartier des Generals auf die Straße, als ein auf der anderen Seite der Straße vorübereilender Offizier, deſſen Bekanntſchaft ich auf dem Hafen-Kaffeehauſe gemacht, mir über den Straßendamm herüber zurief: „Wiſſen Sie ſchon, Schneider? morgen marſchiren wir nach Jütland!" Ich nickte verdutzt und ſah mich überall um, denn das mußte von allen Vorübergehenden gehört worden ſein. Sofort kehrte ich zum General v. Bonin zurück und theilte ihm das eben Gehörte mit, da ich wenigſtens nicht in den Verdacht kommen wollte, ſein Vertrauen gemißbraucht zu haben. Er war erſtaunt, nicht allein über die Unvorſichtigkeit des lauten Ausrufens, als auch, daß die Sache überhaupt ſchon bei den Truppen bekannt ſei, und ſchüttelte bedenklich den Kopf. Da ich aber doch einmal zurückgekommen war, ſo ſollte ich nun den General auf ſeinem Spaziergange begleiten, wobei er auch die Lazarethe beſuchen wollte, in welchen Bleſſirte und Kranke ſeiner Brigade lagen.

Wir verließen die lange und eigentlich einzige Straße der Stadt, um die Höhen zu beſteigen, welche ſie landeinwärts umgeben, kamen an mehreren Windmühlen vorbei, von denen man wiſſen wollte, daß ſie eine verrätheriſche telegraphiſche Korreſpondenz mit den däniſchen Schiffen unterhielten, und traten dann in mehrere Häuſer ein, welche zu Lazarethen eingerichtet waren. Iſt mir das ſchwere menſchliche Leiden, was ich dort geſehen, lebhaft und betrübend im Gedächtniß, ſo werde ich auch die herzgewinnende Sorgfalt und Freundlichkeit nicht vergeſſen, mit welcher der General v. Bonin den Soldaten ſeiner Brigade Muth zuſprach, ſie tröſtete und ſich freute, ſie bald wieder bei ſeinen Bataillonen zu ſehen. Schon ſein Erſcheinen im Krankenſaale brachte bei den Leidenden eine elektriſche Wirkung hervor.

auf mehr dergleichen, wenn ich zufrieden ſein würde, nahm ihn aber der Vorſicht halber gleich mit in die Stadt, wo die Pferde wenigſtens während der Nacht ein beſſeres Unterkommen als im freien haben ſollten; denn in meinem Hotel war noch Platz im Stall, und vor allen Dingen wollte ich den Wagen nicht wieder aus den Händen laſſen. So konnte ich denn den Abend ruhig am Schreibtiſche zubringen, mein Fortkommen am andern Tage war ja geſichert.

In der Nacht um 4 Uhr, kurz vor dem Ausmarſch der Brigade v. Bonin aus Flensburg, weckte mich Feuerruf, und richtig brannte wieder eine der Mühlen auf den umliegenden Höhen, ſo daß der Feuerſchein weit in die See hinausſtrahlte. War das Zufall? oder bewährte ſich dadurch abermals der Verdacht eines Einverſtändniſſes der Flensburger, wenigſtens eines Theils derſelben, mit den Dänen? Da gleichzeitig mit dem Ausmarſch der Preußen auch der Rückzug der zwiſchen Hjemrade und Hadersleben ſtehenden däniſchen Truppen begann, ſo mag die letztere Annahme wohl gegründet ſein.

Ich wollte nicht mit den Truppen marſchiren, die ich ja noch im Wagen bald erreichen konnte, und fuhr erſt gegen 8 Uhr am Mittwoch den 28. Juni aus Flensburg, nicht ohne noch eine gute, aber freilich nicht angenehme Erfahrung mit auf den Weg zu nehmen. Als ich am offnen Fenſter frühſtückte, hörte ich nämlich aus denſelben Häuſern und Kneipen, wo am Tage meiner Ankunft nur „Schleswig-Holſtein ſtammverwandt!“ geſungen worden war, das „Kong Kriſtian ſtod ved höien Maſt“ herausklingen. Das war noch deutlicher, als die abgebrannte Mühle. War es doch faſt, als wollten die Leute ſich ſchadlos halten für den Zwang, den ſie ſich während der Anweſenheit der preußiſchen Einquartierung hatten anthun müſſen; denn was hätte ſie ſonſt veranlaßt, ſo früh am Morgen und in mehreren Häuſern daſſelbe zu ſingen? Nachdenklich über dieſe jedenfalls auffallende Demonſtration verließ ich Flensburg auf der Chauſſee

nach Apenrade, während die Truppen ſich bei Bau verſammelt hatten und nun im Korps links von der Chauſſee bis Ries und Arslef marſchirten, was ungefähr auf gleicher Höhe mit Apenrade nach der Mitte des Landes zu liegt. Doch kam ich nur ſehr langſam vorwärts, da endloſes Fuhrwerk die Chauſſee bedeckte, welches erſt kurz vor Apenrade links abbog, um zu den Biwaks der Truppen zu gelangen, mein Kutſcher aber auch eine ausgebreitete Bekanntſchaft auf dieſer Route zu haben ſchien. An jedem, aber wirklich an jedem Hauſe hielt er an, hatte irgend etwas mit dem Wirthe zu ſprechen, beſtellte wohl zehn Mal, die Leute möchten es ſeinen Herrn, einen reichen Bauer bei Rendsburg, wiſſen laſſen, daß er noch lange nicht nach Hauſe kommen werde, weil er „einen vornehmen Herrn aus Berlin" nach Jütland fahren müſſe; die Pferde werde er aber ſchon in Acht nehmen, wenn nur das Futter nicht ſo theuer wäre. — Kurz ich brauchte zu den wenigen Meilen eine ſo lange Zeit, daß ich ſpät nachmittags in Apenrade (offene Rhede) anlangte.

Das Städtchen liegt ebenſo, wie Schleswig und Flensburg, an einer Bucht, von ſchön bewaldeten Höhen umgeben, und war von der Avantgarde oder vielmehr einem Seiten-Detachement des vormarſchirenden Korps, einem ſchleswig-holſteinſchen Bataillon und dem von der Tannſchen Freikorps, beſetzt. Kurz vor der Stadt wurden wir von einem dort ſtehenden Poſten von der Chauſſee, welche am Ufer der Bucht entlang führt, herunter und in einen hinter Hügeln entlang gehenden, erſt kürzlich durch den Wald gehauenen Kolonnenweg gewieſen, weil in der Bucht däniſche Kanonenboote lagen, welche auf alle Truppen, Fuhrwerk u. ſ. w. ſchoſſen, die auf der Chauſſee erſchienen. Die Stadt ſelbſt bewarfen ſie nicht, wahrſcheinlich um die durchaus däniſch geſinnten Einwohner zu ſchonen. In See und gerade vor der Bucht lag ein däniſches Kriegsſchiff, deſſen Dimenſionen mir koloſſaler erſchienen, als ich je ein Schiff in See geſehen. Wahrſcheinlich täuſchte mich die Beleuchtung, denn auf meine

Erkundigung in Apenrade erfuhr ich, daß es durchaus nicht größer, als jedes andere Kriegsschiff sei.

In dem Städtchen selbst sah es wild aus. Die Tannschen Freischärler hatten sowohl die Zugänge zur Stadt, als die Hauptstraßen an den Knotenpunkten dermaßen verbarrikadirt, daß diese damals so beliebten Baulichkeiten wie Stockwerke von Häusern ohne Dächer aussahen. Die Freischärler schienen auch so stolz auf ihr Werk und so zuversichtlich auf dessen Widerstandsfähigkeit, daß sie wahrscheinlich sehr unsanft aus ihren Träumen geweckt worden wären, wenn die Dänen ernstlich und mit Artillerie angegriffen hätten; denn Barrikaden sind nur dann von Bedeutung, wenn die Bewohner der dahinter liegenden Häuser mit den Vertheidigern gemeinschaftliche Sache machen, und das war bei den durchaus dänisch gesinnten Einwohnern von Apenrade nicht zu erwarten. Gleich beim Einfahren in die Stadt oder vielmehr beim Betreten derselben — denn mein Wagen mußte draußen bleiben, weil seinetwegen die formidable Barrikade doch nicht weggeräumt werden konnte — hatte ich den Anblick eines Freischaren-Appells der allerungezwungensten und freiheitlichsten Art. Für ein an soldatische Ordnung gewöhntes Auge ein tolles Bild! — Es war eine Art von Klub im Freien, etwa wie der berüchtigte an der Kranzlerschen Ecke in Berlin. Kostüme à la Rinaldo Rinaldini, Hahnenfedern, struppige Bärte, Dolche und Pistolen in malerisch umgewundenen Gürteln, Kalabreserhüte, Schärpen von den vielsagendsten Farben; kurz: eine ausgeräumte Theater-Garderobe vor einer Aufführung von Schillers „Räubern". — Was eigentlich bei diesem Appell geschah, weiß ich nicht; möglich, daß schon etwas geschehen war, als ich gerade vorüber ging; im Augenblicke meiner Zuschauerschaft war es jedenfalls eine Art von bewaffneter Konversation, ein Parlament von Peripatetikern, ein Kriegsrath mit Vesperbrot. Die Pröbchen, die ich schon in Rendsburg gesehen, und der Reuige, der mich in Schleswig verlassen, entsprachen voll-

ständig dem, was ich hier im Original und in der Zusammengehörigkeit sah. — Ich sah mich überall nach dem Herrn v. S....tz um, der in Hamburg vom ersten Range aus so tapfer meine Partie genommen, fragte nach ihm; aber keiner der Herren wollte etwas von ihm wissen oder gehört haben. Man fragte mich, ob ich gekommen sei, um mich ebenfalls der Freischar anzuschließen, was ich mit gutem Gewissen verneinen konnte. Wäre das selbst meine Absicht gewesen, hier wäre mir gewiß die Lust dazu vergangen.

Ich machte nun einen Gang durch die Stadt, wo mit der von der Tannschen Freischar auch das 1. Bataillon der schleswig-holsteinschen Infanterie einquartiert war, und war nicht wenig überrascht, dem Hauptmann v. Pannewitz vom 2. Garde-Regiment zu Fuß aus Berlin als Kommandeur auf der Straße zu begegnen. Ueberraschung und, wie es schien, auch Freude waren gegenseitig, und er erzählte mir viel von seinem neuen Verhältniß. Auf sein Bataillon hatte er ein festes Vertrauen, aber von der Gemeinschaft mit der Freischar wäre er gern so bald als möglich befreit gewesen, weil das Beispiel derselben demoralisirend auf seine Leute wirke. Er hoffte, morgen an den Feind zu kommen, da seine Patrouillen die Dänen nicht weit hinter Apenrade nach Hadersleben bereits gefühlt hatten. Ich hatte also Hoffnung, wirklich kriegerischer Thätigkeit beizuwohnen, und wollte daher in Apenrade die Nacht bleiben, um morgen früh mich von hier aus dem Vormarsche gleich anschließen zu können.

Um meiner Sache indessen sicher zu sein, mußte ich vor allen Dingen mich meines Fuhrwerks vergewissern, denn es konnte mir draußen vor der Stadt abhanden kommen. Ich eilte daher wieder hinaus und fand denn auch richtig meinen Fuhrmann noch auf derselben Stelle; er hatte den Pferden Futter gegeben und erwartet, daß ich ihm Nachricht bringen würde, wo er zur Nacht mit seinem Fuhrwerk unterkommen könne, kratzte sich aber gewaltig den Kopf, als er hörte, daß jeder Zugang zur Stadt

barrikadirt ſei, daher kein Wagen durch könne, er alſo ſehen müſſe, wie er ſich zur Nacht im Freien einrichte. Ich für meine Perſon hoffte wohl, in der Stadt ein Unterkommen zu finden, würde aber jedenfalls ſchon mit Tagesanbruch kommen, um weiter zu fahren, hätte auch die Poſten vor der Stadt und in dem nahen Walde inſtruirt, daß ſie ein ſcharfes Auge auf das Fuhrwerk haben ſollten. Er möge ſich alſo nur um Gottes-willen nicht von der Stelle rühren, weil die Freiſcharen auf alles ſchöſſen, was ſich in der Nacht rühre. In den Augen des Erſchreckten las ich, daß ich mit dieſer Zauberformel ihn feſt an ſeine Stelle gebannt und gewiß ſein konnte, ihn wieder zu finden. Nun ging ich in die Stadt zurück, um für mich ſelbſt ein Unter-kommen zu ſuchen, und trat zuerſt in ein Wirthshaus, vor dem ſich eine halbbetrunkene Menge tummelte. Es war eine Schiffer-ſchenke, welche auch Nachtherberge gab, und ein wüſtes Treiben in dem dichtbeſetzten Schankzimmer. Dem Wirthe, der ein Glas Branntwein nach dem andern einſchenkte, war gar nicht bei-zukommen, ihm ſchien jede Antwort ein Zeitverluſt. Die hinter ihm in der Schenke verkehrende Wirthin ſprach nur gebrochen deutſch und zwar mit dem Accent einer Ruſſin. Ich fragte einen als quasi Kellner Herumhantirenden, was für eine Lands-männin die Wirthin ſei, und richtig, es war eine Ruſſin. So redete ich ſie ruſſiſch an, um ſie zu gewinnen; aber ſo erfreut ſie war, ihre Sprache zu hören, ſo konnte ſie mir auch nicht das kleinſte Plätzchen zur Nacht einräumen, wenn ich nicht auf einer Bank in der Schenkſtube vorlieb nehmen wolle; aber von Schlaf könne dann doch keine Rede ſein, da der Lärm wohl die ganze Nacht dauern werde. Geſprächig klagte ſie mir ihre Noth über den Krieg, der ſie noch alle zu Grunde richten werde, wies mich aber nach einem Hauſe — ich glaube Tivoli oder einer Art Schützen- oder Geſellſchaftshaus — wo ich vielleicht ein Unterkommen, wenigſtens Dach und Fach finden würde.

Als ich die Schenke verließ, achtete ich erſt nicht darauf,

daß mir ein außerordentlich maleriſch koſtümirter Freiſchärler folgte und ſich auch dazu fand, als ich in das mir bezeichnete Haus trat, nach einem Nachtlager fragte und den Beſcheid erhielt, von einem Bette könne keine Rede ſein; wenn ich aber mit einer Streu in dem großen Tanzſaale zufrieden ſein wolle, ſo könne ich da ſchlafen; es würden auch wohl noch mehr Leute kommen; das thue aber nichts, der Saal ſei groß genug; und das war er bei der Beſichtigung in der That. Auf dem Orcheſter ruhte eine ungeheure Baßgeige melancholiſch von den Anſtrengungen früherer Tanzbeluſtigungen anderer aus, und auch ein Paar Pauken zeigten, daß es hier ſonſt wohl hoch hergegangen.

So war denn der Kontrakt geſchloſſen, und ich wollte nun den Hauptmann v. Pannewitz aufſuchen, um wo möglich Näheres über die Dispoſition zum weiteren Vormarſch zu erfahren. Nun aber fiel es mir erſt auf, daß jener Freiſchärler, der meiner Verhandlung im Tanzſaale ſchweigend zugehört hatte, mir auch zum Quartier des Bataillonskommandeurs folgte. Ich blieb vor dem Hauſe ſtehen, als ich hörte, daß der Hauptmann ausgegangen ſei, aber bald wiederkommen werde. Der Freiſchärler blieb auch ſtehen, maß mich mit ſeinen Blicken, ſprach mit vorübergehenden Kameraden, zeigte auf mich, ſo daß ich wohl aufmerkſam werden mußte, mir aber vergeblich den Kopf darüber zerbrach, was die Herren an mir ſo ſehr intereſſire. Ich ſollte aber nicht lange in Zweifel darüber bleiben; denn als ich endlich in den Hausflur trat, um dieſen aufdringlichen Blicken und Fingerzeigen zu entgehen, kamen jene über den Damm ebenfalls vor das Haus, tuſchelten unter einander, aber doch nicht ſo leiſe, daß ich nicht die Worte „Ruſſiſcher Spion!“ verſtanden hätte. Nun fiel mir allerdings die Unvorſichtigkeit ein, in jener Schenke mit der Wirthin ruſſiſch geſprochen zu haben, und ich überſah leicht, daß mir dies für die folgenden Tage manche Unannehmlichkeit bereiten könne, da ich keine andere Legitimation als jenen Fuhrwerks-Requiſitionsſchein des Kommandanten von

Flensburg aufzuweiſen hatte. Jedenfalls hätte es bis zur Aufklärung große Weitläufigkeiten gegeben, dadurch aber mein zunächſt lebhafteſter Wunſch vereitelt werden können. Im Flur ſtanden mehrere Soldaten des Bataillons v. Pannewitz, welche geſehen hatten, daß ich mit ihrem Kommandeur geſprochen, alſo ihm bekannt ſein mußte. Schnell war mein Entſchluß gefaßt, vor allen Dingen nicht in Apenrade zu bleiben, ſondern mich zu den preußiſchen Truppen zu begeben. Da jene Herren aber mir bis hierher gefolgt waren, ſo ließ ſich erwarten, daß ſie mich auch weiter nicht aus den Augen laſſen würden. Ich ſagte alſo einem der holſteinſchen Soldaten, daß mein Wagen draußen vor der Stadt ſtehe, ich ſeinem Bataillonskommandeur etwas aus meinem Gepäck ſchicken wolle, und daß er daher mit mir gehen möge; ein gutes Trinkgeld ſolle ihm dann auch nicht fehlen. Da es nicht weit war und die Soldaten wohl annehmen konnten, daß ſie ihrem Kommandeur dadurch einen Dienſt erwieſen, ſo erklärte ſich gleich einer dazu bereit und begleitete mich vor den Naſen der Männer des „Völkerfrühlings" vorüber, über die Barrikaden hinweg, bis vor das Thor, wo ich denn auch glücklich mein Fuhrwerk noch an der verabredeten Stelle fand. Natürlich ſuchte ich vergebens in meinem Gepäck nach dem, was ich dem Hauptmann v. Pannewitz ſchicken wollte, verſüßte meiner Sauvegarde den Gang durch ein Trinkgeld und fuhr auf dem Kolonnenwege an der Stadt vorbei in der Richtung nach Ries und Arslef.

In dem Abſchnitt: „Zwei Nächte" habe ich erzählt, was mir in der nun folgenden Nacht paſſirt, ich übergehe es daher hier, wo es eigentlich hergehört hätte.

Am andern Morgen orientirte ich mich erſt, welchen Weg ich wohl am beſten einzuſchlagen hätte. Die Dänen waren abermals bis Hadersleben zurückgegangen. Dort aber, hieß es, würden ſie in günſtiger Poſition das Gefecht annehmen. Es kam alſo darauf an, ſo ſchnell wie möglich Hadersleben zu erreichen und dort das Terrain kennen zu lernen. Die ſchleswig-

holſteinſchen Truppen und Freiſcharen, welche ich in Apenrad geſehen, ſollten gerade auf Hadersleben losgehen und dort di Dänen angreifen, das Gefecht hinhalten, bis das preußiſch Gros links von der Landſtraße dorthin, mehr nach der Mitt des Landes, in der Höhe von Hadersleben eingetroffen ſei, w die Dänen, diesmal 20 000 Mann ſtark, ſtehen ſollten. D war denn die meiſte Ausſicht vorwärts zu kommen, wenn ic nicht hinter den Truppen herfuhr, ſondern nach rechts abbo und die Straße von Apenrade nach Hadersleben zu gewinne ſuchte. Das ging aber erſt, nachdem ich einige Zeit hinter de marſchirenden Truppen der Garde-Brigade hergefahren wa und zwar inmitten einer großen Menge von leeren Stuhlwage die zur Aufnahme der zu erwartenden Verwundeten beſtimm waren. Wie geſtern, gab es auch heute bei trübem Himm einzelne Regenſchauer, die aber doch den Geſang bei de marſchirenden Truppen nicht zum Verſtummen brachten. End lich kam ein Weg, der nach rechts zur großen Straße führt und nun ging es im Trabe vorwärts, denn ich kam damit au dem endloſen Troſſe heraus. Auf den Wegen, namentlich i Nähe der Dörfer, fand ich Verhaue, umgeſtürzte Wagen, Egge mit den Spitzen nach oben u. ſ. w., welche wahrſcheinlich wäh rend der Nacht die Bewegung der Kavallerie hatten hinder ſollen und entweder umfahren oder weggeräumt werden mußte Die Bewohner der Dörfer und Gehöfte waren hier ſchon durch weg Dänen, und kein Wort Deutſch war mehr zu höre Hatten ſich die Bauern einen Scherz mit meinem Fuhrman gemacht, oder wollte dieſer ſich mit Pferdefutter verſehen? kur wir waren plötzlich wieder vor Apenrade, allerdings auf eine andern Seite als der geſtrigen. Ich mußte alſo gute Mien zum böſen Spiele machen und fuhr in die Stadt ein, wo di Hauptbarrikaden bereits von den Einwohnern bei Seite gebrach waren; denn die Truppen waren ſchon früh morgens gege Hadersleben vorgegangen. Wie anders ſah die Stadt ſch

gegen gestern aus. Keine Spur mehr von einer sogenannten deutschen oder schleswig-holsteinschen Fahne; überall hörte man nur dänisch sprechen und sah finstere Gesichter, während gestern bei Anwesenheit der Truppen die Leute sich bemüht hatten, freundlich auszusehen.

Mein Fuhrmann kaufte Hafer und Heu, und ich machte zufällig die Bekanntschaft eines Herrn oder Barons v. Liliencron, der als Verpflegungskommissar von Seiten der schleswig-holsteinschen Regierung den Truppen nachgesendet worden war. Sonderbare Gerüchte waren in Apenrade verbreitet, 10 000 Mann Schweden sollten hinter Hadersleben gelandet sein, um den Dänen beizustehen; — nein, keine Schweden, aber 20 000 Mann Russen; denn gestern habe man hier schon russische Beamte gesehen, die hätten Quartier machen oder spioniren wollen. Ueber diese letztere Version konnte ich Herrn v. Liliencron aufklären, indem ich ihm meine Unterhaltung mit jener Schankwirthin erzählte. Die Bekanntschaft war dadurch bald gemacht, und wir fuhren nun zusammen auf dem Wege nach Hadersleben. Herr v. Liliencron glaubte mit Bestimmtheit, daß es heute oder spätestens morgen zu einem entscheidenden Gefechte kommen müsse, und hatte dafür am Sitze der damaligen Regierung des Landes so viele politische Gründe und Nothwendigkeiten gehört, daß es in der That ganz wahrscheinlich klang, meine Erwartung sich also nur noch um so höher spannte.

Von Apenrade an hörte übrigens die Chaussee auf, und die dort überall vortrefflichen Landwege waren mit häuserhohen Knicks (Hecken) eingefaßt, so daß man stundenlang wie in einem grünen Hohlwege fuhr und nicht das Geringste von den Feldern links und rechts neben sich sehen konnte. Wieder stießen wir auf eine jeden Augenblick stockende, endlose Proviantkolonne, die den Befehl hatte, sofort anzuhalten, sobald sie vor sich schießen hören werde. Der erste Wagen scheint von sehr leise hörenden Mannschaften eskortirt gewesen zu sein; denn alle Augenblicke ruckte es in der

ganzen unabsehbaren Wagenkolonne, und da der Weg so eng war, daß man an den breit aufgethürmten Stroh- und Heuwagen gar nicht vorüber konnte, so gab es eine ungemein peinliche Fahrt. Endlich fiel wirklich ein Kanonenschuß, allerdings noch in bedeutender Entfernung, und sogleich mußten alle Wagen halten, auf die eine Seite des Weges so dicht wie möglich heranfahren, damit wenigstens ein Theil desselben für etwa vorbeimarschirende Truppen frei blieb, und nun konnte ich endlich rasch vorwärts, verabschiedete mich bei Herrn v. Liliencron, dessen Unterhaltung ich bis dahin sehr interessante Aufschlüsse über die inneren Verhältnisse der schleswig-holsteinschen Bewegung verdankte — freilich nicht sehr vertrauenerweckender Natur — und kam nach einer Viertelstunde eiligen Fahrens auf die Höhe, von welcher herab sich plötzlich, eben so wie Schleswig, Flensburg und Apenrade, das Städtchen Hadersleben zeigt. Mit dem Blick auf die Stadt hatte ich aber auch zugleich eine vollständige Uebersicht des noch im vollen Gange befindlichen Gefechtes, dessen aufwirbelnde Dampfwolken weit über das Feld hinzogen.

Hadersleben liegt amphitheatralisch an einem sanft aufsteigenden Hügel, an dessen Fuße ein kleiner See liegt und ein Fluß dem kleinen Belt zuströmt. Der Wasserlauf mit einem darüber hinführenden Damm und einer daran liegenden Mühle war der Gegenstand des Kampfes. Jenseits, in der Stadt und den Fluß entlang, die Dänen; diesseits ein Bataillon schleswig-holsteinischer Jäger im Schützengefecht; unmittelbar an der Höhe, auf welcher ich erschien, als Gros eine Brigade schleswig-holsteinscher Infanterie und Geschütze, jeden Augenblick bereit, in das Gefecht einzugreifen. Es waren dieselben Truppen, welche am Abende vorher in und bei Apenrade gelegen, und sie hatten denselben Weg gemacht, den ich eben zurückgelegt. Auf der Höhe, wo jetzt mein Wagen hielt und mich erwarten sollte, da ich nun zu Fuß weiter vor wollte, hatten die Dänen am Morgen gestanden und waren durch einen kräftigen Angriff der Deutschen

bis in die Stadt zurückgeworfen, von wo sie aber, gut gedeckt, das Gefecht fortsetzten. Den ersten Angriff hatten die schleswig-holsteinschen Jäger, und zwar mit der 1. Kompagnie unter dem Lieutenant v. Schöning und mit der 3. Kompagnie unter dem Lieutenant v. Sandrart — beides preußische Offiziere — gemacht, sich mit großer Bravour schon beim Debouchiren aus Mastrupp und Grodebull auf gegenüberstehende dänische Jäger gestürzt und diese in zwei Anläufen über das Feld weg, den Berg hinunter und bis in die diesseits des Wassers liegenden Häuser getrieben, welche noch von den Dänen besetzt waren, als ich eintraf. Diese Häuser bildeten eine kleine Vorstadt, welche jener Damm aber mit der eigentlichen, jenseits des Wassers liegenden Stadt verbindet. Von meiner Höhe den Weg herabeilend, konnte ich deutlich sehen, wie die Schleswig-Holsteiner eifrig beschäftigt waren, die Wände der Häuser von hinten zu durchschlagen, dann sich im Innern vertheilten, Schießlöcher schlugen, Dachziegel abhoben, um die Büchsen hindurchstecken zu können, so daß von beiden Seiten des Wassers das Feuer sehr lebhaft war.

Endlich verließen die Dänen auch das letzte Haus der Vorstadt, liefen über den Damm zurück und steckten einige der jenseits liegenden Häuser an, um den Deutschen das Nachdringen über den Damm zu verwehren. Ich ging so nahe heran, bis ich die erste Kugel aus der Stadt in der Luft neben mir pfeifen hörte; dann legte ich mich in den Graben am Wege nieder und sah über den erhöhten Rand desselben dem Gefechte zu. Verwundete wurden vorbeigefahren, unter ihnen Lieutenant v. Sandrart, der einen Schuß durch beide Beine bekommen hatte und scheinbar besinnungslos unter einem Mantel lang ausgestreckt im Wagen lag, während vorn beim Fuhrmann ein Jäger saß, dessen zerschmetterte Hand über den Wagen herabhing und den ganzen Weg mit Blutspuren färbte. Auch einige dänische Gefangene wurden den Weg von Hadersleben her transportirt, und da einer von ihnen plötzlich zusammenfiel und nicht weiter konnte, obgleich

keine Blutſpuren eine Verwundung andeuteten — wahrſcheinlich war er nur durch eine Kontuſion betäubt — ſo hielt der Gefangenentransport in meiner Nähe an, und ich hatte Muße genug, mir die Dänen anzuſehen, die übrigens noch ihre Patronen in der Patrontaſche hatten und ſie hier erſt von ſich werfen mußten. Ich hob eine derſelben auf. Sie war eigenthümlich abgewürgt und hatte ſtatt einer Kugel zwei ſtarke Rehpoſten, deren Wirkſamkeit ich gleich näher kennen lernen ſollte; denn da ich ſah, daß kein Däne mehr dieſſeits war und die Schleswig-Holſteiner ſich hinter den Häufern ſammelten, als wollten ſie im Sturm über den Damm in die Stadt dringen, ging ich noch weiter vor und deckte mich wieder hinter einem Graben des Weges. Gleich darauf machte auch die Infanterie von der Höhe eine Bewegung vorwärts, als wollte ſie den Sturm unterſtützen. Da ſchlugen — klatſch! klatſch! — Kugeln in die Bäume, welche neben mir den Weg einfaßten, und dicht vor meinem Kopfe fuhr plötzlich Staub und Erde in die Höhe, und derſelbe Klatſch! aber dumpfer, tönte kaum einen Fuß von mir aus dem Erdaufwurfe, hinter dem ich lag. Offenbar galten dieſe Kugeln der hinten ſich nähernden Infanterie.

Da war ich denn in eine eigenthümliche Situation gerathen, und ſie hätte ſich noch verſchlimmert, wenn nun auch jene Infanterie ihr Feuer über mich hinweg nach der Stadt eröffnet hätte. Wäre ich aufgeſtanden und hinter die anmarſchirenden Truppen zurückgegangen, ſo hätte ich meine Promenade gerade in bequemſter Zielhöhe für beide Theile gemacht; — ich legte mich alſo der Länge nach in den Graben und wartete der Dinge, die da kommen würden. Sie kamen auch, aber in Geſtalt des Prinzen von Noer, der mit ſeinem Adjutanten, dem Lieutenant v. Schimmelmann vom preußiſchen 1. Garde-Regiment zu Fuß, den Weg langſam herauf ritt und das Gefecht überhaupt abbrechen ließ, da er, wie ich ſpäter hörte, nur den Befehl hatte, die Dänen in Hadersleben zu beſchäftigen, ſie aber nicht aus

ihrer Stellung zu vertreiben. Jenes Sammeln der Scharfschützen hinter den Häusern war nur geschehen, um sie aus den Häusern heraus zu bringen, von wo sie fortwährend auf die Dänen drüben schossen, und so ging denn auch die heranmarschirte Infanterie wieder den Weg zurück hinter eine deckende Erhöhung.

Von dem Lieutenant v. Schimmelmann, später Flügeladjutanten des Prinzen Regenten und Königs Wilhelm (1863 Kommandeur des Niederrheinischen Füsilier-Regiments Nr. 39), erfuhr ich, daß hier und für heute das Gefecht jedenfalls vorüber sei, daß dagegen morgen vorwärts Aurithlund und Jerstall in der Richtung nach Christiansfelde mit Gewißheit ein bedeutendes Gefecht zu erwarten sei, weil die Dänen in diesem Augenblick mit ihrer Hauptmacht noch bei Skrydstrupp ständen. So war denn mein Drängen, etwas Entscheidendem beizuwohnen, wieder vergeblich gewesen und mein Entschluß rasch gefaßt, zu den preußischen Truppen hinüber zu eilen, die jetzt auf gleicher Höhe von Hadersleben ein bis zwei Meilen landeinwärts angekommen sein mußten. Auch die Dänen drüben schienen zu merken, daß es mit dem Angriff auf Hadersleben nicht besonders ernsthaft gemeint sei; denn ihre Artillerie feuerte gar nicht mehr, und ein dänisches Bataillon, welches in rascher Bewegung auf den jenseits liegenden Höhen sich zeigte und, wie es schien, der Stadt zu Hülfe eilen wollte, machte plötzlich Halt, kehrte um und verschwand hinter den Höhen.

Meinen Platz wollte ich aber doch nicht ohne ein Andenken verlassen; so wühlte ich denn an der Stelle in der Erde des Grabenrandes, wo ich jenen verdächtigen Klatsch dicht vor meinen Augen gehört, und siehe da, — ich fand zwei eben solche Rehposten, wie ich sie in den Patronen der dänischen Gefangenen gesehen. Ein paar Zoll höher, und ich wäre alles Memoirenschreibens überhoben gewesen! — Jetzt ließen sich die kleinen Dinger so friedlich einstecken! Natürlich nahm ich sie mit und habe sie lange als Andenken bei mir getragen, bis eheliche Be-

ſorgniß ſie beſeitigt, weil — ſie doch vielleicht noch einmal losgehen könnten.

Mit Erſtaunen hatte ich übrigens während des Gefechts die Bewohner einiger, die Höhe hinauf gelegenen Häuſer ganz gleichgültig, und als ob ſie das gar nichts anginge, die Frauen ſelbſt mit Kindern auf den Armen, bemerkt, wie ſie dem Gefechte zuſahen; ja hinter einem Heuſchober, in Flintenſchuß-Entfernung von den Häuſern der Vorſtadt, war ein Mann beſchäftigt, eine auf dem Felde weidende Kuh zu melken! Daß im Kriege und faſt unmittelbar hinter dem Soutien einer Tirailleurlinie überhaupt Kühe noch auf dem Felde ſind, iſt erfahrungsmäßig eine Seltenheit; daß eine ſolche aber gemelkt wird, während man ſich vorn ſehr ernſtlich herumſchießt, das war denn doch mehr als naiv, beſtätigte aber aufs neue die unglaubliche Theilnahmloſigkeit, mit welcher die Bevölkerung, namentlich in Nord-Schleswig, dieſem Kriegsſpuk zuſah.

Meinen Fuhrmann fand ich in ſehr vorſichtiger Entfernung zurückgefahren und froh, daß ich nun wieder da ſei. Als er die Verwundeten geſehen, war er raſch mit ſeinem Fuhrwerk hinter einen Buſch gefahren, um nicht nach Feldgebrauch ſofort für das Fahren der Bleſſirten bis ins Lazareth requirirt zu werden. Er ſelbſt aber hatte ſich mitten auf den Weg geſtellt, um mir zu winken, wenn ich zurückkommen würde. Wieder gab es ein Trinkgeld, und wieder vermehrte ſich ſein guter Wille. Noch ein Blick von der Höhe auf das reizend liegende Hadersleben, wo jetzt alles ruhig geworden war, und raſch ging es rechts vom Wege ab in das Land hinein, über Maſtrupp, Uſtrupp und Wittſtedt, von einem Ort und Weiler zum andern mit Fragen nach dem Wege, nach Aurithlund und Ober- und Nieder-Jerſtall, wo die Truppen des Gros zur Nacht biwakiren ſollten.

Hinter einem der genannten Orte begegnete ich den abſuchenden Patrouillen eines oldenburgiſchen Bataillons, welches

den äußersten rechten Flügel des vormarschirenden Gros bildete und den Auftrag hatte, Fühlung mit den gegen Hadersleben vorgegangenen Truppen zu suchen. Je ernster und sorgfältiger diese Patrouillen ihren Rekognoszirungsdienst verrichteten, vorsichtig von einem Baum zum andern sprangen, gebückt in den Gräben vorkrochen und nicht eher weiter gingen, ehe nicht links und rechts neben ihnen jedes Gebüsch abgesucht war, desto komischer wirkte diese Voraussetzung einer Gefahr auf mich, da ich ja wußte, daß wenigstens auf anderthalb Meilen Weges hin kein Feind zu sehen war. Die äußersten Spitzen der Schleichpatrouillen und sogar eine ganze Schützenkette, die ihnen mit denselben Sicherheitsmaßregeln, kriechend, springend, sich deckend folgte, ließen mich ungehindert und ungefragt durch. Ein Offizier aber, der mit dem Soutien folgte, erkundigte sich bei mir, ob der Feind noch weit entfernt stehe. Ich erzählte, was ich gesehen, die Aeußerung des Lieutenant v. Schimmelmann und konnte mit gutem Gewissen berichten, daß bis Hadersleben keine Spur von Dänen zu entdecken sei. Anfangs wollte der Offizier mir keinen Glauben schenken, weil am Vormittage jedenfalls noch Dänen in dieser Gegend gewesen waren, das bewiesen die Biwaksplätze für Feldwachen, denen auch ich begegnet war, und die ja so leicht zu erkennen sind. Als ich aber nach und nach alles auskramte, was ich gesehen, auch die Karte hervorholte und so strategisch wie möglich demonstrirte, faßte der Offizier Vertrauen und dirigirte mich nun auch seinerseits auf Jerstall, wo General v. Bonin mit der Linien-Brigade im Biwak liegen sollte. Gegen Abend kam ich an, nachdem ich noch weiter an Oldenburgern, dann an Mecklenburgern und Hannoveranern vorüber gekommen war.

Der Weg von Hadersleben bis Jerstall sollte noch eine besondere Bedeutung für mich gewinnen, ja für meine nächste Lebenszeit gewissermaßen entscheidend werden; denn hier war es, wo ich den festen Entschluß faßte, sofort nach meiner Rückkehr

in die Heimat, neben meinem „Soldatenfreunde“ für den Unteroffizier und den gemeinen Mann, auch eine Zeitschrift für die Offiziere zu gründen. Es ist eine peinliche Erinnerung, diese Veranlassung zu dem Entschlusse, dessen Ausführung ich sechs Jahre meines Lebens unter Arbeit und Opfern aller Art widmete; aber in diesen Aufzeichnungen darf ich auch das Peinliche nicht abweisen. Auf dem Wege war ich nämlich bald hinter Hadersleben mehreren Offizieren begegnet, von denen ich einige kannte, alle aber mich, wenn auch bis dahin nicht von Person, kannten. Die Armee, welcher diese Offiziere angehörten, will ich nicht nennen, noch weniger die Namen derer, die ich kannte. Was mich schon in Flensburg am Hafen im Gespräch mit Offizieren so unangenehm berührt, jene Hauptquartier-Kritik, von deren einschneidender Schärfe ich bis dahin keine Ahnung gehabt, das hörte ich diesmal auf dem Felde der Politik und in einem Tone, als hätten die Armeen nicht mehr die Aufgabe, dem allgemeinen Revolutionsschwindel entgegen zu treten, sondern sich wo möglich an die Spitze des beliebten Fortschritts zu stellen. Ich wußte nicht mehr, ob ich träumte oder wachte; aber das fühlte ich mit furchtbarer Schwere, diesem Geiste mußte entgegengetreten werden, wenn nicht alles, auch die letzte Stütze zusammenbrechen sollte. Also war doch der Geist der Zeit und noch mehr die Ereignisse der letzten Zeit nicht ohne Eindruck auch an dem Offizierstande vorübergegangen! Allerdings habe ich mich später überzeugt, daß auf dergleichen Meinungsäußerungen nichts zu geben ist, daß die That doch eine ganz andere ist, als das Wort sie vermuthen läßt; nichtsdestoweniger war der Eindruck, den ich damals und auf diesem Wege zwischen Hadersleben und Jerstall empfing, so niederbeugender Art, daß er mir während meines ganzen noch übrigen Lebens im Gedächtniß bleiben wird. In dem Abschnitt „Die Wehrzeitung“ denke ich mehr von diesem Augenblicke — jedenfalls ihrer geistigen Geburtsstunde — zu sprechen, und habe ich auf dem Gedenkblatte, welches alle Mit-

arbeiter bei dem Aufhören jener Zeitung empfingen, diese Geburtsstunde mit ihrer Staffage abbilden lassen.*)

Als ich an die Häuser von Jerstall kam, ritt eben der General v. Wrangel mit dem Prinzen Adalbert von Preußen nordwärts gegen Torninger Mühle aus dem Biwak in das Feld, um das Terrain zu rekognosziren, da man fest glaubte, den Feind nahe vor sich zu haben, und daher für den nächsten Tag auf ein ernstes Zusammentreffen mit demselben zählte. Hatte doch am Nachmittage ein Scharmützel zwischen einem Detachement Husaren vom damaligen 3. Regiment, jetzt Zietenschen Husaren, und dänischen Dragonern bei Skrydstrupp stattgefunden, dessen Hergang und Details ich dann gleich in der ersten Nummer der Zeitschrift erzählte, welche kaum vierzehn Tage später in Potsdam zu erscheinen begann. — Ich kam hier zum ersten Male in ein wirkliches Kriegsbiwak und hatte mein Fuhrwerk bald bei den Truppen des Kaiser Alexander Grenadier-Regiments untergebracht, ein vortreffliches Mittel, meinen wenig kriegslustigen Fuhrmann auch am andern Morgen wiederzufinden; denn seitdem er unfreiwillig dem Gefechte bei Hadersleben zugesehen und sogar Verwundete bei ihm vorbeigefahren worden waren, hatte er mich wiederholt gefragt, ob wir denn noch nicht bald wieder nach Flensburg zurückfahren würden. Nachdem ich mich so meines Wagens für den morgenden Tag versichert, ging ich durch alle Biwaks, so weit ich reichen konnte, und kam erst mit dem Dunkelwerden nach Jerstall zurück, keinem Dorfe, sondern nur

*) Mehrfach wird von dem Verfasser in diesem Memoirenwerk auf Abschnitte verwiesen, die in demselben fehlen; und dennoch hat er alles, was er zur Herausgabe nach seinem Tode bestimmte, in die hier erscheinenden drei Bände selbst zusammengestellt. Bei der umfangreichen literarischen Thätigkeit des Verfassers ist es leicht erklärlich, daß er manche Aufsätze bereits zu Lebzeiten in Zeitschriften veröffentlicht, manche in einen andern Zusammenhang eingearbeitet und manche ausgeschieden hat, ohne dann auch die entsprechende Hinweisung auf dieselben in seinen Memoiren zu tilgen.

einem Weiler, der aus wenigen Häusern besteht. An einem derselben traf ich mit dem General v. Bonin zusammen, der sich freute, mich pünktlich auf dem Rendezvous zu sehen, und mir bei sich ein Unterkommen für die Nacht anbot. Besser hätte es sich gar nicht treffen können, und da ja in Jütland noch genug Biwaks in Aussicht standen, so nahm ich dankbar an und brachte den Abend mit dem General und dem später erschossenen Hauptmann v. Delius zu.

General v. Bonin war voller Zuversicht, daß es morgen zu etwas Entscheidendem kommen müsse; Hauptmann v. Delius schüttelte aber immer den Kopf und behauptete, die Dänen müßten ihren Vortheil schlecht verstehen, wenn sie nicht bis Kolding oder Friedericia auswichen und sich nach einem andern Theile Schleswigs oder selbst Holsteins einschifften, wohin man ihnen zu Lande nicht so schnell folgen könne. So interessant das Gespräch war, früher als ich wünschte, mußte es abgebrochen werden, da morgen schon um 3 Uhr aus dem Biwak abgerückt werden sollte. Die Nacht brachte ich in einer eigenthümlichen Bettstatt zu. Eine in das obere Stockwerk des Hauses führende Treppe war dazu benutzt, um in dem engen Dreieck unter derselben eine Art von Koje einzurichten. Auf einer Schiebelade, ungefähr wie ein Kommodenkasten, lag eine Matratze; dahinein mußte man klettern, aber es schlief sich ganz sanft darin.

Natürlich war am 30. morgens 3 Uhr alles schon munter. Der General ließ mich an einem appetitlichen Kaffee theilnehmen, den seine Bedienung bereitet, wobei er die Meldung erhielt, daß die Patrouillen während der Nacht noch in Fühlung mit dem Feinde geblieben seien und dieser also wahrscheinlich dem Anmarsche standhalten werde. Um nicht indiskret zu sein, verließ ich das Zimmer, als diese Meldungen begannen; ich suchte ein Gartenhaus auf, welches ich in Form einer ganz geschlossenen Bude von Brettern am Abende vorher noch bemerkt. Aber es war nichts mehr von einer Bude zu sehen. Alle Bretter der

Seitenwände und des Daches waren wahrſcheinlich während der Nacht in irgend ein Wachtfeuer der nahen Biwaks gewandert, und man ſah nur noch die vier Stiele an den Ecken, zwiſchen ihnen aber zwei Bänke ſchwebend über dem Erdboden. Trotz des wenig einladenden Ruhepunkts ließ ich mich beobachtenderweiſe doch nieder, und war kaum dort inſtallirt, als der General aus dem Hauſe kam, mich lachend ſitzen ſah und ſich ohne alle Umſtände neben mich ſetzte. Schon begannen die Truppen aus den Biwaks abzurücken, namentlich zog das 2. Küraſſier-Regiment (Königin) bereits an dem Hauſe vorüber. Jedenfalls war die Gelegenheit günſtig, den General um Rath zu bitten, welchen Weg ich einſchlagen, welchem Truppentheile ich mich anſchließen ſolle, um heute nichts zu verſäumen. — So erhielt ich denn den Rath, über Hadersleben auf Chriſtiansfelde zu fahren, wo ich von dem Trainfuhrwerk nicht ſo gehindert werden würde. Vor Chriſtiansfelde würde ich dann ſchon Kanonenſchüſſe hören und möge ihrem Schalle folgen. Eine beſſere Anweiſung könne er mir nicht geben. Ich verlangte auch keine beſſere; denn ſo viel hatte' ich ſchon gelernt, daß man ſich auch an die beſte nicht binden kann und alles von gutem Glück abhängt.

Erſt ſuchte ich nun mein Fuhrwerk, dem es ganz gut ergangen war, und ſah dann den Abmarſch des ganzen Korps aus den Biwaks nordwärts mit an, ein unvergeßliches Schauſpiel! Mit welchem Jubel und mit welcher Zuverſicht zogen dieſe vortrefflichen Truppen dem Feinde entgegen. Hier ſang ein Bataillon: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?“ — dort ein Kavallerie-Regiment: „Prinz von Preußen, edler Ritter!“ — oder: „Was blaſen die Trompeten? Huſaren heraus!“ — und endlich das wehmüthige: „Morgenroth! Morgenroth!“ —

„Geſtern noch auf ſtolzen Roſſen,
Heute durch die Bruſt geſchoſſen,
Morgen in das kühle Grab!“ —

Der Athem wurde mir kurz, als ich Regiment auf Regiment ſo an mir vorüberziehen ſah. Ja! hier war noch Preußen,

das alte Preußen, wie ich es seit meiner Jugend gekannt; in de Heimat war es nicht mehr, dort herrschte eine wilde Demagogie dort wurde das Zeughaus beraubt, der König beleidigt! — Warum ließ er sich beleidigen, wenn solche Truppen bereit sind für ihn in den Tod zu gehen? —

Warum? Warum? Aber freilich, so könnte man noch nac dem Warum vieler anderen Dinge fragen. — Weg mit der trüben Bilde! —

Erst als alle vorüber waren — eine Raketen-Batterie macht den Schluß — schlug ich denselben Weg nach Hadersleben ein den ich gestern von dort zurückgelegt, und kam ungefähr um 8 Uhr früh dort an. Unterwegs keine Spur von Soldaten nicht einmal Fuhrwerk mit Proviant und Fourage. Bei den Häusern vor dem Damm, der in die Stadt führt, keine Seele über den Damm hinüber rauchten die Trümmer der gestern beim Gefecht niedergebrannten Häuser noch, auch Blutspuren zeigten sich, unter einem Schuppen saßen gefangene dänisch Soldaten, in der Hauptstraße der Stadt selbst herrschte ein reges Leben in sonderbarem Kontrast mit der Stille und anscheinen sorglosen Ruhe, die vor der Stadt mir aufgefallen war. Di Dänen waren in der Nacht ganz unbemerkt abgezogen, hatte die Räder der Geschütze mit Stroh umwickelt, den Pferde wollene Lappen um die Hufe gebunden, so daß die Schleswig Holsteiner nicht das Geringste von diesem Abzuge gemerkt und erst durch die Einwohner unterrichtet, die Stadt ohne jede Widerstand besetzt hatten. Die Infanterie und die Artiller war dann gleich weitermarschirt, ein Theil des von der Tannsch Freikorps aber in Hadersleben zurückgeblieben, und ich sah diese Herren als beati possidentes, großen Lärm vollführen Sie holten aus den Häusern der hier ganz dänisch gesinnte Einwohner Danebrog-Fahnen und Flaggen heraus und trug sie, von grölenden Schuljungen begleitet, triumphirend durch d Straßen oder eigentlich die Straße, denn alle diese Städte ur

Städtchen an der Ostküste Schleswigs haben eigentlich nur eine Straße.

Während mein Fuhrmann Futter für seine Pferde aufzutreiben suchte, ging ich in ein Gasthaus, wo lebhafter Verkehr zu herrschen schien und, wie ich mich drinnen überzeugte, auch wirklich herrschte; denn die Vermögenden unter der Freischar thaten sich hier gütlich. Auch ein junger, sehr hübscher bayerischer Offizier — wenn ich nicht irre, wurde mir sein Name Adolfer genannt — verkehrte hier. Es wurde heftige Beschwerde geführt, daß die regulären Truppen, ja sogar die eben erst gebildeten schleswig-holsteinschen, offenbar nichts mit den Freischaren zu thun haben wollten und die Kommandeurs derselben ihre Abneigung dadurch zeigten, daß sie den Freischaren immer Seitenexpeditionen anwiesen, so daß sie eigentlich nie an einem bedeutenden Gefechte Antheil nehmen könnten. Auch heute hatte man sie in Hadersleben zurückgelassen, obwohl man doch wisse, daß es zu einer Schlacht kommen werde, und ihnen nur den Auftrag zugetheilt, rechts nach der Ostseeküste hin den äußersten Flügel abzusuchen und zu decken. Ein junger Mann in äußerst malerischem Kostüm tobte besonders, weil ein preußischer Offizier ihn mit einer Antwort abgefertigt, die er nicht einmal übel nehmen konnte, obgleich er ihren Sinn sehr wohl verstand. Er hatte gemeint: „Sehen Sie, meine Herren, wir dürfen Sie nicht zu sehr exponiren; denn wir rechnen sehr stark darauf, daß wir bei den bevorstehenden Verlusten an Offizieren unsere Offizierkorps aus den Freischaren ergänzen. — Wir müssen daher dafür sorgen, daß Sie uns durch Ihren Muth und Ihre Todesverachtung nicht zu früh todtgeschossen werden!“ — Kurz, die Unzufriedenheit unter den Herren war sehr groß, namentlich auch deswegen, weil sie gestern an dem Gefechte vor Hadersleben nicht hatten theilnehmen können.

Anscheinend nur mit meinem Frühstück beschäftigt, beobachtete ich doch sehr genau, mischte mich aber nicht in das Gespräch,

weil ich fürchten mußte, dann auch sofort in Streit zu gerathen. Ein junger, sehr sorgfältig gekleideter Mann, der indessen offenbar nicht zur Freischar gehörte, saß, wie ich, schweigsam. Ein trüber Ausdruck in seinem schönen, jugendlichen Gesichte zog mich unwillkürlich an. Eine kleine, weiße Hand mit sehr gepflegten Nägeln verrieth den jungen Mann höheren Standes, und je lauter an dem langen Tische gelärmt und gegen alle und alles gewettert wurde, je mehr die nichts weniger als gefälligen Manieren einiger jener Freiheitskämpfer zum Vorschein kamen, desto trüber wurde der Ausdruck seines Gesichts. Als der Kellner kam und ihm sagte, es sei durchaus kein Pferd zu haben, fragte ich, wohin er wolle. — „Zur Armee!" antwortete er, und so war die Bekanntschaft mit dem Anerbieten eines Platzes in meinem Wagen leicht angeknüpft. Ich sagte ihm aber im voraus, daß ich mich an nichts binden könne, und wenn er mit mir fahren wolle, er auch alles mit mir durchmachen müsse. Gern ging er darauf ein, und so fuhren wir denn bald zusammen ab. Es war ein Enttäuschter. Voller Enthusiasmus für den „Völkerfrühling" hatte er die Universität verlassen, um sich in den Kampf zu stürzen, hatte Begeisterndes von den romantischen Thaten der Freischaren gehört und war in Apenrade zu denselben gestoßen; aber zwei Tage hatten hingereicht, um ihm, dem verwöhnten, feingebildeten Aristokraten, die Gesellschaft zu verleiden. Jetzt wollte er ins Gefecht, dem ersten besten Bataillon sich anschließen und Heldenthaten verrichten. — Es war mir interessant und zugleich schmerzlich, eine offenbar edle Natur in vollständiger Verranntheit der Zeit mit sich selbst kämpfen zu sehen. In Christiansfelde verließ er mich, und ich habe ihn nie wieder getroffen.

Von Hadersleben aus begann auch sofort wieder der Kampf mit dem endlosen Wagentroß, welcher der Armee Proviant und Stroh in ungeheuren Quantitäten nachführte. Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschten wir, ob nicht bald ein Kanonenschuß

fallen werde; denn da es heute morgen geheißen, die Dänen würden ſtandhalten, ſo mußten unſere Truppen ja längſt an ſie herangekommen ſein. Nichts und immer nichts, auch keine Nachricht irgend einer Art, weder in den Häuſern am Wege, noch durch jemand, der vom Kampfplatze rückwärts eilte. Endlich, noch eine halbe Stunde von Chriſtiansfelde entfernt, hielt der Troß, und mein Wagen konnte nun ungehindert dem Städtchen zueilen.

Schon vor demſelben ſahen wir preußiſche Kavallerie über den Weg nach rechts traben — offenbar eine Rekognoszirung — und als wir ungehindert, von niemandem gefragt oder aufgehalten, in das Städtchen einfuhren, fanden wir das ganze preußiſche Hauptquartier bereits dort eingerückt. Wieder waren die Dänen abgezogen, hatten ſogar Kolding ſchon erreicht und wollten ſich dort und in Friedericia einſchiffen, jedenfalls alſo kein Gefecht annehmen.

Unſere Truppen lagen jenſeits Chriſtiansfelde ſchon wieder im Freilager, während in der Stadt für das Hauptquartier und ſämmtliche Stäbe Quartier gemacht war, und zwar in denſelben Häuſern, in denen am Morgen noch die däniſchen Stäbe gelegen. So viele Offiziere ich anredete, ſo wenig Tröſtliches hörte ich für meine Wünſche, endlich ſogar, daß die Dänen auf Alſen und von den Inſeln ſich den Marſch der Preußen nach Jütland zu Nutze gemacht und mit bedeutenden Kräften auf der Halbinſel Sundewitt gelandet waren, um womöglich Flensburg und Schleswig in unſerem Rücken wieder zu gewinnen. Es war ein wunderſchöner Tag, und das Städtchen, eine Kolonie der mähriſchen Brüder, regelmäßig gebaut, ſauber, wohlhäbig, machte einen ungemein freundlichen Eindruck; aber meine Stimmung war eine ſo trübe, daß ich beſchloß, ſofort umzukehren und nach Hauſe zu reiſen. Ich hatte nun genug geſehen und gehört, um zu wiſſen, daß ich hier weder etwas nutzen, noch ſelbſt einen Nutzen von längerem Aufenthalte haben könne. Geſammelt hatte

ich genug, um Intereſſantes im „Soldatenfreund“ bringen zu können, und die Idee einer neben dem „Soldatenfreund“ herauszugebenden größeren militäriſchen Zeitſchrift ließ mir ſeit geſtern keinen Augenblick Ruhe.

Mein Reiſegefährte war mir ſofort nach dem Einfahren in Chriſtiansfelde abhanden gekommen, und mit meinem Fuhrmann bedurfte es keines langen Kapitulirens; denn als er hörte, es ſolle nun zurück und zwar bis Rendsburg gehen, kannte er weder Futtermangel noch Müdigkeit der Pferde. So ging es denn nach einem ſehr animirten Diner mit preußiſchen Offizieren noch am Nachmittage zurück bis Hadersleben, ja mein Fuhrmann glaubte Apenrade noch erreichen zu können; aber als wir bis zu dem großen Dorfe Loit gekommen, verſagten die Pferde den Dienſt, und da ich auch keine Neigung hatte, in Apenrade für einen ruſſiſchen Spion gehalten zu werden, ſo ſuchten wir ein Unterkommen; denn die Pferde hatten nun mehrere Nächte im Freien zugebracht, und ich bedurfte ihrer ja noch bis Rendsburg. Aber niemand wollte uns aufnehmen. Das Dorf war durchaus däniſch, und ſchon machte mein Fuhrmann bedenkliche Geſichter, daß man uns vielleicht während der Nacht todtſchlagen könne, da er aus den Aeußerungen der Bauern wohl höre, daß hier die Deutſchen erſchrecklich verhaßt ſeien.

So entſchloß ich mich denn, an dem ſehr anſehnlichen Pfarrhauſe vorzufahren und um Gaſtfreundſchaft zu bitten. Die Ruhe dieſer Pfarrwohnung — einem großen deutſchen Gutsgehöfte gleichend — kontraſtirte ſeltſam mit der unruhigen Bewegung eines Hauptquartiers, wie ich es in Chriſtiansfelde verlaſſen. Der Pfarrer empfing mich freundlich und führte mich ſelbſt in ein vollſtändig vorbereitetes Gaſtzimmer, hörte gern die Nachrichten, die ich ihm von den vorgegangenen Truppen aus erſter Hand bringen konnte, und leiſtete mir bis zum Zubettegehen die angenehmſte Geſellſchaft. Seine Unterhaltung wird mir unvergeßlich ſein. Er beurtheilte die Dinge mit einer Objektivität,

die mich in Erstaunen setzte, namentlich aber mit einer Kenntniß und Klarheit, die mich viele Anschauungen, die ich mitgebracht und auch in der Sphäre, in der ich mich bis dahin bewegt, nicht hatte verlieren können, gewaltig modifiziren ließ.

Ich schreibe diese Erinnerungen im Februar 1864, wo der Kampf in jenem so lange ruhigen Lande wüthet, und denke mit hoher Achtung an das zurück, was mir damals der Pfarrer von Loit gesagt. Wenn andere erst nach meinem Tode diese Zeilen lesen, wird wohl die Geschichte schon ihr Urtheil festgestellt haben, und so brauche ich hier nicht niederzuschreiben, was ich an jenem Abende hörte. In diesem Augenblick, wo wieder preußisches Blut für Schleswig-Holstein fließt, widersteht es wenigstens meinem Gefühl, die Erinnerung an Loit und seinen vortrefflichen Pfarrherrn zu lebhaft werden zu lassen. —

Von dort ging es über Apenrade, Flensburg und Schleswig zurück nach Rendsburg, von wo ich in einem Tage bis Potsdam gelangte. Unterwegs hatte ich fast für nichts Sinn, als die Umgestaltung des „Soldatenfreundes" aus einer Wochen- in eine Monatsschrift und die baldige Gründung einer größeren militärischen Zeitschrift, für die ich das Geschäftliche nach allen Seiten hin überlegte. Sobald ich wieder bei meiner Familie eingetroffen, ging ich auch nach Sanssouci zum General v. Rauch, erzählte ihm von meinen Erlebnissen und Plänen, und wurde zu meiner Ueberraschung zwei Tage nachher von ihm nach Sanssouci bestellt, wo er mich Seiner Majestät vorstellte und mich erzählen ließ, was ich gesehen und beobachtet. Der König hörte mir sehr aufmerksam zu, und alle Anwesenden brachen ihre Gespräche ab, als ich lebhaft wurde. Damals hatte ich freilich keine Ahnung, daß ich später so oft in diesen Räumen verkehren und man mir regelmäßig so zuhören werde, wie dieses erste Mal.

Am Hoflager König Friedrich Wilhelms IV.

Zum erſten Male ſtand ich im Jahre 1835 dem Fürſte gegenüber, der perſönlich einen ſo großen und entſcheidenden Ei fluß auf mein Leben haben ſollte, deſſen Freundlichkeit und Woh wollen ich ſo viel verdanke, und in deſſen Nähe jahrelang verkeh zu haben ich zu den glücklichſten und ehrendſten Erinnerung meines Lebens zähle. Ich hatte meine „Bilder aus Berli Nächten" geſchrieben und um Erlaubniß gebeten, das Buch de Kronprinzen widmen zu dürfen. So durfte ich es perſönli überreichen und wurde mit jener gewinnenden Liebenswürdigk empfangen, die jeder, der den Vorzug hatte, von ihm beacht zu werden, in ſo hohem Grade empfand. Er mußte das Bu oder doch wenigſtens einiges daraus geleſen haben, denn er zitir mir Stellen daraus, die ihm beſonders gefallen haben mochte Wahrſcheinlich war es beim Thee vorgeleſen worden, wie dc damals ſchon am kronprinzlichen Hofe Sitte war. Ich ſta freilich den Verhältniſſen noch zu fern, um das wiſſen oder e fahren zu können. Namentlich hatte ihn der Scherz, den ich m mit der nicht geſchriebenen Vorrede gemacht, ſehr amüſirt, u da ich: „Yo el Autor" unterſchrieben, ſo hob er das beſonde hervor.

Hätte ich damals eine Ahnung gehabt, daß ich vierzel Jahre nachher ſelbſt dergleichen neue literariſche Erſcheinung

ihm vorlesen sollte, so würde ich mir aufgezeichnet haben, was er bei dieser ersten Audienz mit mir gesprochen; so aber kann ich nur den Eindruck schildern, den sein geistreiches Auge, das ungemein anmuthige Lächeln und die ganze, fast bürgerliche Art und Weise des Kronprinzen auf mich gemacht. Er empfing mich in seinem Arbeitszimmer des Berliner Schlosses — der alten Sankt Erasmus-Kapelle — mit dem Rücken an den großen Arbeitstisch in der Mitte gelehnt, so, wie das Krügersche Bild in ganzer Figur ihn darstellt, den Ueberrock offen, die Lorgnette und das Schnupftuch in der Hand. Natürlich kam ich entzückt nach Hause und erzählte meiner Frau von der Auszeichnung, die ich genossen; denn der Kronprinz galt schon damals als der Beförderer der Kunst und Literatur, von ihm beachtet und durch Annahme einer Widmung geehrt zu werden, war also wirklich eine Auszeichnung, deren ich mich zu freuen ein Recht hatte.

Später sprach der Kronprinz öfter bei den Theatervorstellungen im Palais der königlichen Prinzessinnen mit mir, war auch bei dem Vorfalle gegenwärtig, den ich in dem Abschnitte „Im Palais König Friedrich Wilhelms III." erzählt, wo ich auf der Bühne einen berühmten Arzt kopirt haben sollte und der König gewissermaßen ungehalten schien, daß seine Söhne mir nicht glauben wollten. Von den Worten, die der Kronprinz bei solchen Gelegenheiten an mich richtete, ist mir indessen nichts im Gedächtnisse geblieben. Es waren eben nur die gewöhnlichen fürstlichen Freundlichkeiten.

Die Sorge, daß der Kronprinz mit meinem „Soldatenfreund" nicht zufrieden sei, da er den Versuch eines meiner Zeitschrift Konkurrenz machenden Unternehmens zu begünstigen schien, erwies sich bald als unbegründet.

Von dem Augenblicke an, wo König Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestiegen hatte, stürmten eigenthümliche Eindrücke auf mich ein. Der junge Herrscher machte alles anders, als sein Vater; natürlich wollte er es *besser* machen, aber es that mir

weh, da ich an dem Heimgegangenen mit unbeſchreiblicher Lie
und Verehrung gehangen. Es ſollte mit Einem Male alles gei
reicher, zeitgemäßer, aufgeklärter werden, und ſo oft der Kön
ſprach, war es in der That immer ſo feſſelnd, ſo geiſtvoll, d
ich in ſchweren Kampf mit mir ſelbſt gerieth, ob der König nic
doch Recht habe, den ſogenannten Forderungen der Zeit nac
zugeben. Es lag aber doch in den Einrichtungen, die er tra
und in den Perſonen, die er berief, ſo mancher Tadel für da
was ſein Vater nach langer, gereifter Erfahrung für das Be
gehalten, daß ich nun einmal keine Freude daran haben konn
Namentlich that mir der ungemeſſene und aufdringliche Volk
jubel weh, der den Monarchen bei jeder Gelegenheit im Anfan
ſeiner Regierung umgab. Jedes „Hurrah!“ für den neuen w
mir eine Verletzung des dankbaren Andenkens an den alte
Ich fragte mich immer wieder: Womit hat der Sohn den
dieſen Jubel verdient und wodurch der Vater dieſes vollſtändi
und raſche Vergeſſen? So konnte ich mich denn auch nicht en
ſchließen, dem feierlichen Einzuge des Königs in Berlin und dan
der ſo überaus eindrucksvollen Huldigung beizuwohnen, weil i
dieſen lärmenden Zuruf, dieſes übermäßige, geradezu fanatiſc
Vivatgeſchrei nicht hören wollte.

Am Abend des Huldigungstages befand ich mich in d
„Geſellſchaft der Freunde“, als die Zeitung mit dem Abdru
der ſo berühmten Anrede des Königs an das Volk erſchien, i
welcher das „treue Volk“ ihm jenes Epoche machende „Ja!
antwortete, das der König nun für ſein Eigenthum erklärt
Schon vorher war in der Geſellſchaft von nichts anderem, als vo
den begeiſternden Eindrücken der Huldigung geſprochen worden
nun wurde auch noch die Rede des Königs vorgeleſen und erregt
einen unbeſchreiblichen Enthuſiasmus ſelbſt bei älteren, ruhigere
Männern. Auch ich war tief ergriffen von dieſer wunderbare
Rede, und wie ich ſpäter den König in ſeinem eigenſten Weſe
kennen gelernt, kann ich nur ſagen, daß er das alles wirklich

fühlte, was er damals Edles und Großes ſagte. Doch konnte ich mich des Gefühls nicht erwehren, daß der Fürſt, welcher ein ſolches Ja! von ſeinem Volke verlangt und annimmt, ihm die Berechtigung giebt, bei Gelegenheit auch wohl einmal „Nein!“ zu ſagen, und acht Jahre ſpäter wurde dieſes Nein! wirklich geſagt. Ganz betäubt von der Macht und Gewalt dieſer Anrede des Königs fühlte ich das Bedürfniß, noch an demſelben Abend mit einem Gleichgeſinnten mich auszuſprechen, und eilte zu Bleſſon, der in irgend einem ſeiner Aemter dem Huldigungsakte beigewohnt hatte. Auch ihn fand ich entzückt von der ganzen Erſcheinung und dem Auftreten des Königs, von ſeinen Worten, den Hoffnungen, die er erweckt, der glänzenden Ausſicht in eine glorreiche und glückliche Zukunft. Meine Bedenken, meine Beſorgniſſe fand er abſurd, und als ich endlich, wahrhaft ſchmerzlich bewegt, ausrief: „Amice, finis veteris Borussiae!“ da wären wir beinahe und zum erſten Male erzürnt auseinander gegangen.

Wie oft hat er mich ſpäter an dieſen Ausruf erinnert, als nun wirklich das alte, uns ſo liebe Preußen nicht mehr war, als die ſo lärmende Volksgunſt in ihr Gegentheil umſchlug, als auch an ihn das neugewordene Preußen faſt vernichtend herantrat. Mir ſchwindelte von dem allen, was ich damals ſah und hörte, und ich begegnete nur ſelten einem Menſchen, der meine Beſorgniſſe verſtand und theilte.

Ich muß hier gleich ein ſpäteres Begebniß anknüpfen, weil es ergänzt, was ich damals gefühlt. Als Vorleſer kam ich mit dem Könige aus Putbus nach Potsdam, hatte auf Rügen, in Stralſund und Stettin allerlei Material zu einer geſchichtlichen Darſtellung des Feldzuges geſammelt, den der große Kurfürſt auf Rügen geführt, weil es ſich damals um die Aufſtellung eines Denkmals bei Neuenkamp handelte, und las das Zuſammengeſtellte auf Sansſouci vor. Bei der Beſchreibung des feſtlichen Einzuges, den der große Kurfürſt nach dem Siege in Berlin gehalten, unterbrach der König die Lektüre mit dem Ausrufe:

„Das ist ja gerade so, wie bei Meinem Einzuge 1840 Man sollte glauben, die Berliner hätten das alte Programm kopirt. Erinnern Sie sich wohl der Ehrenpforte am Rathhause?"

„Nein, Eure Majestät, ich habe den Einzug nicht mit an gesehen."

„Wie denn? Sie, ein so echtes Berliner Kind, waren an dem Tage nicht mit auf der Straße? — Waren Sie krank?"

„Nein, Eure Majestät! aber ich war betrübt und hatte nicht die rechte Stimmung für das glänzende Schauspiel. Mir that der übermäßige Jubel weh, weil ich den Gedanken an Eurer Majestät Hochseligen Vater nicht los werden konnte."

„Da haben Sie Recht, das war auch Mein Gefühl bei dem Uebermaße. Ich hatte ja noch gar nichts thun können, um diesen Jubel zu rechtfertigen. Fragen Sie nur Krausnick, was Ich ihm damals gesagt, als Ich nach dem Einzuge die Treppe zur Wohnung der Königin im Schlosse hinaufging: Das ist ja ein Taumel, eine wahre Trunkenheit; wenn nur der Katzenjammer nicht nachkommt!"

Ich hörte später von dem Ober-Bürgermeister Krausnick diese Aeußerung des Königs bestätigen.

Meine Antwort hatte wohl etwas schroffer geklungen, als ich sie hier niedergeschrieben; denn sie trug mir einen Fußtritt unter dem Tische von dem dienstthuenden Flügeladjutanten, damals Major, v. Schlegell ein, der mir auch nachher noch sagte: „Aber, Schneider, wie konnten Sie so etwas äußern?!"

Ich hatte es geäußert, weil es mir so ums Herz war, und ich habe die Erfahrung gemacht, daß König Friedrich Wilhelm IV., ebenso wie König Wilhelm, nie eine Meinung übel nahm, wenn man sie nicht voreilig oder aufdringlich, sondern gefragt aussprach. Es ist einfach nicht wahr, daß man mit Fürsten anders sprechen muß, als mit anderen Menschen. Ehrfurchtsvoll, nicht ungefragt, aber ehrlich. Das hat mir bei beiden Fürsten ihr Wohlwollen erhalten. Freilich, Worte allein thun es auch nicht

wenn nicht die That den Beweis treuer Anhänglichkeit geführt hat.

So selten König Friedrich Wilhelm IV. auch das Theater besuchte, so machte ich doch wiederholt die Bemerkung, daß er sich über einige meiner komischen Rollen ungemein amüsirte. Es geschah dies sogar in einer so lauten Weise und mit so herzlichem, manchmal weithin vernehmlichem Lachen, daß das Publikum in diesen ungenirten Ausbruch der Heiterkeit einstimmte und der Vorgang dadurch ein auffälliger wurde. Namentlich war dies bei der Rolle des „Peter" in der wirklich sehr anspruchslosen Posse „Der Sohn auf Reisen" der Fall. Der König sah das Stückchen wahrscheinlich ganz zufällig, lachte aber so geradezu unbeschreiblich, daß es später zweimal, einmal im Potsdamer Stadt-Theater und einmal auf dem Theater im Neuen Palais, gegeben werden mußte, jedesmal mit derselben Wirkung. Wie heiter den König diese fast äußerste Harmlosigkeit der Posse gestimmt, davon sollte ich noch im Jahre 1855 beim Vorlesen auf Sanssouci einen Beweis erhalten. Ich las ein kleines Lustspiel vor, in welchem ein ähnlicher, bis zum Blödsinn dummer Peter vorkam. Durch meine Vortragsweise daran erinnert, sagte mir nun der König selbst, wie enorm ihn damals der „Sohn auf Reisen" amüsirt habe, ja er wiederholte nach länger als zehn Jahren einige besonders komische Stellen meiner Rolle und fügte hinzu:

„Schneider, die Rolle müssen Sie Mir noch einmal vorspielen. Ich habe mich damals zu sehr amüsirt. So habe Ich in meinem Leben nicht gelacht, wie über diese beneidenswerthen Dummheiten."

„Eure Majestät haben mich ja Selbst pensionirt. Ich bin also a. D. und habe dem Komödiespielen in der That Ade gesagt!"

„Ach so! — Er will nicht, Elise! — Schade! — Nun,

ſo leſen Sie weiter!" Damit war die gefährliche Verſuch beſeitigt. —

Als ich Regiſſeur der Oper geworden war, ſprach ich König zum zweiten Male, ſeit er als Kronprinz die Zueign meiner „Bilder aus Berlins Nächten" perſönlich entgeg genommen hatte. Der Hof hatte eine Oper befohlen, die lei wegen Erkrankung der erſten Sängerin nicht gegeben wer konnte, und gerade dieſe Sängerin wollte der König hören. wurde beauftragt, die nothwendige Abänderung der Abe vorſtellung dem dienſtthuenden Flügeladjutanten im Schloſſe zuzeigen und ausführlich über die Urſache derſelben zu berich So begab ich mich auf das Schloß, in dieſelbe Fahnenh wo ich ſpäter ſo oft den Beginn der Abendlektüre abwa ſollte. Mein Bericht war noch nicht beendet, als der Kö aus ſeinem Zimmer in die Vorhalle trat, hier den Mantel hängte, weil er ausfahren wollte, und dann dem Ausgange der Gallerie zuſchritt, wo ich reſpektvoll an die Wand gedr ſtand. Allerdings mußte er mich ſehen und fragte den Flü adjutanten: „Wer iſt das?"

Ich mußte nun meinen Bericht dem Könige ſelbſt wie holen; die Sache ſchien ihm aber vollkommen gleichgültig ſein, denn er ſprach nicht einmal ein Bedauern über die f geſchlagene Hoffnung aus; dagegen ſagte er mit jener h gewinnenden Freundlichkeit, die ihn ſo unwiderſtehlich machte

„Geſtern Abend haben wir wieder Ihre „Berliniſche N richt" in der Spenerſchen Zeitung geleſen. Vortrefflich! bekommen Sie nur alle die Stoffe her? Werden Sie bald wieder eine bringen?"

„Was ich aus Gedrucktem zuſammenſtellen konnte, iſt lich beinahe erſchöpft, und zu den Archiven habe ich keinen tritt. Selbſt die königliche Bibliothek hätte zwar noch g Schätze in ihrer Manuſkripten-Sammlung, aber ich bekomm

nicht, weil ich kein Recht zur Benutzung derselben in meiner Wohnung habe."

„Und was gehört dazu, um ein solches Recht zu erwerben? Es wäre doch schade, wenn Sie uns nicht mehr dergleichen bringen könnten. Ich dächte, was die Bibliothek hat, müßte auch der öffentlichen Benutzung zugänglich sein. Was macht man denn da?"

„Wenn ein Professor der Universität für mich kaviren wollte, würde ich wohl die Manuskripte bekommen können. Da aber ein solcher Kavent eine große Verantwortlichkeit übernimmt und ein Universitäts-Professor wahrscheinlich den Schauspieler sehr verwundert ansehen würde, der sich um solche Dinge bekümmert, so werde ich wohl schwerlich einen Kaventen bekommen."

„Kann Ich denn nicht Kavent sein? Freilich, ein Professor bin Ich nicht, aber vielleicht machen die Herren auch einmal eine Ausnahme."

Ich war so vollständig verdutzt über dieses gnädige Anerbieten, daß ich mit offenem Munde dastand und gar nicht zu antworten wußte.

„Sagen Sie ihnen nur, Ich wolle Ihr Kavent sein. Und dann schreiben Sie, je mehr, je besser!"

„Auf eine bloße mündliche Versicherung würden die Herren wahrscheinlich antworten, das könne jeder sagen; und in der That würde die Sache auch etwas unwahrscheinlich klingen."

„Nun, so schreiben Sie gleich hier einen Schein, wie er nöthig ist, Ich will ihn dann sofort unterschreiben; aber machen Sie schnell. Ich muß ausfahren. Die Königin erwartet Mich!"

Ganz sprachlos vor Erstaunen und Freude schrieb ich am Tische des Flügel-Adjutanten einen Kaventen-Schein, wie ich glaubte, daß er genügen würde, und der König unterschrieb ihn, ohne ihn durchgesehen zu haben. Mit einigen überaus freundlichen Worten und der Ermahnung, nun auch recht fleißig

„Berliniſche Nachrichten" zu ſchreiben, eilte der König die Treppe hinunter, und ich blieb allein in der Halle, ſah immer nur meinen Zettel an und wußte gar nicht, wie mir geſchehen war.

Daß ich ſofort in die Bibliothek flog und dem Ober-Bibliothekar, Geheimen Rath Pertz, mit erkünſtelter Schüchternheit, dann aber mit um ſo größerem Triumphe meinen Kavenen zeigte, verſteht ſich von ſelbſt. — So wurde mein langjähriger Wunſch, und zwar durch den König ſelbſt, erfüllt, was damals bei dem Perſonale der königlichen Bibliothek Aufſehen genug machte und noch jetzt im Entgegenkommen jeder Art ſeine Fortwirkung hat. —

Es war das letzte Mal vor dem Jahre 1848, als ich dem Könige im Potsdamer Stadtſchloſſe perſönlich gegenüber ſtand, wie in dem Abſchnitte „Als Vorleſer" erzählt iſt. Kein ſo regelmäßiger Theaterbeſucher, wie ſein Vater, konnte der König auch kein Intereſſe an einzelnen Perſönlichkeiten gewinnen. Er ſah nur ſolche Vorſtellungen, die entweder eine Jugenderinnerung für ihn waren oder beſonderes Glück und von ſich reden machten, in jeder Gattung nur das Beſte, aber auch dies nur einmal, oder wenn beſondere Virtuoſität gaſtirte. Eine beſtimmte Vorliebe hatte König Friedrich Wilhelm für keine Gattung des Dramas. Er ſah ebenſo gern die Goetheſche Iphigenia, wie die tollſte Poſſe, beides mit voller Aufmerkſamkeit, ſcheinbar lebhafteſter Empfänglichkeit, aber ohne irgend einen erkennbar nachhaltigen Eindruck. Nur für Kurioſitäten, wie „Der geſtiefelte Kater", — „Blaubart", oder für Antiquirtes, wie „Athalja" und für Phantaſtiſches, wie „Der Sommernachtstraum", ließ ſich aus dem, was ſein Befehl dem Theater dafür auferlegte, ein Intereſſe erkennen, wenn auch kein dauerndes. Immer war es etwas Ungewöhnliches, meiſt aber auch Mißlungenes, wenn man von irgend einem beſonderen Wunſch oder einer Protektion des Königs hörte, die ſich hin und wieder auf einmal dem Theater zuwandte. Zu gelehrt und geiſtreich, u

n dem gewöhnlichen Repertoire der Bühne Gefallen zu finden, chte er nach einer höheren Befriedigung und glaubte sie durch ingehen auf die Ideen Ludwig Tiecks zu erreichen. Mit elchem Erfolge, ist an dieser Stelle nicht meine Aufgabe zu urtheilen.

Am 18. März 1848 sah ich den König auf einige Augenlicke vom Schloßplatze aus, als er sich dem jubelnden und anheinend dankbaren Volke zeigte. Eine halbe Stunde nachr brach die Revolution aus, der Katzenjammer war nachekommen!

Ich hörte in jener Zeit nur Tadel und Vorwurf für alles, as der König that, und natürlich auch für alles, was er than hatte; denn mein Finis Borussiae — des Preußens ämlich, wie ich es gekannt und geliebt — war ja in furchtrer Weise in Erfüllung gegangen! Wie mich der ganz unrechtfertigte Enthusiasmus bei der Thronbesteigung des Königs ärgert und betrübt und ich mich deshalb im Gegensatze zu st allen meinen Freunden befunden, so ärgerte und betrübte ich die sehr bald darauf sich aussprechende Unzufriedenheit mit ziemlich allem was er that, anordnete und wollte. Ich war bst unzufrieden, aber daß andere es auch waren, ängstigte ich; denn ich sah ja dasselbe Gespenst heranwachsen, welches 30 die Bourbons aus Frankreich vertrieb, und schon 1846 b auch Blesson mir Recht, daß es so nicht lange gehen werde. iner Partei machte es der König recht. Alle redeten von äuschung, verlorenen Hoffnungen, von nothwendiger Aendeng. Es schmerzte mich, daß ich Recht gehabt, und ich hatte e sehr unerfreuliche Genugthuung, daß alle, mit denen ich über gestritten, nun zugaben, ich hätte Recht gehabt.

All' dieses Mißbehagen und dieser Widerspruch schwand er von dem Augenblicke an, wo ich die Revolution ihr Haupt gen den König erheben sah. Hatte er doch nun selbst erihren, wohin sein guter Wille, seine edle Absicht und sein hoch-

herziges Vertrauen geführt. — In anderen Abſchnitten die Erinnerungen habe ich erzählt, was ich in der nun beginnend Zeit gefühlt, gedacht, gethan. Hier alſo nur die Momen welche mich in die Nähe des Königs gebracht.

Als ich aus Schleswig zurückgekommen war und de Generaladjutanten v. Rauch erzählte, was ich dort geſehen, ſchie ihn die Objektivität meiner Schilderung ſo zu intereſſiren, da er mich zum nächſten Morgen nach Sansſouci beſtellte, um den Könige daſſelbe zu erzählen. Er wolle ſehen, ob er mich den Könige vorſtellen könne, ich möge aber nicht beſtimmt daraus rechnen, denn es könne ebenſo gut fehlſchlagen. Um 7½ Uh ſollte ich jedenfalls oben ſein, mir aber im voraus ein weni überlegen, was ich erzählen wolle, mich auch durch plötzlich Fragen nach ganz anderen Dingen nicht irre machen laſſen.

Pünktlich war ich zur beſtimmten Zeit beim General, un als dieſem gemeldet wurde, der König habe eben das Schlo verlaſſen, um ſeinen Spaziergang anzutreten, nahm er mich mi auf die oberſte Terraſſe, wo der König mit dem dienſtthuende Flügeladjutanten auf und nieder ging. Wir blieben am öſtliche Flügel unter dem Treillagen-Kabinet bei der Statue des Antinou ſtehen. Entweder war es ſo verabredet, oder dem Könige fie die Erſcheinung eines Fremden an dieſer Stelle auf; kurz, e kam direkt auf uns zu.

„Schneider, Eure Majeſtät!“ ſagte der General.

„Wollen Sie etwa hier Stoff zu neuen „Berliniſchen Nach richten“ ſammeln? Ich habe lange nichts von Ihnen geleſe Ich dächte, an recht frappanten Stoffen allerneueſter Zeit könnt es Ihnen drüben in Meiner ehemaligen Reſidenzſtadt nich fehlen! — Rauch hat Mir geſagt, daß Sie in Schleswig geweſe ſind. Erzählen Sie doch. Wie gern wäre Ich Selbſt bei meine vortrefflichen Truppen!“

An die Statue des Antinous gelehnt, hörte nun der Köni aufmerkſam zu, was ich von dem Gefechte bei Hadersleben, de

eischärlern, dem Lieutenant Petzel, den Lazarethen, dem Ge-
al v. Bonin erzählte, sagte dann aber plötzlich:

„Ich darf nicht so lange stehen. Adieu Rauch! Kommen
mit, Schneider!"

Wahrscheinlich trank der König damals einen Brunnen und
gte seinen Spaziergang machen. Die Terrassen hinab ging
durch die kleine, nur dem Könige zugängliche Verbindungs-
te in den Friedensgarten, wo der König, das Gespräch mit
unterbrechend, lange mit Lenné über die Friedenskirche und
Friedensgarten (Marly) sprach. Hier war es zum ersten
le, wo ich den König über die freundliche, wohlwollende
pikante Unterhaltung hinaus, tiefernste, religiöse und künst-
sche Gegenstände besprechen hörte, und ich werde den Ein-
k nie vergessen, den dieser erste Blick in das innerste Wesen
Königs auf mich machte. Das war ja etwas durchaus
eres, als mir der königliche Herr bisher erschienen war.
ne öffentlichen Reden — eben weil sie so vortrefflich waren
hinrissen — hatte ich für gemacht und überlegt gehalten, da
solche Rednergabe auf dem Throne zu den größten Selten-
en gehört; hier sprach der König aber augenblicklichen Ein-
cken folgend und auf Gegenreden antwortend, ganz absichts-
und jedenfalls ohne das Bewußtsein, über die wenigen An-
enden hinaus gehört zu werden.

Da ich mir gleich nach dem Zuhausekommen aufschrieb,
s ich gehört, so konnte ich 1866 für das „Daheim" (Nr. 21,
mat März) den ganzen Vorgang zusammenstellen. Urtheilt,
r Lieben, welchen Eindruck ich damals empfing. Mit ihm,
n ich wohl sagen, wurde es Licht in meiner Seele über den
reich begabten Herrn, und mein Urtheil begann sich wesent-
zu modifiziren.

Wer den König gekannt oder auch nur einmal mit ihm
rochen, weiß, daß dieser fürstliche Herr ein außerordentlich
nehmendes, ja geradezu fesselndes Wesen hatte, und niemand

konnte ihm widerstehen, wenn er gewinnen wollte. Das ha
selbst seine bösesten Widersacher theils an sich selbst erfah
theils zugestehen müssen. Ich habe die allerverschiedensten
legenheiten gehabt, den König zu hören und zu beobach
Bei feierlichen Staatsvorgängen, auf dem Throne und am T
tische in der Familie, bei Besichtigungen, Ceremonien, vor
Front seiner Truppen und auf einsamen Spaziergängen — im
war er geistreich, bedeutsamster Rede mächtig, wohlwollend,
der besten Absichten, der blendendsten Entschlüsse, der edel
Regungen. Sein Wissen war allerdings nur encyklopädisch,
unendlich reich nach allen Richtungen hin, und überall übte
eindringliche Kritik, die nur in seltenen Fällen nicht gleichze
eine wohlwollende war. War er heftig und aufbrausend
wesen, so fühlte man ihm das Herzensbedürfniß an, auch wie
gut zu machen, wenn er wehe gethan. Ganz im Gegensatze
seinem Bruder Wilhelm, verlor der König leicht das ruh
Gleichgewicht, enthusiasmirte sich schnell für einen Gedanken,
ihm nachher in seinen praktischen Folgen unangenehm wurde,
den er ebenso schnell wieder fallen ließ. Er war durch
durch eine poetische Natur und zwar in dem ganzen Gegensa
in welchem sie zu einer praktischen Natur steht. Eben weil
durchaus anders war als sein Vater und sein ältester Brud
mußte ihm natürlich praktisch vieles mißrathen, was seinem V
gänger und seinem Nachfolger gelang, und man kann die
merkwürdigen Charakter und diese ungewöhnliche Begabung ni
mit Gerechtigkeit beurtheilen, wenn man ihn nicht in der N
und nicht in seinem Privatleben beobachtet hat.

General v. Rauch scheint übrigens nach dieser peripatetisc
Vorstellung am Morgen noch mit dem Könige über mich
sprochen oder den König das von mir Erzählte so interessirt
haben, daß er wünschte, ich möchte es auch der Königin
zählen; kurz, ich erhielt die Weisung, mich an demselben T
nach der Tafel in Sanssouci einzufinden. Hereingerufen, s

ich die königliche Familie im Marmor-Mittelſaale nach aufgehobener Tafel bei offenen Gartenthüren Kaffee trinkend. Ich wußte damals noch nicht, daß der König ſich nach Tiſche gern Kaffee trinkend mit den Gäſten unterhielt. Das geſchah ſtehend und im Umhergehen von einem zum andern.

Ich mußte nun wiederholen, was ich am Morgen erzählt, ſuchte es aber doch ſo einzurichten, daß der König durch die Wiederholung nicht gelangweilt wurde. Da ich mit großer Wärme von der Verdienſtlichkeit des General v. Bonin — ſpäter Kriegsminiſter und dann kommandirender General des VIII. Armeekorps — ſprach, ſo machte ich unbewußt einem Anweſenden große Freude. Der dienſtthuende Flügeladjutant v. Bonin — ſpäter kommandirender General des I. Armeekorps (1866 bei Königgrätz) — war ein Verwandter des Generals, von deſſen Thätigkeit und Tüchtigkeit ich mit ſolcher Wärme ſprach. Er dankte mir beim Herausgehen dafür. So hatte ich vielleicht, ohne es zu ahnen, jedenfalls aber ohne es zu beabſichtigen, einen Freund bei Hofe gewonnen.

In dem Abſchnitte „Als Vorleſer" habe ich ſo ziemlich alles aufgezeichnet, was mir von den unvergeßlichen Lektüre-Abenden, auch über Euer Intereſſe hinaus, aufzeichnungswerth erſchien. Ihr habt ja jedesmal gehört, wie glücklich und erfreut ich nach Hauſe kam, wenn es mir gelungen war, auf einige Stunden wenigſtens die ſchweren Sorgen und tief ernſten Gedanken zu verſcheuchen, die den edlen Herrn, namentlich in den Jahren 1848—1851, drückten. Vieles Gnädige, Wohlwollende und Ehrende iſt alſo dort nachzuleſen; hier mögen nur aphoriſtiſch diejenigen Momente verzeichnet ſein, in denen ich nach anderer Richtung hin mit dem Könige Friedrich Wilhelm IV. in Berührung kam.

Ich beginne gleich mit einem der bedeutendſten, weil er vieles erklärt, was im Leben des Königs Erklärung erheiſcht, und zugleich verſtehen läßt, weshalb ich keine Biographie des

Königs geſchrieben, zu der ich nicht allein durch günſtige Um
ſtände beſonders befähigt, ſondern recht eigentlich durch mei
Dankbarkeit verpflichtet geweſen wäre.

Es war im Jahre 1855 im Oktober, als der König ſei
fünfzigjähriges Militär-Dienſtjubiläum feierte. Ich hatte für de
„Soldatenfreund" (23. Jahrgang, 4. Heft) den militäriſch
Lebenslauf zuſammengeſtellt und eines Abends im rothen Vo
zimmer von Sansſouci vor Anfang der Lektüre den König g
beten, den kurzen Artikel durchzuſehen, ehe er gedruckt werd
damit die Armee nur gewiſſenhaft Richtiges erfahre. Der Kön
nahm die Korrekturbogen und verſprach, ſie bald zurückzuſende
Schon früh am nächſten Morgen erhielt ich den Befehl, na
der Tafel zum Könige nach Sansſouci zu kommen. Er ha
alſo raſch geleſen und wahrſcheinlich etwas gefunden, was
ändern ſollte. Ich fand ihn ganz allein in ſeinem Arbeitszimme
Mit ſeinem ſo liebenswürdigen Lächeln gab er mir die Bog
mit nur wenigen, ganz unbedeutenden Aenderungen zurück und ſagt

„Sie ſind ja ein ſehr gewiſſenhafter Biograph und hab
alles Mögliche zuſammengeſucht, um Mich zum Soldaten zu mache
Das bringen Sie aber doch nicht zu Stande. Ein Feldhe
könnte Ich vielleicht einmal werden, wenn die Umſtände Mi
zwingen ſollten, den Degen an der Spitze Meiner Armee zu ziehe
aber zum Soldaten bin Ich verdorben. Danke Ihnen für d
guten Willen, daß Sie Mich in den „Soldatenfreund" bring
wollen, und iſt auch alles ganz richtig, was Sie von Mir erzähle
Wo haben Sie denn alle die Daten herausgeſucht? Ich Selb
habe viele davon nicht mehr ſo genau gekannt."

„Ich ſammle ſchon längſt Daten für die vaterländiſch
Geſchichte und habe auch über die Regierung Eurer Majeſt
viel intereſſantes Material, namentlich aus der Zeit, wo mi
der General v. Rauch durch ſein Vertrauen ehrte."

„Da muß man ſich ja vor Ihnen in Acht nehmen! Ich ha
gar nicht geahnt, daß Ich Meinen Rhadamanthus Mir Selb

am eigenen Theetiſche erziehe. Was wollen Sie denn mit dem Material machen?“

„Ich hatte die Abſicht, den Stoff zu einer Biographie Eurer Majeſtät zuſammenzutragen. An mich als Schriftſteller wird man einſt die Anforderung ſtellen, was ich geſehen und aus eigener Anſchauung mittheilen konnte, aufgezeichnet zu hinterlaſſen. Auch dieſe militäriſche Laufbahn würde dahin gehören.“

Mit ungewöhnlich ernſtem Blicke ſah mich der König an. Das ſo freundliche, zum Scherz anregende Lächeln hatte plötzlich einem tiefen Sinnen Platz gemacht:

„Sie wollen Meine Biographie ſchreiben? Thun Sie das nicht, Schneider! Sie ſind Mir perſönlich zu gut, als daß Sie gerecht ſein könnten. Sie müſſen Mir verſprechen, das nicht zu thun. Nun Ich es weiß, darf Ich das nicht zugeben. Ich habe Proben davon, daß Sie eine wirklich dankbare Geſinnung für Mich haben; aber eben deswegen ſollen Sie Meine Biographie nicht ſchreiben. Man würde Ihnen doch nicht glauben. Die Geſchichte wird Mir nie verzeihen, daß Ich nicht den erſten, der es gewagt, in frecher Auflehnung die Hand nach Meiner Krone auszuſtrecken, auf den Sandhaufen niederknien und das Schwert auf ihn herabfallen ließ, das der Allmächtige in Meine Hand gelegt.“

„Als Menſch wird die Geſchichte gewiß — —“

„Ganz richtig, aber eben deswegen wird ſie es von dem Könige nicht anerkennen. Nein! Nein! laſſen Sie anderen das unerfreuliche Geſchäft, gerecht ſein zu müſſen. Geben Sie Mir die Hand darauf, daß Sie nicht über Mich ſchreiben wollen, auch nach Meinem Tode nicht. Ich verlange ein ſtrenges Urtheil. Sie würden viel zu milde ſein!“

Ich war von dem Ernſte, mit dem der König das alles ſagte, und namentlich von dem Zugeſtändniß, daß er zur rechten Zeit nicht von der ihm anvertrauten Macht Gebrauch gemacht, ſo ergriffen, daß ich gar nichts zu antworten wußte und mich

nur verbeugte. Ich dachte an jenes enthusiastische „Ja!“ bei der Huldigung und an die Rufe der Volksmasse, als die Leichen der Märzhelden am Balkon des Schloßhofes vorüber getragen wurden.

Es entstand eine Pause, in welcher der König vor sich hin starrte. Vielleicht dachte er Aehnliches; dann rasch den Ton ändernd, fragte er mich, ob ich das Bilderwerk über die Fontainen von Aranjuez, St. Ildefonso ꝛc. schon kenne. Er zeigte es mir, erfreute sich der reichen und großartigen Formen und rief dann so fröhlich, als ob kein ernstes Wort zwischen uns gewechselt worden wäre:

„Wie gern baute Ich Mir auch dergleichen, wenn Ich nur das Geld dazu hätte!“

Damit endete die merkwürdige Unterredung. Ich will nicht behaupten, daß ich nicht vielleicht Erlaubniß und Unterstützung zu einer Biographie des Königs erhalten haben würde, wenn ich meinen Vorschlag zu guter Stunde wiederholt hätte. Da ich aber hörte, daß der König selbst viel niederschrieb, und zwar nach Meinung derer, die es wohl wissen konnten, Aufzeichnungen aus seinen täglichen Erfahrungen, so fing ich nie wieder davon an, obgleich es zur Zeit, als ich die Biographie des Prinzen von Preußen schrieb und dem Könige vorlas, an Gelegenheit nicht gefehlt haben würde, da er zufrieden mit dem war, was ich über seinen Bruder gesagt.

Kurz, ich habe mein Wort gehalten, obgleich die Versuchung es zu brechen recht nahe lag. Einzelnes mich persönlich Betreffende werde ich aber bei aller Gewissenhaftigkeit wohl erzählen dürfen, da ja auch ich ein Eigenthum daran habe.

Mehrmals war die Rede davon gewesen, die Abfassung eines sogenannten Hofartikels nach englischem Muster für den Staatsanzeiger, also durch diesen auch für alle übrigen Zeitungen, mir zu übertragen. Graf Stolberg, Herr v. Massow, später auch Graf Dohna erklärten es, manchen Ungebührlichkeiten der

Presse gegenüber, für wünschenswerth, daß täglich ein solcher Artikel für die Zeitungspresse zusammengestellt werde. Es geschah dies zwar schon durch den dienstthuenden Flügeladjutanten, aber so kalt und für die Lektüre so ungenießbar, wie alles Offizielle. — Man wünschte den Stoff aber so anziehend und lesbar dargestellt, wie eben andere Berichte von interessanten Vorgängen durch „our own reporters“. Wiederholt wurde ich dem Könige als der geeignete Mann dafür vorgeschlagen; ich wich aber allen Wünschen und Anerbietungen aus, weil ich dadurch die ganze Unabhängigkeit und freie Bewegung in meiner Stellung aufgegeben haben würde und im voraus überzeugt war, daß ich es doch niemandem recht machen würde.

Endlich fragte mich der König Selbst, ob ich nicht glaube, daß ein solches Court Circular sich doch etwas lesbarer gestalten lasse, und ob ich es nicht selbst übernehmen wolle, ein solches für die Zeitungen zu redigiren. Entweder seien die Berichte über das, was bei Hofe vorgeht, unrichtig oder ungenießbar. Ich möchte einmal den Versuch machen, beides zu vermeiden.

„Gewiß sehr gern, Eure Majestät, und Mühe würde ich mir schon geben; aber für möglich halte ich es nur, wenn mir eine kleine Bedingung nicht allein zugestanden, sondern dann auch unverbrüchlich gehalten wird.“

„Eine Bedingung, und welche wäre das?“

„Daß Eure Majestät die Gnade haben, jeden Abend das Selbst durchzulesen, was ich über die Vorgänge des Tages berichtet habe.“

„Hin und wieder läßt sich das vielleicht machen, aber für jeden Tag kann Ich doch eine solche Verpflichtung nicht übernehmen. Da wäre es ja kürzer und praktischer, Ich schriebe Mir dergleichen Berichte Selbst.“

„Es ist aber auch kein Mensch im Stande, das Richtige oder vielmehr das Schickliche zu thun, wenn Eure Majestät nicht Selbst die Zensur übernehmen.“

„Wie meinen Sie denn das? Sie werden doch wissen nichts Unrichtiges schreiben, wenn Sie selbst ungehindert obachten können und Ich Sie bevollmächtige, sich erkundigen dürfen."

„Ein Beispiel erklärt vielleicht mein Bedenken. E Majestät haben heute Nachmittag den General v. Rado empfangen, und der General war über eine Stunde im Arbei kabinet. Wenn morgen früh der Minister v. Manteuffel in Zeitungen liest, daß Eure Majestät seinen Vorgänger im A so lange gesprochen, so wird ihn dies beunruhigen, auch Publikum wird es weitgehende Kombinationen hervorrufen. erhielt ganz zufällig Kenntniß davon, als ich dem Kammerdie das Programm für den heutigen Abend brachte. Wie sollte da nun ohne Genehmigung Eurer Majestät das Richtige th Kann ich wissen, oder sollte ich vielleicht kombiniren, ob E Majestät wollen, daß jemand von dieser Audienz erfährt? M guter Wille könnte da mehr schaden als nützen."

Der König sah mich mit einem unbeschreiblichen Gesic an, so fein, so lächelnd, so einstimmend und dabei so unzufried wie nur er ein Gesicht machen konnte, und sagte mit Berlinischem Ausdrucke:

„J, sehn Sie 'mal!" —

„Richtig wäre doch solch eine Mittheilung gewiß, und würde sich auch unstreitig recht pikant und fesselnd façonni lassen; ob aber irgend jemand mit dieser Art von Richtigkeit Lesbarkeit zufrieden sein würde, ist eine andere Frage."

Damit wurde das Thema verlassen. Eine Frage irgend einer ganz gleichgültigen Sache ist die Form Fürsten, das Gespräch von Unliebsamem abzulenken. So es auch hier. —

In dem Abschnitt „Als Vorleser" habe ich erwähnt, ich im Jahre 1851 nach der Huldigung in Hohenzollern Lindau am Bodensee nach der Schweiz, und zwar nach Neusch

ging. In jenen Abſchnitt paßte aber das Folgende nicht und möge daher hier eine Stelle finden.

Auf dem Dampfſchiffe, welches den König mit dem ganzen Gefolge von Mersburg nach Lindau brachte, wurde ich plötzlich zum Könige gerufen, der, nicht weit vom Steuermann allein ſitzend, die Alpenkette auf dem ſchweizer Ufer betrachtete.

„Ach, da ſind Sie ja, Schneider! Illaire hat Mir erzählt, Sie hätten Luſt, von hier aus einen Abſtecher nach der Schweiz zu machen und zwar bis Neufchatel. Iſt das richtig?"

„Ich geſtehe, daß ich dieſen Entſchluß auf der Burg Hohenzollern gefaßt, als ich unter der Deputation aus Neufchatel einige liebe Freunde und Bekannte fand. Nach dem Erhebenden und für jeden Preußen Erfreuenden, was ich bei der Huldigung der älteſten Stammlande in Hohenzollern geſehen, iſt es mir ein Bedürfniß, auch das Land noch kennen zu lernen, wo ſo treue Royaliſten unter ſchmählichem revolutionären Drucke leben und die Hoffnung nicht aufgeben, wieder zu Preußen zu kommen."

„Wie gern ginge Ich Selbſt mit Ihnen. Ich bin ſtolz darauf, ſo treue Unterthanen in dem wüſt regierten Neufchatel zu haben. Ihre Deputation hat Mich aber ſchon in Baden-Baden in Verlegenheit geſetzt, und daß einige von ihnen auch zur Huldigung mit nach Hohenzollern gegangen ſind, noch mehr. Es kann nicht ausbleiben, daß dieſe an ſich hoch erfreuliche Demonſtration ſowohl Mir politiſche, als den Deputirten ſchwere ſoziale Verlegenheiten bereiten wird. Schon die Beſitznahme von Hohenzollern iſt vielen ein Dorn im Auge, und man wird jene Deputation Mir zur Laſt legen, weil Ich gerade in der Nähe bin. Sie thun Mir alſo einen Gefallen, wenn Sie von Lindau aus, wo Ich das ganze Gefolge entlaſſe, auf einem beliebigen Wege nach Neufchatel gehen, erſt Ihren Freunden und allen, bei denen Sie durch dieſe Zutritt erhalten können, ſagen, daß Ich ſie alle tief in Meinem Herzen trage, daß Ich ihnen dankbar für dieſen Beweis ihrer Liebe und Treue bin, —

Ich halte ihn für eine That von größter Bedeutung, — daß Ich sie aber bitte, keinen unbesonnenen Schritt zu thun und sich nicht von ihrem ehrenwerthen Eifer hinreißen zu lassen, sich selbst und Mich Europa gegenüber in schwere Verantwortung zu verwickeln. Es klang Mir so etwas aus den Worten einzelner Deputirten heraus. Thun Sie, was Sie können, um die Gemüther zu beruhigen. Jetzt geht es nicht! Jetzt kann Ich nicht! Ich konnte weder Meinen wahrhaft noblen Neufchateler Vasallen, noch kann Ich Ihnen sagen, warum es jetzt nicht geht; aber Sie sollen Mir nur vertrauen. Was man im Herzen trägt, vergißt man nicht!" —

Ich war sehr betroffen über diesen Auftrag, da der König bis dahin noch nie mit mir von solchen Dingen gesprochen hatte. Aus der Vergnügungsreise war somit plötzlich eine politische Mission geworden, zu der ich mich nicht recht zu verhalten wußte, um so weniger, als der Zweck des Auftrages meinen Wünschen vollständig widersprach. Ich hatte Hohenzollern allerdings für eine bequeme Etappe auf dem Wege nach Neufchatel gehalten und war darin noch durch den folgenden Vorgang bestärkt worden, der einen tiefen Eindruck auf mich machte.

Nach dem so überaus feierlichen Huldigungsakte auf der Burg Hohenzollern wurde der Grundstein zu dem neuen Thor- und Befestigungsthurm gelegt. Als die Vornehmsten der Anwesenden die üblichen Hammerschläge gethan und die Ceremonie fast zu Ende war, holte man aus der Menge der Zuschauer, unter denen sich auch einige Mitglieder der Neufchateler Deputation befanden, den Hauptmann a. D. v. Reynier, welcher früher im Garde-Schützen-Bataillon gedient und bei dieser Gelegenheit seine alte Uniform angelegt hatte, an den Grundstein heran und ließ auch ihn drei Hammerschläge auf denselben führen. Nur wenige mögen den Vorgang bemerkt, niemand vielleicht unter den Zuschauern die tiefe Bedeutung dieser Auszeichnung erkannt haben. Mir war sie klar. Man wollte damit

zu erkennen geben, daß dieſe Veſte, die ſich Preußen hier ſo nahe an der Schweiz baute, für Neufchatel von Wichtigkeit werden könne. Nach ſechshundertjähriger Trennung war der blühendſte Zweig des alten Zollerngeſchlechtes wieder in ſeine Stammburg zurückgekehrt. Konnte das keine Vorbedeutung für die einſtige Rückkehr der Fürſten von Neufchatel in ihre Burg am Fuße des Jura ſein? Das Fundament der Treue war ja vorhanden und aufs neue durch Hammerſchläge geweiht.

Für ſolchen Traum wollte nun freilich mein Auftrag nicht paſſen; weil ich aber einen Auftrag hatte, durfte ich keine Meinung haben.

Ueber Rorſchach, St. Gallen, Brunnen, Luzern und Bern kam ich nach Neufchatel, wo die republikaniſche Herrſchaft in vollſter Blüte ſtand und ich ſehr vorſichtig ſein mußte, keinen Verdacht zu erregen. Im Val Travers ſuchte ich zuerſt meinen Freund, den Hauptmann — dort Kolonel titulirt — Reynier, auf ſeiner köſtlichen Beſitzung auf und fand ihn noch ganz voll von der ihm auf der Burg Hohenzollern widerfahrenen Ehre. Die Erbitterung, mit welcher er von dieſen „républicains“ ſprach, und was er mir von den dortigen Zuſtänden erzählte, ließ mich allerdings einſehen, daß, wenn der König jetzt keine Erhebung der Royaliſten gegen die ſchweizer Gewaltherrſchaft wolle, es die höchſte Zeit war, von jedem gewaltſamen Unternehmen abzurathen; denn die Erwerbung der ſo nahen hohenzollernſchen Lande, die Anweſenheit des Königs unmittelbar an der Grenze der Schweiz, die Deputation der Royaliſten und die Verfolgungen, Schmähungen und Beleidigungen, denen ſich die Mitglieder dieſer Deputation ſeit ihrer Rückkehr nach Neufchatel ausgeſetzt ſahen, hatten ein Feuer angeſchürt, das nur nach einem Luftloch ſuchte, um in heller Flamme aufzulodern. Meine Botſchaft fand daher keine beſonders freundliche Aufnahme bei Reynier und ſeinen nächſten Nachbarn, die ſofort zuſammengeholt wurden, um den „Messager de notre Oncle“ zu hören; denn

„Onkel" wurde unter den Royaliſten der König genannt, wenn in Gegenwart Andersgeſinnter von ihm geſprochen werden ſollte. Man hatte Ermuthigendes, Anfeuerndes erwartet und ſollte ſich beruhigen, vertröſten laſſen.

Von La Métairie de Boudry, der Beſitzung Reyniers, ging es nach Colombier zu dem Kolonel Meuron, ebenfalls einer Bekanntſchaft vom Garde-Schützen-Bataillon, wo mir zu Ehren eine große Geſellſchaft verſammelt war, deren Verehrung, Liebe und Anhänglichkeit für den König mich tief ergriff. So wie hier habe ich die Geſundheit des „Oncle" nie trinken ſehen. Im petit comité wurden dann nach der Tafel die politiſchen Verhältniſſe beſprochen. Alle Welt ſah ein, daß der König von ſeinem Standpunkte aus Recht habe; aber es wurde den ritterlichen und ehrlichen Royaliſten ſchwer, ſehr ſchwer, noch länger die Verfolgungen und Ueberhebungen der republikaniſchen Machthaber zu ertragen. Mit dem Verſprechen, dem Könige berichten zu wollen, daß ſie gehorchen würden, trennte ich mich von den alten und den neu erworbenen Freunden. Nur Zufall bewahrte mich fünf Jahre ſpäter vor einer ſchweren Verantwortung, welche mir die Bekanntſchaft mit den Neufchateler Royaliſten gewiß aufgeladen haben würde, wenn es nach meinem Wunſche und Fühlen gegangen wäre.

Im Juli 1856 machte ich mit meiner Frau eine Erholungsreiſe den Rhein herauf nach der Schweiz. Gleich von Baſel aus ſchlug ich den Weg über Neufchatel ein, um die liebgewordenen Freunde wieder zu ſehen. Ich hatte am letzten Vorleſe-Abende den König gefragt, ob er mir keinen Auftrag an dieſelben Perſonen mitzugeben habe, denen meine Sendung vor fünf Jahren gegolten.

„Nein!" — war die Antwort des Königs — „nur daß Ich keinen der Treuen dort vergeſſen habe, daß Ich oft ihrer Leiden gedenke, und daß Ich ſie nie aufgeben werde."

Ich erwähne dieſe anſcheinend unbedeutenden Worte ſo

il ſie durch die Ereigniſſe eine nicht geahnte Bedeu-
lten.

leufchatel angekommmen, traf ich ſchon in der Stadt
: Freunde. Der „Cercle", das Rendezvous der
, war verödet, und ſowohl im Val Travers wie in
waren die Herrſchaften ſämmtlich verreiſt. Ein
s Kolonel Meuron, der mich wiedererkannte, flüſterte
nnißvoll zu, ſein Herr und „die Anderen" ſeien auf
)ſſe des Grafen Rougemont bei Thun; da werde ich
:iſammen finden. Der geheimnißvolle Ton, mit dem
: wurde, frappirte mich zwar, ich legte aber kein be-
Gewicht darauf und erinnerte mich deſſen erſt ſpäter,
)aliſtiſche Erhebung ausgebrochen und fehlgeſchlagen war.
:immt verließ ich Neufchatel, ging über Genf, Vevey,
und Bern in das Berner Oberland und kam auf dem
ffe von Thun auch an dem Schloſſe Schadau des
lougemont vorüber. Als mir auf dem Schiffe der
:ſes ſo überaus reizend liegenden Schloſſes genannt
ollte ich das Schiff verlaſſen, um die hoffentlich dort
:ſenden Herren wenigſtens auf einen Augenblick zu be-
Ein Anlegen des Schiffes war aber erſt bei der
Station ſtatthaft, und ſchon während der Beſprechung
Kapitän waren wir ſo weit an dem Schloſſe vorüber,
ie Idee, ſehr wider meinen Willen, aufgab.

der Rückreiſe nach der Heimat in Stuttgart ver-
las ich in den Zeitungen von der in Neufchatel fehl-
en royaliſtiſchen Erhebung und fand unter den Ge-
bis auf Reynier, die Namen aller ſeiner Freunde.
ie Wendung hätte es für mich nehmen können, wenn
ß Schadau beſucht und dort die Führer der Bewegung
beiſammen gefunden hätte; denn zwei Tage nach meinem
ihren an dieſem Schloſſe war die Bewegung in Neuf-
)gebrochen. Noch jetzt habe ich nicht den geringſten

Zweifel, daß ich den Zug nach Neufchatel mitgemacht haben würde, alſo auch gefangen und als „Abgeſandter des Königs von Preußen“ beſonders ſchlecht behandelt worden wäre. War doch meine Anweſenheit dort ſchon im Jahre 1851 von den ſpionirenden Gewalthabern bemerkt und in den ſchweizer Zeitungen beſprochen worden. Mein Erſcheinen bei dieſer Erhebung wäre aber der ſchlagendſte Beweis geweſen, daß König Friedrich Wilhelm IV. der Anſtifter des ganzen Komplots war; wie das ja auch von der ſchweizer und der mit ihr ſympathiſirenden Tagespreſſe mit vollſtem Aplomb behauptet worden iſt. Jene Worte beim Abſchiede auf Sansſouci beweiſen aber, daß der König nicht das Geringſte von dem Vorhaben ſeiner Treuen gewußt; denn ſonſt würde er mir irgend einen Auftrag gegeben haben, da er ja wußte, daß ich mit dieſen Herren bekannt war, — hatte er mir doch ſelbſt Grüße an ſie mitgegeben. — Oder er hätte mir abgerathen, vielleicht einfach verboten, dorthin zu gehen, wenn er mir diesmal keinen Auftrag anvertrauen wollte und etwas von der Abſicht der Royaliſten wußte.

Uebrigens hatte ich 1856 ſchon eine weſentliche Veränderung im Lande gegen 1851 gefunden. Die fünfjährige Kantonherrſchaft hatte Neufchatel bereits überwiegend republikaniſirt, den Royalismus geſchwächt. —

Der Schluß des Abſchnittes „Le Meursius prussien“ möchte mit ſeinen Wortſpielen über das Wort „Weſte“ unverſtändlich ſein, wenn nicht eine Erklärung die Scherze erläutert. Der ganze Aufſatz iſt die unverändert gebliebene humoriſtiſche Beſchreibung der Reiſe, welche der König zur 150jährigen Huldigungsfeier 1852 nach der Grafſchaft Meurs gemacht, und wurde ſofort nach der Rückkehr niedergeſchrieben und an mehreren Sansſouci-Abenden vorgeleſen. Jene Wortſpiele beziehen ſich auf folgenden, nur dem Könige bekannten Umſtand.

Ein Schneidermeiſter in Meurs hatte dem Könige eine Weſte geſchenkt, mit der Bitte, dieſelbe aber auch als eine Er-

. an Meurs zu tragen. Sie war von feinem gelb
ı Zeuge, mit ſauberen Stickereien bedeckt und hatte in
end des Herzens ein in den richtigen Farben geſticktes
der Grafſchaft ſauber eingenäht, damit der König
am Herzen tragen möge. Nach der Rückkehr von dort
König mir dieſe Weſte mit dem Wunſche übergeben,
e ſie an den Vorleſe-Abenden tragen. Der Geheime
ier ſagte mir, erſtens ſei die Weſte für den König zu
eng, und zweitens paſſe eine geſtickte gelbe Weſte doch
nicht zu dem Uniforms-Ueberrocke, den der König ge-
trug. Die gut gemeinte Bitte des Meurſer Schneiders
ı König aber erfreut und ſolle wenigſtens auf dieſe
:füllt werden. Die gelbe und geſtickte Weſte wollte zwar
: nicht zu dem ſchwarzen Fracke paſſen, wurde aber
geachtet bis zur Unbrauchbarkeit getragen und iſt als-
m Muſeum in Monbijou übergeben worden. Daher
t unverſtändlichen Wortſpiele am Schluſſe jenes Ab-
, die nur der König verſtehen ſollte und konnte.
r ebenfalls in jenem Abſchnitte erzählte Vorgang mit
mpernickel in Dortmund erfordert hier eine Vervoll-
ıg. In humoriſtiſcher Weiſe, da es für die Vorleſung
ſouci beſtimmt war, habe ich dort geſchildert, wie ich
ge in Dortmund beſtellte Laibe Pumpernickel gekommen
)er König amüſirte ſich über mein Unglück und hatte
erz ſo gut im Gedächtniß behalten, daß ich auf über-
: Weiſe einige Monate ſpäter daran erinnert werden ſollte.
li machte der König eine Reiſe an den Rhein zu den
Manövern, und um die Kaiſerin von Rußland aus
enbad abzuholen. Beim Anhalten des Zuges in Dort-
ourde ich plötzlich aus meinem Coupé zum Könige ge-
er mich fragte:
ier war es ja wohl, wo Sie auf der Reiſe nach Meurs
:en Pumpernickel gekommen ſind? Diesmal habe Ich

dafür geſorgt, daß Sie nicht wieder ſo ſchmählich darum kommen ſollen. Ich habe einen Rieſenlaib für Sie beſtellt, und wenn wir nach Potsdam zurückkommen, werden Sie ihn durch Schöning erhalten."

Es zeugt das ganz von der liebenswürdigen Freundlichkeit, mit welcher der König ſo gern allen, die ihn umgaben, eine Freude machte oder eine Aufmerkſamkeit erwies. —

Die ſtreng ſittliche Natur des Königs wies jede Zweideutigkeit, jeden Scherz mit unſittlicher Pointe auf das entſchiedenſte zurück, und niemand durfte es in ſeiner Gegenwart wagen, Lascives zu ſagen; die ganze Atmoſphäre, welche den König umgab, war eine durchaus ſittliche, und Leichtfertiges durfte ſich in ſeiner Nähe nicht brüſten. Ich war einige Male Zeuge, wie der König bei Manövern und Jagden in ſehr luſtiger Geſellſchaft ein freies Wort nach dieſer Richtung hin ſehr empfindlich durch ein „Pfui!" zurückwies und den beſtürzten Erzähler merken ließ, daß er dergleichen nicht hören wolle. Dagegen waren Pointen, wie Till Eulenſpiegel ſie ſeinen Schwänken zu geben pflegt, ſtets willkommen und wurden auch mit der größten Unbefangenheit weiter erzählt, gewöhnlich mit Nennung der Perſon, die ihm zuerſt die ſkabröſe Geſchichte mitgetheilt. Ich habe einige frappante Vorgänge dieſer Art aufgezeichnet; hierher gehören ſie aber nicht.

Einen Vorgang muß ich indeſſen erwähnen, den wohl nur wenige Menſchen außer dem Könige erfahren haben mögen, der ihn aber jedesmal zu unauslöſchlichem Gelächter brachte, wenn irgend etwas ihn daran erinnerte.

Es war bei Gelegenheit der Reiſe des Königs nach Warſchau, als ich am Tage vor der Abreiſe morgens zum General v. G. kam und dieſen auf einem Stuhl ſtehend fand, während zwei Schneidergeſellen an einem anprobirten weißen Gala-Beinkleide herum experimentirten, um einen tadellos ſtrammen Sitz deſſelben herzuſtellen. Erſtaunt, den General, der ſonſt nicht

viel auf Aeußerlichkeiten gab, ſo ſorgfältig auf einen ſtrammen Hoſenſitz dringen zu hören, wurde ich belehrt, daß es ja nach Warſchau gehe und der Kaiſer Nikolaus bekanntlich auf dergleichen viel halte. Dies Beinkleid nun ſollte zu ſeltſamen Mißverſtändniſſen führen.

An anderer Stelle habe ich erzählt, daß in Myslowitz der Kaiſer den ankommenden König überraſchte. In der Verwirrung, die das verurſachte, mochten jene unglücklichen Galahoſen vielleicht zu ſtramm angezogen worden ſein, kurz, als General v. G. in den Salonwagen zum Kaiſer und Könige einſtieg und ſeine Verbeugung machte, platzten die Hoſen, und zwar in ſo übler Weiſe, daß, wie bei Knaben „im Flügelkleide", das Hemd ſofort weit herausdrängte und der angerichtete Schaden von der Uniform durchaus nicht vollſtändig bedeckt wurde. Im Schreck darüber hatte der General ſich danach umſehen wollen und war dabei mit der Stirn gegen die Thür gerannt, ſo daß ein Stückchen Haut verletzt, während der Fahrt immer röther und endlich blutrünſtig wurde. Da der Zug ſofort abfuhr, retirirte der General auf einen Eckplatz, ſetzte ſich dort krampfhaft feſt und hoffte, den Schaden in Warſchau verbeſſern laſſen zu können, bis dahin aber ſich nicht aus ſeiner Ecke weg zu begeben, ſo daß ſeine Nordſeite gedeckt blieb. Von der blutrünſtigen Stirn wußte er nichts, da er eben in der Verwirrung keinen Schmerz gefühlt hatte. Nun ging alles ganz gut bis Skierniewice, wo die Kaiſerin den Gemahl und den Bruder erwartete und die Begrüßung auf dem Perron ſtattfand. Der General war natürlich nicht mit ausgeſtiegen und freute ſich der Nähe Warſchaus, wo er hoffen konnte, unbemerkt zu entſchlüpfen. Welcher Schreck aber, als die Kaiſerin den König fragte: „Haſt Du denn G. nicht mitgebracht?" — Sofort rief der König in den Wagen hinein: „Wo ſind Sie denn, G.? Meine Schweſter will Sie ſehen!" — Nun half es nichts, der General mußte heraus. In möglichſt gerader militäriſcher Haltung, die Rückſeite aufs

äußerſte zuſammenpreſſend, ſtand er vor der Kaiſerin, von den Coupés aus konnte aber das nicht ausgeſtiegene Gefolge leider deutlich ſehen, daß dem General das weiße Taſchentuch doch etwas zu weit unter der Uniform hervorhing, was bei der kleinen, kugelrunden Geſtalt allerdings ungemein komiſch ausſah, obgleich niemand den wahren Sachverhalt ahnte und man die ungewöhnliche Erſcheinung einſtweilen noch durch ein harmloſes Taſchentuch erklärte.

Die Kaiſerin reichte dem General die Hand zum Kuſſe, und da ſie dabei natürlich den blutrünſtigen Fleck auf ſeiner Stirn ſah, fragte ſie:

„Ihnen iſt ein Unglück paſſirt, lieber G.?"

Der General, welcher ſehr begreiflich nur einen Gedanken hatte, bezog auch dieſe Frage darauf und antwortete im Schreck, daß die Kaiſerin davon wußte:

„O nein, Eure Majeſtät! daß ich nicht wüßte!"

„Aber Ich ſehe es ja; es muß Ihnen ja wehe thun."

„Sehen? das iſt nicht möglich, Eure Majeſtät!"

„Aber Ich bin doch nicht blind, Sie ſind ja blutrünſtig! — Wie iſt denn das zugegangen?"

„Blutrünſtig? auch das noch! das wäre ja fürchterlich. Ich habe es dem Schneider ſo dringend ans Herz gelegt —"

„Iſt Schneider auch mitgekommen? Das wird Meinem Mann ſehr angenehm ſein. — Sie müſſen aber wahrhaftig kalte Umſchläge machen, ſonſt reißt ſo etwas ein."

„Nein, Eure Majeſtät, einreißen kann es nun wohl nicht weiter; und was kalte Umſchläge helfen könnten — ſo weiß ich doch nicht —"

Damit wurde die Unterhaltung durch das Hinzutreten des Kaiſers unterbrochen. General v. G. zog ſich rückwärts in ein anderes Coupé zurück, weil nun die Allerhöchſten Herrſchaften zuſammen im Salonwagen bis Warſchau fuhren. Hier löſte ſich denn das Räthſel, als man ſich theilnehmend nach dem

blutbrünstigen Fleck an der Stirn erkundigte, und auch der eigentliche Schaden ließ sich unter Assistenz der Coupé-Gesellschaft bis zur Ankunft in Warschau repariren. Noch lange nach der Rückkehr sprach der General in Potsdam oft von diesem unglaublichen Quid pro quo und schilderte seine Lage bei den Fragen der Kaiserin als eine entsetzliche! —

Eine für mich freudige, ja stolze Eigenthümlichkeit meines Verhältnisses zum Könige war wohl, daß er mir, außer einer Lampe, nie etwas geschenkt hat. Bei der Neigung, die er hatte, seine Umgebung zu beschenken, kann ich nur annehmen, daß er gewußt, wie unangenehm mir jedes Geschenk für Dienste war, die ich von Herzen und mit ganzer Treue leistete. Vielleicht haben ihm die Generale v. Rauch und v. Gerlach, welche meine Denkungsart in dieser Beziehung kannten und z. B. wußten, daß ich sechs Jahre lang die „Wehrzeitung" ohne die geringste Remuneration redigirt habe, gesagt, daß ich durch Geschenke mich eher gedemüthigt als beglückt fühlen würde. Mit der erwähnten Lampe hatte es folgende Bewandtniß.

Der Weihnachtsheiligabend war auf einen Sonnabend gefallen und ich nicht abbestellt worden. So mußte ich nach Charlottenburg hinausfahren und mich wenigstens melden. Natürlich war man verwundert, daß ich nicht selbst berechnet, wie an einem Bescherungsabende doch keine Lektüre in der königlichen Familie stattfinden werde; man wäre aber gewiß noch viel verwunderter gewesen, wenn ich mich auf eigene Hand von dem Erscheinen dispensirt hätte. Natürlich wurde ich nach Hause geschickt. Am anderen Morgen erhielt ich aber durch den Geheimen Kämmerier Schöning eine Lampe mit der Bemerkung, der König habe dieselbe für mich bestimmt, als er gehört, daß ich, wie alle Sonnabende, gekommen sei, weil man mich nicht abbestellt habe. Diese Lampe und der Pumpernickel in Dortmund sind das Einzige, was ich je vom Könige in einem zehnjährigen ganz persönlichen Dienste erhalten. Der König muß darin etwas

gemeint oder gewollt haben; denn die Sache ſelbſt war ſogar anderen Perſonen bei Hofe auffällig. Ich kann mir wenigſtens bei folgendem Vorgange nur die Abſicht des Königs denken, mir nichts — ſelbſt eine Kleinigkeit nicht — ſchenken zu wollen, denn eine andere Erklärung würde nicht ausreichen.

Zu Oſtern ſendet die königliche Porzellanfabrik in jedem Jahre dem Könige eine Anzahl vorzüglich ſchön gemalter Oſter-Eier von Porzellan, die der König an den Oſterfeiertagen gewöhnlich den Familienmitgliedern und Perſonen der nächſten Umgebung ſchenkt. An einem Oſterfeiertage war der König allein nach Potsdam gekommen, hatte abends Lektüre auf dem Stadtſchloſſe befohlen und dazu nur Offiziere einladen laſſen. Nach dem Souper wurde dem Könige der Kaſten mit zwölf ſolchen Porzellan-Eiern gebracht, weil die Zahl der Anweſenden mit mir gerade zwölf betrug. Jeder einzelne der anweſenden Generale und Stabsoffiziere erhielt ein ſolches Ei, auch der einzige Civiliſt außer mir, Kabinetsrath Niebuhr, nur ich nicht. Als daher eins übrig blieb, ſah der König ſich am ganzen Tiſche um; auch mich, da ich gerade gegenüber ſaß, ſah er an, ſagte dann aber: „Es iſt noch eins übrig; da, Niebuhr, Sie ſollen zwei haben!"

So ging ich leer aus, ich geſtehe, zu meiner Verwunderung; denn das Ei wäre kein Geſchenk und namentlich kein werthvolles, wohl aber eine Aufmerkſamkeit geweſen. Deuten kann ich mir auch jetzt den ſonderbaren Vorgang nur ſo, daß alle anderen eingeladene Gäſte, ich aber der Dienſtthuende war. Aber auch das iſt vielleicht, bei der ſonſtigen Vertraulichkeit des Königs für mich, eine zu ſubtile Auslegung. —

Bei der Erwähnung des Kabinetsraths Niebuhr kann ich nicht umhin, des eigenthümlichen Verhältniſſes zu erwähnen, in welches ſich derſelbe während der Abendgeſellſchaften des Königs zu Alexander v. Humboldt ſtellte. Er war der einzige, der es wagte, dem berühmten Gelehrten rückſichtslos zu widerſprechen.

ihr war ein junger Mann, und die Bestimmtheit, mit
r er in seinem gründlichen Wissen bei jeder Gelegenheit
den für unfehlbar gehaltenen Greis auftrat, hatte etwas
zendes. Es war mir allerdings auch einige Male vorge-
en, daß v. Humboldt in der märkischen Geschichte und in
erdingen mit großem Aplomb Unrichtiges sagte; ich hätte
aber nicht unterstanden, selbst ganz abgesehen von der Um-
g, ihm zu widersprechen oder ihn berichtigen zu wollen.
hr war aber sofort, in Gegenwart des Königs und un-
t, mit Aeußerungen wie: „Excellenz, das ist nicht so!" —
„Das hängt anders zusammen!" bei der Hand, und das
e Gespräch ergab dann auch gewöhnlich, daß Niebuhr Recht
Aber selbst die Ueberzeugung, die man dadurch von dem
lichen Wissen Niebuhrs gewann, milderte das Verletzende
Auftretens nicht.

Ich konnte das anfangs nicht begreifen und fühlte, wie
dies v. Humboldt thun mußte, der seit langen Jahren
mt war, allein das Wort in den Abendgesellschaften des
rinzen und des Königs zu führen. Später ist mir auch
Schroffheit Niebuhrs erklärlich geworden. Er nannte den
mten greisen Gelehrten einen ungründlichen Vielwisser, der
alle möglichen Dinge, die er nicht genau kenne, spreche und
geschickt zusammenzuschreiben verstehe, was andere gedacht
rfunden. Zu der Zeit, als ich in die Hofverhältnisse ein-
schien mir dieses Urtheil ebenso ungerecht, wie anmaßend;
habe ich es wohl erst verstohlen, dann lauter auch von
en aussprechen hören, wozu aber wohl die Enthüllung
Charakters durch die Varnhagensche Literatur beigetragen
mag. Niebuhr war ein treuer Diener seines königlichen
n, v. Humboldt aber kein treuer Freund seines so un-
pflich gnädigen königlichen Freundes. Als ich den Abschnitt
Vorleser" schrieb, waren jene Indiskretionen einer Ludmilla
g noch nicht erschienen, ich scheute mich also auch, meine

Erfahrungen und Bemerkungen niederzuschreiben, weil mir d
niemand geglaubt hätte; jetzt werde ich freilich auch hier a
richtig und wahr sein können, ohne daß ich in den Verda
einer persönlichen Gereiztheit falle.'

Daß v. Humboldt falsch gegen Jedermann war, ge
seinen königlichen Freund und gegen alle seine Freunde — a
die, mit denen er im zärtlichsten Briefwechsel stand — w
jetzt die Welt, und es ist unstreitig die Ursache, weshalb er
rasch vergessen und ihm kein Monument errichtet worden
wofür bald nach seinem Tode viele schwärmten. Ich habe sc
erzählt,*) daß v. Humboldt mir in Sanssouci mit der gröss
Freundlichkeit entgegenkam, daß ich mich durch dieses Notiznehm
von Seiten des so berühmten Mannes hoch geehrt fühlte, u
daß ich gar nicht ahnte, wie unangenehm ihm meine bald re
mäßig werdende Erscheinung sein mußte. Auffallend war
allerdings die Schärfe und sogar Malice, mit welcher er ü
Personen urtheilte, die gleich ihm sich der höchsten Gunst
Königs erfreuten; aber ich hatte wirklich eine zu große Ehrfu
vor der außerordentlichen Erscheinung, als daß ich mich ge
irgend jemand darüber zu äußern wagte. Gleich das erste M
wo er sich mit solcher Malice, aber auch mit jener leisen Stim
süß und verbindlich lächelnder Miene über den Geheimen Hofr
Tieck aussprach, stand ich starr und wußte nicht, ob ich mei
Ohren trauen sollte. Der König hatte nämlich zu Potsdam
der Straße am Obelisken, gegenüber der Mauerstraße, das e
malige Wittmeyersche Haus expreß für Ludwig Tieck zur Wohn
einrichten und deshalb mit dem Bildwerke einer lesenden M
verzieren lassen. Tieck bezog diese Wohnung nur im Somm
und als er während des Sommers 1848 in Berlin blei
mußte, es aber für die damaligen so schwierigen Verhältnisse
Sanssouci wünschenswerth erschien, für den General-Adjutan

*) Siehe den Abschnitt: „Als Vorleser".

Rauch eine Wohnung ganz in der Nähe des königlichen
ohnſitzes zu haben, ſchrieb der Hofmarſchall Graf Keller an
ieck und ließ anfragen, ob es ſein Befinden geſtatte, daß er
i Herbſte noch nach Potsdam herüberkäme; wenn nicht, ſei es
ünſchenswerth und nothwendig, daß ein General-Adjutant des
önigs die Wohnung bezöge. Ich weiß nicht, ob ſich die Sache
verhalten hat, denn ich kenne den Hergang nur aus dem
unde v. Humboldts, und v. Humboldt brodirte ſeine Er-
hlungen ebenſo feſſelnd als, wie ich glaubte, abſichtslos. Un-
rgeßlich ſind mir aber die Worte, mit denen er mir die ab-
ſlägige Antwort Tiecks mittheilte:

„Was ſagen Sie nur dazu? Schlägt der alte Narr das
m Könige ab! Es iſt zwar kein Vorzug, wenn ſich Sansſouci
ch mehr mit General-Adjutanten bevölkert; aber er hätte doch
denken ſollen, daß Seine Majeſtät ſich aus ſeinen Vorleſungen
hts macht, und daß er die Wohnung nur für ehemalige Ver-
nſte erhalten hat."

So ſprach Alexander v. Humboldt von einem Manne, der
ſeinen intimſten Freunden gehörte. Später gewöhnte ich
ich zwar an dieſe hämiſche Unterhaltungsweiſe, glaubte aber
meiner Argloſigkeit und Verehrung immer noch nicht, daß
e ſich auch gegen mich richte. Leider ſollte der Beweis für
ine Falſchheit und erzwungene äußerliche Freundlichkeit auch
gen mich geführt werden — aber erſt nach ſeinem Tode und
ch dem Erſcheinen der Varnhagenſchen Briefe im Jahre 1864,
o ich — wahrlich unerwartet — von Carl v. Holtey aus
reslau folgenden Brief empfing:

Unter den von Ludwig Tieck hinterlaſſenen Brief-
ſchaften, welche ich auf den Wunſch ſeiner Tochter für den
Druck ordne, befinden ſich auch allerlei Morgenbilletchen
Alexanders v. Humboldt, in denen es, wie Sie denken können,
nicht an ſolchen fehlt, wo die Krallen aus den ſammetnen

Katzenpfötchen herauskratzen. Wiewohl ich nun weit en
fernt bin, dergleichen Neckereien dem Herzen des groß
Mannes anzurechnen, sondern sie vielmehr mit einer ihm z
zweiten Natur gewordenen Gewohnheit entschuldige, bin ich do
fest entschlossen, alles wegzulassen, was den, durch Varnhag
schon mehr denn zu viel Verdächtigten noch weiterhin ve
dächtigen könnte. Ich zweifle nicht, daß er auch Ihnen, wei
er beim Könige mit Ihnen zusammentraf, stets nur d
streichelnde Sammetpfötchen gezeigt haben wird, so daß S
sich vielleicht durch beiliegende Spuren der Krallen una
genehm berührt fühlen. Jedenfalls ist es besser, daß die
kleine Perfidie unter uns bleibt, und ich war schon vor ac
Tagen, wo ich diese Zeilen dechiffrirte, entschlossen, sie Ihn
zu übersenden — zu beliebigem Gebrauch. — —

Breslau, den 27. Februar 1864.

Ihr

herzlich ergebener C. v. Holte

Der im Originale von mir aufbewahrte Brief Humboldt
an Tieck lautete nun:

Theurer, verehrter Freund! Eine starke Erkältung, d
mir die nothwendigen und häufigen Eisenbahnreisen zugezoge
hindert mich heute wieder, Ihnen das „Hohe Lied" selbst z
bringen. Ich habe heute wieder auf mehrere Briefe un
Correspondenzen des vortrefflichen Dr. Böttcher freundlich
geantwortet. Der Mann träumt poetische Vorlesungen, d
wo es sich um „Sein und Nichtsein" handelt und wo d
„größte Wonne" (wir hatten sie noch gestern) das jämmerlic
Pathos und die bühnenhistorischen Späßchen des patriotisch
und militärischen Schauspielers Schneider sind. Ich g
unter. — Sie rettet geistig Ihre Einsamkeit. Mit alter
verbrüchlicher Verehrung Ihr

Sonntags. A. v. Humboldt.

Nach alledem, was die Welt um dieſe Zeit ſchon von Alexander v. Humboldt wußte, wunderte mich dieſes Morgenbilletchen zwar nicht beſonders, aber es ließ mich jetzt erſt erkennen, bis zu welchem Grade ich dem ſo bevorzugten, in jeder Beziehung glücklich ſituirten Mann widerwärtig und unerträglich geweſen ſein muß. Ich ſah in meinen Aufzeichnungen aus den Vorleſe-Abenden nach, aus welcher Zeit das Briefchen wohl herrühren könne, da es kein Datum trägt. Die Anführung der Anerbietungen eines Dr. Böttcher zu poetiſchen Vorleſungen in Sansſouci und der Ausruf des Königs: „Es iſt Meine größte Wonne, wenn Schneider uns etwas vorlieſt!“ brachten mir denn auch ſofort die Ueberzeugung, daß dieſes Katzenpfötchen Humboldts um dieſelbe Zeit mich kratzte, als er ſeinen „theuren, verehrten Freund“ Tieck in der Unterhaltung mit mir einen „alten Narren“ nannte. Das kennzeichnet zwar die Perſon, aber für die Scheltworte des Briefes bedarf es doch einiger Erklärungen.

Zunächſt ſtimme ich mit dem Urtheile Holteys überein, daß das Herz Humboldts von dieſer, zur zweiten Natur gewordenen ſturrilen und ſkeptiſchen Art unberührt blieb. Ich habe Beweiſe gehabt, daß er ſich mit größter Wärme aufſtrebender Talente annahm, daß er gern geiſtig und materiell Bedrückte förderte, und daß er für ſeine Umgebung liebevoll, dankbar und ſelbſt aufopfernd war. Er muß die Bosheit für beſonders geiſtreich gehalten haben und ſtand durch die Gunſt des Königs ſo durchaus exkluſiv, daß eine Erwiderung in gleicher Münze gar nicht an ihn heranreichte; ſonſt würde ſich allerlei Verletzendes für andere wohl in der naturgemäßen Reibung abgeſchliffen haben. Unwillkürlich legt er in ſeinem Schmerzensrufe an Tieck den Accent auf die beiden Eigenſchaftsworte, die ihm beſonders unangenehm an mir ſein mußten: der patriotiſche und militäriſche Schauſpieler. Beide Richtungen waren ihm fremd und antipathiſch, dafür bedarf es hier wohl keines Beweiſes. Be-

zeichnend ist es nur, daß er das einem Manne klagt, den der König auch schon längst nicht mehr vorlesen hören wollte, und daß er von sich selbst sagt: „Ich gehe unter!"

Das letztere war nun allerdings in dem Sinne wahr, als er seit meinem Erscheinen am Theetische des Königs seine frühere Alleinherrschaft über die Unterhaltung verloren hatte. Anfangs hielt er meine Vorlesungen für eine vorübergehende Laune des Königs, wie sie ja später mit Herrn v. Kleßheim, Scheerenberg, Professor Werder und v. Lepell auch noch vorkam, aber keine Wiederholung fand. Als aber meine Vorträge zur Gewohnheit wurden, verhehlte er sein Mißbehagen nicht. Er begann z. B., noch ehe ich hereingerufen wurde, irgend einen für den König oder den Hof besonders interessanten Artikel aus einer mitgebrachten französischen Zeitung oder den Brief irgend eines berühmten Mannes an ihn vorzulesen; aber kaum war der Thee getrunken, so unterbrach ihn der König: „Das andere können Sie uns ja morgen mittheilen, heute liest uns Schneider etwas vor." Auch während des Abendessens versuchte er es, einen anderen Gegenstand zur Sprache zu bringen; sowie indessen die Couverts fortgenommen waren, kam auch schon die Aufforderung: „Nun, Schneider, fahren Sie fort!"

Was war also natürlicher, als daß ich ihm eine unleidliche Person werden mußte. Ich wiederhole aber, daß er es mich nie, weder in Worten, noch in mir bemerkbaren Thaten, empfinden ließ und ich stolz auf seine Gunst und Freundlichkeit war. Er sprach gewöhnlich spanisch mit mir, als er aus einem meiner Vorträge erkannte, daß ich wohl der Sprache mächtig sei, und that das immer mit so vieler Liebenswürdigkeit, daß ich mich besonders in Gnaden bei ihm glauben mußte. Es schien ihm eine ganz absonderliche Freude zu machen, sich in einer aller Nahestehenden unverständlichen Sprache über Personen der Gesellschaft, den wachthabenden Offizier, die Kammerherren und selbst höher stehende Persönlichkeiten lustig zu machen. Ich will

ihm nicht nachahmen, sonst könnte ich in der That unglaublich Klingendes in dieser Richtung erzählen.

An Niebuhr hatte er nun seinen Mann gefunden und schien tief verletzt von der Rücksichtslosigkeit, mit welcher der so viel jüngere Gelehrte ihm entgegentrat. Ich wenigstens gestehe, daß es mir weh that, wenn ich mich auch überzeugen mußte, daß Niebuhr wissenschaftlich Recht hatte. Interessant waren diese Diskussionen in höchstem Grade, und es schien mir sogar, als ob der König sich darüber freute, wenn Humboldt in solchen Fällen vor den gelehrten Citaten Niebuhrs verstummen mußte. Humboldt wußte aber so hinreißend zu erzählen, hatte so viel selbst erlebt und mit so vielen merkwürdigen Personen verkehrt, daß nichts übertrieben oder mit Dichtung verbrämt erschien, sondern er stets das vollkommenste Zutrauen eroberte. Namentlich fesselte alles, was er aus der napoleonischen Zeit erzählte, selbst wenn es mit Gelesenem oder sonst Bekanntem nicht stimmte. Unbedingt gestand man ihm die Autorität des besseren Wissens und berechtigteren Urtheils zu.

So scharfsinnig und von der Geschichte bestätigt seine Urtheile über Verstorbene klangen, so durchaus irrthümlich bewiesen sie sich öfter über Lebende. Namentlich trat das bei der Entwickelung des Kaisers Louis Napoleon nach dem sogenannten Staatsstreiche ein. Als Präsidenten der Republik Frankreich nannte ihn v. Humboldt auf Sanssouci bei mehreren Gelegenheiten: „un imbécile!“ — „un rien!“ „une incapacité consommée!“ und blieb auch dabei, als endlich ganz Europa auf diesen merkwürdigen Mann aufmerksam wurde. Bei solchen Gelegenheiten pflegte dann der König mit seiner unbeschreiblich liebenswürdigen Art zu sagen: „Davon verstehen Sie nichts, Humboldt!“ was aber Humboldt — wenigstens anscheinend — nie übel nahm, indem er mit vollster Geschicklichkeit des Hofmannes das Gespräch sogleich fallen ließ.

Die wahrhaft betrübenden Enthüllungen, welche die Ver-

öffentlichung seiner Briefe an Varnhagen v. Ense dem Publikum über den Charakter des großen Mannes brachte, war für die Personen, welche ihn nicht näher gekannt, um so überraschender und schmerzlicher, als Jedermann wußte, mit welcher Gnade, Rücksicht und Freundlichkeit König Friedrich Wilhelm ihn überhäuft. Jedenfalls hat der König selbst nicht geahnt, wie der Mann seines täglichen Umganges ihm dafür dankte. Wie konnte er es auch, da v. Humboldt in Gegenwart des Königs oder so, daß es die Hofgesellschaft hören konnte, nie etwas Ungünstiges über irgend jemand sagte, sondern für alle und alles ein freundlich vermittelndes Wort bereit hatte. Selbst wenn er über Louis Napoleon anfangs so scharf aburtheilte, that er es wahrscheinlich nur, weil er die Abneigung des Königs gegen Revolution überhaupt und gegen die Napoleoniden kannte und beides zusammen am preußischen Hofe nur mit Abneigung besprochen werden konnte. Oft habe ich Empfehlendes und Freundliches über mir bekannte und unbekannte Personen gehört, nie etwas, was solchen Personen in diesem Kreise unverdient schaden konnte. Ganz umgewandelt war er aber, wenn er im Zwiegespräch, ungehört von anderen, über Personen und Dinge urtheilte und mit dem gewinnendsten Lächeln, leise, aber überlegt hörbar, über seine besten Freunde die unfreundlichsten Dinge sagte. Wenn der verstorbene Varnhagen v. Ense geglaubt hat, Humboldt sei wenigstens für ihn ein ehrlicher Freund gewesen, so war er eben so getäuscht über ihn, wie die Tausende, welche das während seiner Lebzeit nicht für möglich gehalten haben würden.

Zu mir sagte v. Humboldt einmal, als er gehört, wie Kaiser Nikolaus russisch mit mir gesprochen: „Varnhagen treibt ja auch Russisch. Vielleicht will er bei den Russen seine diplomatische Talente verwerthen, weil hier doch niemand etwas von ihm wissen will.“ Da ich Herrn Varnhagen v. Ense nicht kannte, so gi[illegible] diese Aeußerung v. Humboldts damals ganz unbeachtet an mi[illegible] vorüber. Als aber jene Humboldtsche Korrespondenz mit ih[illegible]

erſchien, da ſtand ſie plötzlich vor meinem Gedächtniß und ich fragte mich: Was kann den bevorzugten, beneideten, über alles Kleinliche ſo erhaben geſtellten Mann zu einer ſolchen Doppelzüngigkeit und Perfidie bewogen haben? Wenn je ein Menſch keinerlei Grund dazu hatte, ſo war es Alexander v. Humboldt. —

Falſch, grundfalſch und zugleich boshaft iſt König Friedrich Wilhelm IV. oft beurtheilt worden. Man braucht nur die Tagebücher von Varnhagen v. Enſe zu leſen, um zu fühlen, welches Unrecht dem wahrhaft edlen und geiſtreichen Fürſten gethan worden iſt; denn ſelbſt die Geſinnungsgenoſſen dieſes eben ſo verkannten wie demokratiſchen Diplomaten haben ſich doch des Urtheils nicht erwehren können, daß nur der verblendetſte Haß ſo über den König urtheilen konnte. Es lohnt in der That nicht der Mühe, alle die offenbaren Lügen, Verdrehungen und böswilligen Entſtellungen des ihm zugetragenen Geträtſches zu bezeichnen oder zu widerlegen. Für mehrere der in den Varnhagenſchen Tagebüchern mitgetheilten Vorgänge wäre ich wohl im Stande, nicht allein die Unwahrheit, ſondern auch die gefliſſentliche Bosheit der Darſtellung nachzuweiſen; aber wozu? Varnhagen hat ſich ſelbſt durch ſeine Aufzeichnungen dermaßen an den Pranger geſtellt, daß jeder anſtändige Menſch weiß, was er von ihm zu halten hat.

Ich habe kein Hehl daraus gemacht, daß ich mit der Regierungsweiſe König Friedrich Wilhelms IV. mich nicht befreunden konnte, daß ich das Unglück habe herankommen ſehen, wie es dann auch mit furchtbarer Pünktlichkeit eingetreten iſt; aber ich habe mich auch überzeugt, daß alle ſeine Irrthümer und Fehlgriffe ſtets aus edelſter Abſicht entſtanden, daß er immer das Gute und Große, das Schöne und Beſte wollte, daß aber freilich das Ideale nur zu häufig von dem Poſitiven überholt wurde.

Was iſt nicht alles auf Rechnung des Königs erfunden und erlogen worden! Engliſche und franzöſiſche Witzblätter ſtellten ihn gewöhnlich mit einer Champagnerflaſche in der Hand

dar, und doch war nicht ein wahres Wort an dieſen Schmählich
keiten. Der König war ungemein mäßig im Trinken. Jahr
lang habe ich ihn abends regelmäßig, mittags häufig beobachte
können; aber nie habe ich etwas geſehen, was dieſe Verleumdun
hätte rechtfertigen oder auch nur mit einiger Wahrſcheinlichke
hätte hervorrufen können. Allerdings erſchien der König, namentli
bei feierlichen Gelegenheiten, leicht erregt, war es aber jedenfall
mehr vom Reden, als vom Weine. Trank er dann nach eine
ſeiner hinreißenden Reden ſein Champagnerglas mit einer Oſter
tation, wie zur Bekräftigung des Geſagten, in einem Zuge aus
machte er auch wohl die Nagelprobe, ſo mußte es den Anweſenden –
und bei ſolchen Gelegenheiten waren es immer Hunderte von eber
falls Erregten — ſcheinen, als trinke der König gern und vie
Er ſelbſt erfuhr lange nichts von dieſen entwürdigenden Gerüchter
und erſt kurz vor ſeiner letzten Krankheit muß ihm etwas davo
bekannt geworden ſein; denn er ergriff die Gelegenheit eine
Deputationsempfanges, um ſich über die Bösartigkeit dieſer Ver
leumdung auszuſprechen. Gewiß hätte der König es ſchon frühe
gethan, wenn er es früher erfahren; denn er war aufs höchſt
empört über die erkennbare Abſichtlichkeit gerade dieſer Lüge.

Iſt es überhaupt das Loos der Fürſten, leicht verkannt z
werden, ſo hat Friedrich Wilhelm IV. wohl ſein reichſtes Thei
davon gehabt.

Als Vorleſer.

1848—1857.

Die erſte Wahrnehmung, daß Seine Majeſtät der König Friedrich Wilhelm IV. ein gewiſſes Intereſſe an meinen literariſchen Arbeiten nahm, wurde mir bei Gelegenheit des jährlich wiederkehrenden „Gewerbefeſtes", zu welchem ich regelmäßig eine humoriſtiſche Tiſchrede, ſpäter die Erklärungen der Hofemannſchen Tiſchkarten, Gedichte und ſonſt allerlei Gelegentliches ſchrieb. Jene Erklärungen wurden gedruckt und von mir gleich an Ort und Stelle zum Beſten der von mir damals geſtifteten „Unterſtützungskaſſe für hülfsbedürftige Schauſpieler" verkauft. Exemplare davon ſcheinen in die Hände des Königs gekommen zu ſein, denn im Jahre 1844 war ein königlicher Lakai einer der erſten, welcher ſich Exemplare kaufte und dabei äußerte, der König wolle ſie ſich heute Abend beim Thee vorleſen laſſen.

Später erfuhr ich, daß die „Berliniſchen Nachrichten", welche ich in der Spenerſchen Zeitung abdrucken ließ, häufig in der Abendgeſellſchaft des Königs, und zwar jedesmal von dem dienſtthuenden Flügel-Adjutanten vorgeleſen wurden, welche Nachricht mir von dem Oberſten (ſpäter Generallieutenant) v. Brauchitſch bei folgender Gelegenheit beſtätigt wurde. Der Verein der Aktionäre des Zoologiſchen Gartens — zu welchen ich durch

Zeichnung einer Aktie von 100 Thalern gehörte — feierte 18[illegible] ein Fest, bei welchem das Fleisch eines Zebu-Ochsen verzehrt werden sollte. Zu dem eben so belebten wie heiteren Diner im Englischen Hause hatte ich eine humoristische Tischrede geschrieben, welche eine so drastische Wirkung auf die Anwesenden machte, daß am andern Tage die Berichte in den Zeitungen von dem Scherze als etwas ganz Außerordentlichem sprachen. Am zweiten Tage nachher beehrte mich der Oberst v. Brauchitsch mit einem Besuche und sagte mir, daß er gestern den Dienst als Flügeladjutant bei Seiner Majestät gehabt, wo man von jenem Zeitungsberichte gesprochen und der König den Wunsch geäußert habe, meine Tischrede kennen zu lernen. Ich wußte in der That nicht, was ich antworten sollte, da jener Scherz nur für eine Männergesellschaft und die letzten Stadien eines fröhlichen, ja ausgelassenen Diners bestimmt war. Der Oberst v. Brauchitsch theilte meine Bedenken, daß dergleichen wohl nicht für eine Vorlesung in Gegenwart Ihrer Majestät der Königin und der Damen geeignet sei, sprach aber doch den Wunsch aus, den Befehl des Königs erfüllen zu können, um so mehr, als Allerhöchstderselbe befohlen habe, daß ein für alle Male alles, was von mir gedruckt erscheine, von den dienstthuenden Flügel-Adjutanten angeschafft und vorgelesen werden solle; ja daß dieser Befehl in das Dienstjournal der Flügel-Adjutanten eingetragen und so allen bekannt geworden sei. — Bei so ehrender und erfreulicher Mittheilung erbot ich mich, die fragliche Tischrede sofort umzuarbeiten und sie so zu gestalten, daß sie ohne Bedenken, freilich dann aber auch ohne so schlagende Wirkung, vorgelesen werden könne. Das geschah, und mit seinem freundlichen Danke sprach der Oberst v. Brauchitsch auch den Wunsch aus, daß ich ihn jedesmal benachrichtigen möge, wenn etwas Neues von mir erscheine.

Es geschah dies kurz vor der Zeit, wo ich mich über die Annahme der Wahl zum Direktor des Hamburger Stadt-Theaters entscheiden sollte und meine ganze Zukunft in Frage

und. Je näher der Tag der Entſcheidung rückte, deſto peinlicher
urde mir der Gedanke, mein Vaterland um äußeren Vortheiles
illen zu verlaſſen, und ich ging in meinem Zweifel und meiner
ntſchloſſenheit zu Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen
lbrecht von Preußen, der ſich ſtets ungemein gnädig und freund-
h gegen mich bewieſen hatte, um Höchſtdenſelben um Rath zu
agen, was ich thun ſolle. Da ich weder Zulage zu meinem
ehalt, noch lebenslänglichen Kontrakt, ſondern nur für meine
rau eine Wittwenpenſion verlangte, ſo ſagte mir der Prinz,
ß ſich das jedenfalls machen laſſen werde, da ja Seine Majeſtät
r König mir perſönlich ſehr gewogen ſei. Bei längerer Unter-
ltung über meine Verhältniſſe bei der königlichen Bühne kam
ch zur Sprache, daß ich damals eben das fünfaktige Schau-
iel: „Die Quitzows" beendet, daß der Aufführung deſſelben aber
e Bedenken entgegenſtänden, welche ſich an die Darſtellung
terländiſcher Schauſpiele überhaupt knüpften, in denen ein
orfahr des königlichen Hauſes auf die Bühne gebracht wird.
n meinen „Quitzows" geſchah es zwar verhüllt und abſichtlich
den etwaigen Anſtoß vermeidend, doch hatte die General-In-
ndantur Bedenken. Der Prinz wünſchte das Stück kennen zu
rnen, und ich mußte einige Tage ſpäter verſchiedene Scenen
ſſelben vorleſen, welche ſo gefielen, daß Seine Königliche Hoheit
e Frage an mich richtete, ob ich meine Dichtung nicht Seiner
ajeſtät dem Könige vorzuleſen wünſchte, da Allerhöchſtderſelbe
ch ſchließlich über die Aufführbarkeit derſelben entſcheiden müſſe.
atürlich erwiderte ich, daß mich das ſehr glücklich machen würde,
ß ich aber nicht wiſſe, wie es möglich zu machen ſei, da
eines Wiſſens noch nie ein Schauſpieler Seiner Majeſtät dem
önige etwas vorgeleſen habe und ſchwerlich mit mir eine Aus-
hme gemacht werden würde. Seine Königliche Hoheit ant-
ortete darauf nichts, ich ſollte aber bald genug den Beweis
halten, daß die Sache nicht vergeſſen ſei.

An demſelben Tage, wo ich den letzten dringenden Brief

meines Freundes Maurice, Direktors des Thalia-Theaters in Hamburg, erhalten hatte, in welchem er mich aufforderte, die auf mich gefallene Wahl zum Mitdirektor der „vereinigten Hamburger Theater" offiziell und bindend anzunehmen, zugleich aber auch die nöthigen Vollmachten zum Abschluß der Kontrakte über die Kaufsumme einzusenden — Forderungen, die mich nach allem Vorhergegangenen in die höchste Verlegenheit setzten —, erhielt ich nachmittags plötzlich ein Handbillet Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Albrecht, in welchem mir mitgetheilt wurde, Seine Majestät der König habe soeben bei der Mittagstafel im Schlosse Monbijou zu befehlen geruht, daß ich am zweiten Osterfeiertage (den 13. April) mein Schauspiel: „Die Quitzows" Allerhöchstdemselben in Potsdam vorlesen solle. Ein ungemein gnädiger und herzlicher Glückwunsch zu diesem vorläufigen Erfolge schloß das prinzliche Schreiben. Unmittelbar darauf kam ein Bedienter des Grafen v. Redern, früheren General-Intendanten der königlichen Schauspiele, und brachte mir dieselbe Nachricht mit einem Glückwunsche seines Herrn, und einige Zeit nachher erfolgte die amtliche Anzeige von Seiten des dienstthuenden Flügel-Adjutanten, daß ich mich an dem genannten Tage, abends 7 Uhr, im königlichen Schlosse zu Potsdam einzufinden hätte. Voller Hoffnung, daß diese unerwartete Gunst mich vielleicht aus meiner peinlichen Lage befreien werde, war ich doch fast betäubt von dem Gedanken, zum ersten Male eine durchaus ernste Dichtung und in einem solchen Kreise vorlesen zu sollen. Es war etwas so Ungewöhnliches, daß ein Schauspieler in anderen Verhältnissen als auf der Bühne vor Seiner Majestät dem Könige erschien, daß der ersten Freude bei mir und meiner Familie eine immer steigende Besorgniß folgte.

Es war der erste Osterfeiertag und ich wie meine Frau sehr ernst und wehmüthig gestimmt, weil es sich bei der Entscheidung über die Annahme des Direktorats in Hamburg um meine ganze Zukunft handelte. Ich, der Royalist, in einer Re-

publik! Der Soldatenfreund in einer Kaufmannsstadt! Der nach Wissenschaft Dürstende ausschließlich Theater-Direktor! — In trübster Stimmung hatte meine Frau im andern Zimmer gestanden, die Stirn an die kalten Fensterscheiben gelegt und zu dem Allmächtigen gebetet: „Lieber Gott! gieb uns doch nur ein Zeichen, was wir thun sollen!“ — da klingelt es, und die obigen freudigen Botschaften folgen rasch aufeinander. Das war ein Zeichen, und auf lange Jahre, ja über schwere Trübsale hinaus sollte es sich bewähren. Sogleich eilte ich in das Theater, um dem General-Intendanten, Herrn v. Küstner, den erhaltenen Befehl anzuzeigen; denn es mußte für die morgende Vorstellung eine Aenderung getroffen werden, da ich im Opernhause den Florian in der „Großmama“ spielen sollte. Auf die Erwiderung des Herrn v. Küstner: „Das geht nicht! Morgen wird in beiden Häusern gespielt, ich kann Ihnen keinen Urlaub geben!“ war ich allerdings nicht vorbereitet, obgleich ich schon öfter bemerkt hatte, daß ihm jeder Befehl oder Wunsch vom Hofe sehr unangenehm war. Der Fall war indessen doch zu flagrant und selbst in seinen weiteren Folgen von zu großem Interesse für die königliche Bühne, als daß nicht hätte eine Ausweg gefunden werden müssen. Es war freilich schwer, da fast das ganze Personal in beiden Theatern beschäftigt war. — Nach langem Suchen und mit Beschwerden über dergleichen „Störungen des Repertoires“ fand man als Ersatz für die „Großmama“ den „armen Poeten“, und ich war für den Nachmittag und Abend des zweiten Feiertages dienstfrei. Am Vormittage mußte ich freilich noch eine Probe machen; dann fuhr ich aber mit dem 2 Uhr-Zuge nach Potsdam, stieg im „Einsiedler“ ab und verwandte den Nachmittag darauf, mich für die Vorlesung vorzubereiten.

Um 7 Uhr war ich auf das Schloß befohlen worden und meldete mich dort eine halbe Stunde vorher. Man führte mich in die Gallerie vor den Wohnzimmern Ihrer Majestät der

Königin, wo bald nachher der Hauptmann im 1. Garde-Regiment zu Fuß, Graf Keller, zu mir trat, welcher damals schon interimistisch den Dienst des Hofmarschalls that. Nie werde ich die Freundlichkeit vergessen, mit welcher Graf Keller (später Wirklicher Geheimer Rath und Ober-Haus- und Hofmarschall Excellenz) meine Befangenheit zu verscheuchen suchte. Er führte mich in die lange Verbindungsgallerie hinter dem oberen Theile des großen Kurfürstensaales, wo in einer Fensternische ein Tisch für den Vorleser aufgestellt war, während einige dreißig um runde Tische gruppirte Stühle eine zahlreiche Gesellschaft als Zuhörer ankündigten. Auf allen Tischen standen Lampen, und vor dem Stuhle Seiner Majestät des Königs lag ein Zeichenbrett mit aufgehäuften Papieren. Je näher der Augenblick kam, wo Seine Majestät mit der Gesellschaft eintreten konnte, desto ängstlicher und verantwortlicher wurde mir zu Muthe, und ich konnte den Gedanken an meine Frau, die ich im Einsiedler-Hotel zurückgelassen, nicht los werden, denn gewiß zählte sie jede Minute bis zu meiner Rückkehr.

Ein Viertel nach 7 Uhr trat der König mit der ganzen Gesellschaft, welche sich im Vorzimmer Ihrer Majestät der Königin versammelt hatte, in die Gallerie, und Seine Majestät ging gleich auf mich zu, obgleich ich mich halb versteckt in die Fensternische gedrückt hatte:

„Guten Abend, Schneider! Mein Bruder Albrecht hat Mich unglaublich neugierig auf Ihr Stück gemacht. Ihre Arbeiten aus der vaterländischen Geschichte sind so interessant, daß Ich gewiß etwas Gutes zu hören bekomme.“ —

„Eurer Majestät Gnade macht mich noch befangener. Es ist das erste Mal, daß ich mich an einem ernsten Gegenstand versuche. Aber der Wunsch, das Interesse an der Geschichte des Vaterlandes zu steigern — — —“

„Die Bühne ist sonst spröde gegen dergleichen. Nun wir werden ja sehen! Ihre „Bilder aus Berlins Nächten“, die Sie

Mir noch als Kronprinzen zugeeignet haben, waren ja wohl das Erste, was Sie in dieser Art geschrieben?" —

„Der gute Wille mochte in jenen Skizzen für die That gelten. Seit der Zeit habe ich mich ernster mit dem Studium unserer Geschichte beschäftigen können. Jetzt würde ich dergleichen kaum mehr schreiben."

„Das ist undankbar gegen ein wohlgerathenes Kind. Ich habe Ihnen heute eine Gesellschaft von meist Sachverständigen geladen. Es sind fünf Akte, nicht wahr? Wie lange glauben Sie daran zu lesen?"

„Zwei und eine halbe Stunde, Eure Majestät!"

„Ei, da müssen wir eilen anzufangen. Legen Sie ab, Meine Herren und setzen Sie sich! Schneider will uns sein neuestes Stück vorlesen." —

Die ganze Gesellschaft nahm Platz, eine ausgedehnte Linie mir gegenüber, die ganze lange Seite der schmalen Gallerie entlang. Am Tische Seiner Majestät saßen nur Prinz Albrecht Königliche Hoheit, der mir beim Eintreten freundlich und ermuthigend zugenickt hatte, und Alexander v. Humboldt. Auch General v. Rauch, mein Gönner und Förderer schon damals wie später, war gegenwärtig und schien neugierig, wie der Versuch ausfallen werde. Außerdem waren noch folgende Personen anwesend, wie ich später aus dem Dienstjournal des Hofmarschallamtes abschrieb; denn an jenem Abende hatte ich weder Sinn für etwas Anderes als meine Vorlesung und Seine Majestät den König, noch kannte ich die Personen. — Es waren der Wirkliche Geheime Rath v. Meyeringk Excellenz, Graf v. Lynar, Generalmajor v. Werder (nachmals kommandirender General des I. Armeekorps), Oberst v. Gayl, Kommandeur des 1. Garde-Regiments zu Fuß, Oberstlieutenant Graf v. Finckenstein, Kommandeur des Regiments Gardes du Corps, Major Graf Dönhoff, Major Graf Kessel, Major von der Schulenburg, Major Graf Lynar (der Dichter), Major v. Roon, Hauptmann v. Kessel,

Hauptmann v. Reinhardt; im Ganzen nach der Küchenliſte, di ich ſpäter einſah, achtzehn Perſonen, vor denen ich meine Vor leſung begann. Schon nach den erſten Scenen ſagte Sein Majeſtät mehrere Male „Bravo!“ und ſo war denn auch bal die anfangs lähmende Befangenheit verſchwunden. Mit der Vorſchreiten der Dichtung gewann ich nach und nach meine ganz Kraft und empfand mich durch die geſpannte Aufmerkſamkeit ge hoben, mit der ich zuhören fühlte. Hin und wieder unterbrac der König das Leſen mit Fragen nach einzelnen Perſonen un Umſtänden, welche eine tiefe Kenntniß des geſchichtlichen Stoffe bekundeten. Im Anfange hatte Seine Majeſtät gezeichnet un dabei die Augen ſehr nahe auf die Zeichnung geheftet; es dauert aber nicht lange, ſo wurde der Bleiſtift niedergelegt, der Köni hob den Kopf, ſah mich unverwandt an und folgte mit geſpannte Aufmerkſamkeit. Ich machte während des Leſens die eigenthüm liche Bemerkung, wie mehrere Stellen meines Stückes, ſo folge richtig ſie mir auch in dem Charakter der redend eingeführte Perſonen gedacht erſchienen waren, bei dieſem Publikum doc eine ganz beſondere Wirkung machen mußten. Dietrich v. Quitzo konnte nicht anders als geringſchätzend und feindlich von de Hohenzollern ſprechen, — hier ſaß der Erbe Friedrichs I. mi gegenüber! Der Städter und der Landsknecht mußten hart un heftig gegen den Adel und die Ritterſchaft ſprechen, — hie hörten mir die Träger der Namen dieſer alten Adelsgeſchlechte zu. — Was auf der Bühne und vor einem großen Publikum wahr erſchien, gewann hier die Bedeutung einer Meinung de Dichters, einer Abſicht und Tendenz. Das hatte ich ſelbſt be vorbereitendem Durchleſen nicht gefühlt, weil ich mir eben de beſten Abſicht bewußt geweſen war; — hier fühlte ich es plötzlic und wurde dadurch unſicher. —

Nach dem erſten und zweiten Akte hielt ich inne und er wartete den Befehl zur Fortſetzung, der auch, ſobald der Köni die in der Pauſe liegende Frage bemerkte, ſofort erfolgte, ſo da

es 9 Uhr geworden war, als ich den dritten Akt beendete. Nun ſtand der König auf und befahl, daß Thee ſervirt würde. Ich zog mich wieder in die Fenſterniſche zurück, und in der Geſellſchaft entſtand eine lebhafte Konverſation. Prinz Albrecht nickte mir zufrieden und beifällig, und nachdem der König längere Zeit mit mehreren Offizieren über militäriſche Gegenſtände geſprochen, trat Allerhöchſtderſelbe auf mich zu und ſagte:

„Bravo, Schneider! Glauben Sie aber, daß das Publikum ſich auf Ihren Standpunkt ſtellen wird? Sie geben wirkliche Geſchichte! Ich habe das in den kleinſten, vom großen Publikum wahrſcheinlich unverſtandenen oder unbeachteten Zügen bemerkt."

„Ueber den Erfolg wage ich keine Vermuthung, Eure Majeſtät, — der hängt von tauſend Nebendingen ab; aber eines redlichen Strebens bin ich mir bewußt. — Man iſt immer noch ungerecht gegen unſere märkiſche Geſchichte und zweifelt an ihr, weil wir weder Minneſänger, noch Chroniſten, wie Schwaben, Franken, der Rhein hatten. Wie kann ſich aber ein Götz von Berlichingen, Franz von Sickingen mit unſern märkiſchen Rittern des XV. Jahrhunderts meſſen? Wie anders treten die Quitzows und Rochows in die hiſtoriſche Erſcheinung! Aber freilich, Götz von Berlichingen hat ſeinen Dichter gefunden! So will ich wenigſtens das Material zuſammentragen, das einem künftigen Dichter dienen möge."

„Das iſt vielleicht zu beſcheiden, aber es iſt wahr! — Ich für Meine Perſon freue Mich auf die Darſtellung des Stückes. — Ihre dramatis personae ſind — wie ſoll Ich gleich ſagen, — ſehr aufrichtig."

„Das iſt mir heute ſelbſt — und zwar zum erſten Male ſo vorgekommen. Ich kann mich aber nicht zu der jetzt herrſchenden Anſicht bekehren, die Perſonen eines Stückes ſo ſprechen zu laſſen, wie der Dichter denkt und will, ſondern ſo, wie ſie nach

ihrem Charakter und in der gegebenen Zeit gesprochen haben können, ja gesprochen haben müssen."

„Da werden Sie freilich nie ein politischer Dichter werden können, wie sie jetzt an der Tagesordnung sind. — Aber trinken Sie keinen Thee? Ich dächte, das Lesen, und zwar mit solcher Kraft müßte Sie angestrengt haben." — „Schneider hat keinen Thee!" —

Da ich in der Fensternische gestanden, so hatten mich die präsentirenden Lakaien nicht gesehen, und als der König an mich herantrat, das Präsentiren nicht für passend gehalten. So mußte ich denn allein, während die Herrschaften bereits wieder Platz genommen hatten, meinen Thee trinken; keine behagliche Situation, wenn man aller Augen auf sich gerichtet fühlt.

Gehoben durch die freundlichen Worte des Königs, fuhr ich nun in der Vorlesung fort und endete den fünften Akt um $9^3/_4$ Uhr. Auch nach dem vierten Akte hatte ich eine Pause gemacht und den bei der späten Stunde kaum noch erwarteten Befehl zum Fortfahren erhalten. Nach dem letzten Worte stand der König auf, sagte mir nichts über das Stück, sondern im Vorbeigehen nur die Worte:

„Ich höre, Sie wollen von Berlin fort? — Gefällt es Ihnen bei Mir nicht mehr? Ich dächte, es könnte Ihnen, wie Ich Sie kenne, nirgends wohl sein, als in Preußen. Ueberlegen Sie sich das ernstlich! Adieu!"

Ich war keiner Antwort, wenigstens keiner kurzen Antwort auf eine so entscheidende Frage mächtig, — inzwischen war der König schon einige Schritt an mir vorüber zur Thür gegangen, als mir einfiel, daß der Zweck meiner Vorlesung ja doch ganz verfehlt sei, wenn der König nicht sofort ein Urtheil über das Stück ausspräche, und ich faßte Muth, einige Schritte nachzugehen und zu fragen:

„Darf das Stück denn nun aufgeführt werden, Eure Majestät?"

„Unbedingt! Mir hat es sehr gefallen; aber Sie sollten es doch erst noch Tieck vorlesen!“

Damit verließ der König die Gallerie, um gleich rechts daneben in die Wohnzimmer Ihrer Majestät der Königin zu gehen, wohin die ganze Gesellschaft folgte, ohne weiter Notiz von mir zu nehmen. Auch die Dienerschaft folgte und servirte sofort das Souper. So stand ich ziemlich rathlos und verlassen und wußte nicht, was ich nun etwa noch zu thun oder zu lassen hätte, als der Hof-Staatssekretär, später Hofrath, Dahms erschien, den ich schon aus den Theater-Vorstellungen im Palais der königlichen Prinzessinnen kannte, und mich fragte, ob ich nicht zu soupiren wünschte. — Ich war allerdings nach dem angestrengten Lesen hungrig geworden und nahm gern die freundliche Einladung an. Wir gingen an dem Eingange zum Vorzimmer Ihrer Majestät der Königin vorüber, in welchem mehrere Herren der Gesellschaft an einem runden Tische soupirten, und wie oft ist mir später, wo ich berechtigt in diesem Zimmer verweilte, das Gefühl eingefallen, mit dem ich damals von außen hineinsah. Herr Dahms sagte mir, daß Seine Majestät der König in dem Zimmer daneben, dem eigentlichen Wohnzimmer Ihrer Majestät der Königin, mit den Höchststehenden seiner Umgebung speise, und was hätte ich damals nicht darum gegeben, wenn ich nur einmal da hinein hätte lauschen dürfen, wo ich nach wenigen Jahren selbst die Ehre haben sollte, an dem Souper der Majestäten theilzunehmen.

In einem Zimmer des zweiten Stockes des Seitenflügels, später Wohnung des General-Adjutanten, hatte der Hof-Staatssekretär ein Souper serviren lassen, bei dem von allem Möglichen, nur nicht von meinem Stücke und meiner Vorlesung gesprochen wurde. Gegen elf Uhr verließ ich das Schloß und verkündete meiner in banger Besorgniß harrenden Frau, daß alles glücklich und Glück verheißend abgelaufen sei, mußte alles auf das ausführlichste erzählen und das Erlebte noch einmal durchleben.

Am nächsten Morgen begab ich mich auf das Schloß, um von Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen Albrecht zu hören, ob Seine Majestät der König beim Souper noch irgend etwas über meine Vorlesung geäußert. Der Prinz war indessen bereits nach Berlin zurückgefahren. So versuchte ich denn bei dem General v. Rauch etwas zu erfahren, welcher ebenfalls im Schlosse wohnte. Wie fiel ich aber aus allen meinen Himmeln, als der General mir zwar mit seiner gewohnten Freundlichkeit, aber auch als seine eigene Meinung sagte, die „Quitzows" hätten den meisten Herren der Gesellschaft mißfallen, weil der Adel darin herabgesetzt werde; auch seien mehrere Herren darüber unzufrieden, daß Namen adlicher Familien auf der Bühne genannt werden sollten, mit denen sie verwandt und deren Vorfahren in wenig schmeichelhaften Farben geschildert seien. Vergebens berief ich mich auf die Geschichte, der General blieb dabei, es wäre besser, wenn mein Stück nicht gegeben würde, obgleich Se. Majestät der König für seine Person zufrieden damit gewesen sei. Sehr abgekühlt in meinen Hoffnungen und Erwartungen, verließ ich das Schloß und bald darauf Potsdam. Daß ich später die „Quitzows" Ludwig Tieck zur Beurtheilung vorgelegt, daß das Stück gegeben wurde, welche Aufnahme es gefunden und welche wenig tröstlichen Erfahrungen ich dabei gemacht, gehört in meine Theater-Erinnerungen.

So kam das Jahr 1848 und mit ihm meine Entfernung aus Berlin. Als ich anfangs August, von meinem Ausfluge nach Schleswig zur Armee, nach Potsdam zurückgekehrt, eines Abends in der Familie des General v. Rauch — welcher damals bereits zum General-Adjutanten Seiner Majestät des Königs ernannt worden war und im Erdgeschoß des nördlichen Seitenflügels vom Neuen Palais wohnte, — das erste Heft des in neuer Oktavform erscheinenden „Soldatenfreundes": „Die Preußen in Schleswig" vorlas, sprach der General sein ganz besonderes Wohlgefallen an diesem humoristisch-militärischen Tagebuche aus.

Da ich es am erſten Abende nicht beenden konnte, ſo wurde auch der nächſtfolgende dafür verwandt, und als das Vorleſen überhaupt Beifall fand, ſo fügte ich allerlei eigene Gedichte hinzu, griff auch zu den damals noch wenig bekannten, mir aus dem Sonntagsvereine her geläufigen Gedichten von Scheerenberg, bei deren Vortrag ich zum erſten Male eine Befähigung für ernſte Dichtungen in mir entdeckte, namentlich wenn dieſelben irgendwie eine dramatiſche Verkörperung zuließen. Nicht wenig überraſcht war ich, als der General mir nach einigen Tagen bei meinem gewöhnlichen Morgenbeſuche auf Sansſouci ſagte, ich möge doch abends zum Thee im Neuen Palais meine Schilderung des preußiſchen Feldzuges in Schleswig aus dem „Soldatenfreund" mitbringen; Ihre Königlichen Hoheiten der Prinz und die Prinzeſſin Carl von Preußen hätten ſich zum Thee anſagen laſſen, und ich ſolle die prinzlichen Herrſchaften durch eine Vorleſung meiner Erlebniſſe bei den Truppen zu unterhalten ſuchen. Natürlich fand ich mich erfreut ein und hatte vorher durch Streichen des Unweſentlichen das Ganze des Vorzuleſenden in den Raum einer Stunde zuſammengedrängt, aber mich auch durch eine Auswahl effektvoller kleiner, meiſt humoriſtiſcher Dichtungen auf Anderweitiges vorbereitet. Von den prinzlichen Herrſchaften auf das freundlichſte ermuntert — ſie hatten wohl von den mir widerfahrenen Mißhandlungen gehört — fand ich mich für die Vorleſung in beſter Laune und hatte die Freude, daß nicht allein das militäriſche Tagebuch erheiterte, ſondern die meiſten der mitgebrachten Gedichte, faſt bis 11 Uhr abends, geleſen werden mußten. Der General ſchien ein ganz beſonderes Wohlgefallen an dem Vorleſen der Scheerenbergſchen Gedichte zu finden und lernte eines derſelben: „Der Feind" vom immer wiederholten Vorleſen faſt auswendig. Dieſe Art geiſtiger Unterhaltung nach ſeinem ſo ſchweren politiſchen und hofmänniſchen Tagewerke, gerade zu jener Zeit, war ihm etwas Neues, und — ſonſt aller

Poesie ziemlich unzugänglich — gab er sich mit voller Frisch und Unbefangenheit dem ungewohnten Genusse hin.

Einige Tage nachher lud mich der General abermals zum Thee, für welchen sich Ihre Königlichen Hoheiten der Prinz und die Prinzessin von Preußen hatten bei ihm ansagen lassen. Den Prinzen hatte ich schon seit seiner Rückkehr aus England auf dem Schlosse Babelsberg in Angelegenheiten der damals eben beginnenden „Wehrzeitung" zu sprechen die Ehre gehabt und mich freundlichster Aufnahme erfreut. Die Frau Prinzessin sah ich an diesem Abende zum ersten Male. Sie dankte mir für die ihrem Gemahl bewiesene Anhänglichkeit und reichte mir die Hand zum Kusse. Dem Ernste des Prinzen gegenüber fühlte ich mich im Anfange der Vorlesung befangener, als kurz vorher bei den Prinz Carlschen Herrschaften. Das militärische Interesse der Schilderung gewann aber auch seine Aufmerksamkeit, und dadurch ermuthigt, trug ich nach dem Souper noch einige meiner humoristischen Gedichte vor, deren Wirksamkeit ich früher schon oft bei öffentlichem Vortrage in Konzerten und Deklamatorien erprobt, und die den Prinzen sehr zu amüsiren schienen. Von meinen sonstigen trost- und hoffnungslosen Verhältnissen war bei diesen Gelegenheiten nicht die Rede, und oft schrak ich mitten in dieser ehrenden und behaglichen Gesellschaft unwillkürlich zusammen, wenn ich im Gegensatze zu dieser glatten und eleganten Form der eigenen traurigen Lage und des Vulkans gedachte, der gerade damals immer lauter unter unseren Füßen grollte.

Zwei Tage darauf, Ende August — leider weiß ich weder den Tag, noch das Datum mehr — saß ich nachmittags emsig bei angestrengter Arbeit für die „Wehrzeitung" in der Hinterstube des Theater-Logirgebäudes, als um fünf Uhr ein Hof-Fourier Seiner Majestät des Königs erschien und mich um acht Uhr zum Thee bei Ihren Majestäten auf Sanssouci bestellte. „Ich möchte das „Tagebuch aus Schleswig" mitbringen, welches ich den Prinzen von Preußen und Carl vorgelesen, Seine Majestät

wünſchten das zu hören", ſo lautete die fernere Beſtellung. Wir waren eben ſo überraſcht wie erfreut über dieſe ſo unvermuthete Ehre, in der ich wenigſtens deutlich erkannte, daß die Vorleſung den Prinzen auch über das Kompliment hinaus gefallen. Schon vor acht Uhr war ich auf Sansſouci, um mich beim General v. Rauch zu bedanken, — denn wem anders als ihm, dem unermüdlichen Wohlthäter, hätte ich dieſe Berufung zu danken gehabt? — gleichzeitig aber mich zu erkundigen, wie ich mich in den mir neuen Verhältniſſen zu verhalten hätte. — Zu meinem nicht geringen Erſtaunen hörte ich indeſſen, daß der General ſchon, heute früher als gewöhnlich, zu ſeiner Familie in das neue Palais gegangen ſei. Ich begriff gar nicht, daß der General — ſonſt bei jeder Gelegenheit mein Leiter und Schützer — mich diesmal mir ſelbſt überlaſſen haben ſollte; denn daß ich zum Thee befohlen worden war, um gerade dasjenige vorzuleſen, was ich zuerſt und dann wiederholt in ſeiner Famile vorgeleſen, — das mußte er doch aus erſter Hand erfahren haben, da er ſtets um Seine Majeſtät den König war.

Mit größter Befangenheit begab ich mich in das Veſtibül des Schloſſes, von wo mich ein Lakai in die Gallerie zu dem dienſthuenden Flügel-Adjutanten führte, der mich kühl-höflich empfing und mich auf die Meldung, der König ſei ſoeben zum Thee zu Ihrer Majeſtät der Königin hinüber gegangen, durch Veſtibül und Marmorſaal in das rothe Vorzimmer führte, wo mir, während die Allerhöchſten Herrſchaften im Konzertzimmer Friedrichs des Großen den Thee einnahmen, ebenfalls Thee präſentirt wurde. Der Flügel-Adjutant war auch hineingegangen, und ich wurde immer befangener, als ich drinnen beim Thee kein Wort ſprechen hörte, was gegen die glänzende Beleuchtung der Prachtzimmer, die leiſe vorüber huſchende ſervirende Dienerſchaft und gegen das Geräuſch der Taſſen und des Silberzeuges ſeltſam kontraſtirte. Bei den täglich trüber werdenden Nachrichten aus Berlin, aus der ganzen Monarchie, ja aus faſt ganz Europa, waren viel-

leicht eben wieder ſchlimme Beſtätigungen von der Auflöſung aller Verhältniſſe, aller Zucht und Ordnung eingelaufen, und in ſolcher Stimmung ſollte ich dem ſchwer bekümmerten Könige etwas Erheiterndes vorleſen, ich — der ich mich ſelbſt in traurigſter Lage befand! — Es verging wohl eine Viertelſtunde, das Theegeſchirr war bereits abgetragen, immer noch kein Laut im Konzertzimmer, durch deſſen offene Thüre ich mehrere Damen und Offiziere ſchweigend um einen runden Tiſch ſitzen ſah, während ich mich nicht weit genug vorzubeugen wagte, um auch den König und die Königin ſitzen zu ſehen.

Plötzlich hörte ich die Stimme des Königs mit dem ſpäter ſo oft gehörten eigenthümlichen Ausdruck rufen: „Sie!“ worauf der Kammerdiener der Königin antwortete: „Eure Majeſtät?“

„Iſt Schneider da?“

„Zu Befehl, Eure Majeſtät!“

„Er ſoll herein kommen, und ſetzt ihm ein Pult zum Leſen dort hin!“

Während der Kammerdiener einen kleinen Tiſch holte, kam der Flügel-Adjutant und führte mich in das Konzertzimmer, wo Ihre Majeſtät die Königin auf dem Sopha in der Mitte des Zimmers, mit einer Stickerei beſchäftigt, eine Dame neben Allerhöchſtderſelben, der König aber auf einem Lehnſtuhle am Tiſche ſaß, um welchen und einen andern danebenſtehenden die Geſellſchaft ſich gruppirt hatte. Aller Augen wandten ſich auf mich, als ich in der Thür erſchien und erwartete, was nun mit mir geſchehen werde.

Der König war mit dem Leſen einer Zeitung beſchäftigt und ſah erſt nach einigen Minuten abermaliger allgemeiner Stille von derſelben auf, erkannte mich und rief freundlich:

„Sie ſollen ja Meinen Brüdern eine ſo hübſche Beſchreibung Ihrer Reiſe nach Schleswig vorgeleſen haben. Haben Sie das Buch mitgebracht? Ich ließ beſonders darum bitten!“

Zu Befehl, Eure Majeſtät, wenn damit das neueſte Heft „Soldatenfreundes“ gemeint iſt.“

Gewiß! Alle Ihre Arbeiten ſind ja von einem Soldaten= . Nun, ſo ſetzen Sie ſich. Eliſe iſt auch recht neugierig “

s wurde mir nun der kleine Tiſch mit zwei Wachslichtern großen, runden Mitteltiſch herangeſetzt, gerade dem Könige ver, wozu die auf dieſer Seite ſitzenden Damen zuſammen= Platz machen mußten, und wo ich nun nach einer Ver= g vor Ihrer Majeſtät der Königin, die mich aufmerkſam tete, mich ſetzte.

Beiſammen ſind wir, fanget an!“ ſcherzte ermunternd der wahrſcheinlich meine Befangenheit gewahrend, und ich zu leſen. Um nicht zu ermüden, hatte ich das ſchon beiden Vorleſungen bei den königlichen Prinzen gekürzte ar mitgebracht und überſprang demgemäß hin und wieder Seiten. Der König bemerkte das, denn er hatte beim gezeichnet, dann den Bleiſtift weggelegt, ſich in den zurückgelehnt und aufmerkſam die Augen auf mich geheftet, lich wo Perſonen redend eingeführt waren und ich dieſelben rakter ſprechen ließ.

Was überſchlagen Sie denn da?“

Beſchreibungen von Gegenden und von Dingen, Eure ät, die ich nicht für intereſſant genug halte, ausführlich zu werden, da ſie für den gemeinen Soldaten geſchrieben

Darf man denn das nicht auch hören? Leſen Sie nur ohne Abkürzung! Die Darſtellung intereſſirt Mich un= !“

o mußte ich denn alles leſen, und da die humoriſtiſchen , namentlich die Schilderung und Charakteriſtik eines rs, den König zum lauten Lachen brachte, mit geſteigertem ununterbrochen bis 9½ Uhr, wo die Dienerſchaft mit

den Couverts für das Souper erſchien und der König die
leſung mit den Worten abbrach:

„Prächtig, Schneider! Nach Tiſche wollen wir fortfal
wenn Sie noch Kraft genug in der Kehle haben.“

Der Flügel-Adjutant führte mich in das rothe Vorzim
zurück, wo ein Tiſch mit drei Couverts ſervirt war, an wel
er, der Kammerherr Ihrer Majeſtät der Königin, Graf Pü
und ich Platz nahmen. Die Herren gratulirten mir auf
freundlichſte zu dem Erfolge und ſchienen aufrichtig erfreut,
ſie in ſo ſchwerer, drückender Zeit den König ſo herzlich h
lachen ſehen. Damals allerdings ein ſeltenes Schauſpiel
Sansſouci! Auch die Königin habe ſich ſehr wohl unterha
fügte Graf Pückler beſonders betonend hinzu, und ich habe ſ
noch oft genug die ganze Bedeutung dieſer Betonung ke
gelernt. Kaum war das Souper geendet, als Seine Maj
der König auch ſchon wieder laut meinen Namen rief unt
in der abgebrochenen Vorleſung fortfahren mußte. Etwas
10 Uhr war ſie beendet, und nun fragte der König auch
den Gedichten, die ich ſeinen Brüdern vorgeleſen. Ich
mich damit verſehen, las Einiges von mir ſelbſt, Anderes
Scheerenberg, und wurde um 10¾ Uhr entlaſſen. Der K
hatte zwar ſeine Zufriedenheit nicht beſonders ausgeſpro
aber deutlich hatte ich herausfühlen können, daß meine Vorle
einen günſtigen Eindruck gemacht.

Am anderen Morgen begab ich mich ſchon früh
General v. Rauch, um zu berichten und zu hören. Er
aber bereits von allem, was vorgefallen war, unterrichtet, lä
über meinen Enthuſiasmus und meinte, die Sache ſei ja ſo
ausgefallen, daß ich mich nur immer auf eine Wiederho
vorbereiten möge; denn man könne nicht wiſſen, ob Seine Maj
nicht ein beſonderes Wohlgefallen an dieſer Art Abendunte
tung gefunden. Meiner Frage, warum er mich denn
ſelbſt eingeführt und unter ſeinen Schutz genommen, wich

General aus, und erſt bei genauerer Bekanntſchaft mit den Hofverhältniſſen habe ich verſtehen lernen, wie vorſichtig und klug er darin gehandelt. Unſtreitig habe ich ihm allein meine Einführung bei Hofe zu verdanken. Sein Wohlwollen für mich und der Antheil, den er an meiner troſtloſen Lage nahm, hatten bei den Vorleſungen in ſeiner Familie den Gedanken erwachen laſſen, ob nicht auch der König Gefallen daran finden und dadurch für mich eine andere Stellung und Lebensthätigkeit, als bei der Bühne, gefunden werden könne. Aber er ſchlug das nicht ſelbſt vor, obgleich es ihm bei ſeinem täglichen Zuſammenſein mit dem Könige ein Leichtes geweſen wäre, ſondern arrangirte es, daß nach und nach der Prinz Carl und der Prinz von Preußen die Vorleſungen hörten, und verließ ſich darauf, daß dieſe dann ihrem königlichen Bruder davon erzählen würden. Und ſo machte es ſich in der That ganz unſcheinbar, und ohne daß man darin die Hand und die Abſicht des Generals merkte. Einführen wollte er mich aber nicht, weil er keine Verantwortung haben mochte. Ich ſollte ſelbſt beweiſen, daß ich mich in dieſen Kreiſen zu benehmen verſtehe, und mir ſelbſt das Terrain erobern. Damals ahnte ich von alledem nichts und habe erſt nach Jahren den wahren Zuſammenhang überſehen lernen.

Ungefähr acht Tage nachher, diesmal an einem Sonnabend, erhielt ich wieder ſpät nachmittags den Befehl, mich abends zum Thee auf Sansſouci einzufinden. Da ich Eigenes nicht gut leſe, und zwar aus Befangenheit, daß es nicht gefallen möge, ſo hatte ich mich ſchon während der ganzen Woche darauf vorbereitet und einige der wirkſamſten Gedichte von Scheerenberg mit Sorgfalt einſtudirt, dann aber, weil ich ja früher erfahren, daß der König meine in der Spenerſchen Zeitung gedruckten „Berliniſchen Nachrichten" beſonders gern gehört, die intereſſante archivaliſche Studie über die Tänzerin Barbarina zur Zeit Friedrichs des Großen gewählt, da mir bei der Beſtellung nichts Beſtimmtes vorgeſchrieben worden war.

Diesmal ſtand ich bereits im rothen Zimmer, als der König noch nicht aus ſeinem Arbeitszimmer zum Thee bei der Königin gekommen war. Im Theezimmer blieb es wieder ebenſo ſtill, wie das erſte Mal. Im Laufe des Tages waren betrübende Nachrichten von Pöbelunruhen in Braunſchweig eingegangen, und der König hatte noch ſpät Vortrag in ſeinem Kabinet. Als er kurz vor 9 Uhr kam, ſprach er beim Durchgehen durch das rothe Zimmer auf das freundlichſte mit mir, fragte, ob ich auch ſeinetwegen keine andere Geſellſchaft aufgegeben, was ich mitgebracht, und beſonders, ob ich etwas hätte, was auch der Königin gefallen könne.

Auch dieſe zweite Vorleſung, abermals in nur kleinem Kreiſe und bei allgemein gedrückter Stimmung, machte einen günſtigen Eindruck, theils des intereſſanten und gerade in dieſen Räumen doppelt intereſſanten Stoffes der Barbarina wegen, theils wegen der diesmal mit rhetoriſchem Aufwande vorgetragenen Gedichte von Scheerenberg, deren gewaltiger Inhalt den König ſichtlich ergriff, namentlich: „Der Poſten vor des Königs Schloß“ — welches Gedicht lauten Beifall nach ernſtem Sinnen und einem tiefen Seufzer hervorrief. Von ergreifender Wirkung war die Stelle: „König! wann kommt die Ablöſung für Dich?“

Wahrſcheinlich am 9. und 15. September wiederholten ſich die Beſtellungen zum Thee auf Sansſouci. Ich ahnte damals nicht, daß ſich ein beſtimmtes Verhältniß aus dieſen Vorleſungen geſtalten würde. Erſt mit dem 5. Oktober beginnt in dem Tagebuche, welches die königlichen Flügel-Adjutanten führen, die Bemerkung: „Herr Schneider zum Vorleſen eingeladen“, ebenſo in den Tagebüchern des Hofmarſchall-Amtes, und erſt vom 18. November an begann ich ſelbſt die Programme aufzuheben, welche ich jedesmal vor Beginn der Vorleſung Seiner Majeſtät vorlegte. Von da an habe ich erſt vollſtändige Gewißheit über die Vorleſe-Tage, das Vorgeleſene und die dabei

gegenwärtig geweſenen Perſonen. Am vierten Vorleſe-Abend war zum erſten Male Alexander v. Humboldt dabei gegenwärtig.

Eine verheißende Geſtalt gewannen die Vorleſungen mit dem Abende, wo ich das Manuſkript des Scheerenbergſchen Gedichtes „Waterloo" vorlas und der König mich nach den Lebensverhältniſſen des Dichters fragte, um ihm ein Geſchenk zu machen. Erzählend berichtete ich all das Kurioſe, was ich von ihm wußte und erfahren, und unterſtand mich, vorzuſchlagen, Seine Majeſtät möge als beſtes Geſchenk die Dichtung auf königliche Koſten drucken laſſen, weil das ihn am ſchönſten in die Welt einführen würde. Der König ging ſofort auf dieſe Idee ein und trug mir auf, den Druck zu beſorgen, die fertigen Exemplare aber dem Dichter zu übergeben. Somit hatte ich einen Auftrag des Königs erhalten, der auch noch anderweitige Annäherungen in Ausſicht ſtellte und eine Fortdauer des begonnenen Verhältniſſes hoffen ließ. — Daß ich mit allem Eifer der Abſicht des Königs entſprach, das Gedicht bei Hayn drucken ließ und ſo dazu beitrug, daß dieſes merkwürdige und in der Zeit, wo es herauskam, doppelt merkwürdige Werk erſchien, verſteht ſich von ſelbſt.

Nach dieſem Abende bereitete ich mich ſorgfältig für jeden nächſten vor, holte theils ältere meiner Arbeiten zur Geſchichte Berlins hervor, theils begann ich Neues zu ſchreiben und ſuchte Stoffe, die in Beziehung zu Sansſouci und zur Geſchichte der königlichen Familie ſtanden.

Am 18. Oktober wurde ich zum Thee bei Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen von Preußen auf Schloß Babelsberg eingeladen, wo der Geburtstag des Prinzen Friedrich Wilhelm gefeiert wurde. Es war die ganze prinzliche Familie verſammelt, und ich ſah mich auch hier auf das freundlichſte aufgenommen. Der König hatte ſeine ſo vollkommene Zufriedenheit und Freude an dem Scheerenbergſchen „Waterloo" ausgeſprochen, daß ich nicht allein an dieſem Abende, ſondern auch am folgenden (den

19. Oktober) auf Glienicke bei dem Prinzen Carl Königliche Hoheit das Gedicht vorlesen mußte.

So kam ich nach und nach in das Verhältniß einer besprochenen und gern gesehenen Erscheinung bei Hofe. Die Bestellung zum Thee auf Sanssouci erfolgte regelmäßig an jedem Sonnabende, und die Sache gewann Bestand und Wiederkehr. Am 9. November wurde ich zu der Frau Prinzessin Carl nach Glienicke eingeladen. Die Prinzessin befand sich allein, da der Prinz, wenn ich mich recht erinnere, verreist war; nur die Hofdamen und der Hofmarschall waren gegenwärtig, und ich las ausschließlich die neuesten Gedichte.

Mit dem 18. November begann ich die Programme der vorzulesenden Gegenstände, wie ich sie beim Beginn der Vorlesung dem Könige seit der dritten Vorlesung vorgelegt, zu sammeln und zu diesem Behufe nach beendeter Soirée wieder mitzunehmen, was ich mich bis dahin nicht unterstanden hatte. Verzeichnete anfangs auf diesen Blättern nur das Gelesene, dann die dabei anwesenden Personen und endlich auch allerlei Gehörtes und Gesehenes, so daß die Sammlung derselben ein vollständiges Material für meine Erinnerung und Ueberschau des Erlebten bietet.

War meine Erscheinung in diesem neuen und bisher am preußischen Hofe in dieser Art nicht gekannten Verhältnisse vielen willkommen, die mir wohlwollten und meine anderweite Thätigkeit kannten, so mögen auch viele davon unangenehm berührt gewesen sein. Arglos und in meinem Glücke über die Auszeichnung, welche mir widerfuhr, auch sonst an den Vorlese-Abenden mit niemandem vom Hofe verkehrend, bemerkte ich nichts von einem Widerstande oder einer Untergrabung des Beginnenden. Erst sehr viel später gingen mir die Augen auf über vieles bis dahin Unbeachtete.

Zunächst machte ich diese Erfahrung an dem berühmten und gefeierten Alexander v. Humboldt, von dem mir General v. Rau

und andere Befreundete erzählten, daß er mir auf das entschiedenste abhold sei. Ich konnte das um so weniger begreifen, als der große Mann stets ungemein freundlich gegen mich war und sich anscheinend gern mit mir unterhielt. Ich fühlte eine aufrichtige Ehrfurcht vor diesem Heros der Wissenschaft und Liebling meines königlichen Herrn. Es war mir immer, als stände ich neben einer Unsterblichkeit, wenn er mit seiner gewinnenden Art das Wort, wie im vertraulichen Gespräch, an mich richtete. Aus dem schonungslosen Urtheile, welches er über die hochstehendsten Personen und selbst über ihm nahe Befreundete fällte, erkannte ich indessen bald, daß ich in meinen Aeußerungen vorsichtig sein müsse, und fing an zu glauben, daß er auch gegen mich nur so lange freundlich gesinnt sei, wie er mit mir sprach.

Trotz der so überaus bevorzugten und glücklichen Stellung, in welcher sich Alexander v. Humboldt am königlichen Hofe befand, scheint mir die Abneigung, die er gegen mich gehabt haben soll — wie gesagt, habe ich nie selbst eine Erfahrung in dieser Beziehung gemacht — doch sehr erklärlich.

Er war seit langen Jahren am kronzprinzlichen wie am königlichen Hofe der ausschließliche Beherrscher des Gesprächs gewesen. Jede geistige Unterhaltung hatte in ihm ihren Mittelpunkt gefunden. Da er vortrefflich, höchst anziehend und mit wunderbarer Kraft der Erinnerung sprach, so sprach er natürlich auch gern, und es mußte daher eine ungewohnte, unliebsame Erscheinung sein, daß die Aufmerksamkeit eines ganzen Abends sich auf eine andere Persönlichkeit richtete, die, über das bloß maschinenmäßige Vorlesen hinaus, auch durch Gespräch, Erzählung und eigene Auswahl oder Vorschlag des zu Lesenden das Interesse des Königs fesselte.

So möchte ich es mir wenigstens erklären, wenn diese Erklärung vielleicht auch nicht zutrifft. Vielleicht auch hatte ich auf irgend eine andere Weise sein Mißfallen verdient. Aber warum war er denn so freundlich gegen mich? er der beneidete, berühmte,

mit allen Vorzügen überhäufte Mann, gegen einen unbedeutend Menſchen? Wie geſagt, ich habe keinen andern Beweis für ſe Uebelwollen gegen mich, als das, was andere — aber freili leider, recht glaubwürdige Perſonen — mir davon erzäh (Vor 1864 geſchrieben. Vergl. oben Seite 247 ff.)

Dann ſoll der Geheime Hofrath Ludwig Tieck mir ſehr abho geweſen ſein, und das war ebenſo begreiflich, wie natürlich. - Als der König ihn von Dresden nach Berlin berufen, ih einen Titel, Orden, bedeutenden Gehalt und mannigfachen Ei fluß auf die königliche Bühne gegeben hatte, mochte wohl d König, wie der Dichter, ſich ein anderes Bild von dem dan beginnenden Verhältniß am königlichen Hofe gemacht haben. - Tieck wurde einige Mal zum Vorleſen beim Thee befohlen, l ſeine bekannten Dichtungen: „Prinz Zerbino" — „Der geſtiefe Kater" — u. ſ. w. und wunderte ſich, daß der König fragen erzählend, auch wohl Befehle an die Dienerſchaft ertheilend ob das Souper anordnend, die Vorleſung unterbrach. Tieck E handelte die Vorleſung wie eine Kunſtleiſtung, für die er a Dresden her gewohnt war, die bewunderndſte Stille und A merkſamkeit zu finden. Darum konnte er ſich in dieſen Ve hältniſſen nicht wohl fühlen. — Aber wenn auch ungenutzt, ſie man ſich doch nicht gern erſetzt, und ſo fand ich es denn ga in der Ordnung, daß von dieſer Seite unfreundliches Urth und bitteres Wort mich verfolgte, gab mir auch nicht die g ringſte Mühe, es abzuwehren, da es mir keinen Schaden th A. v. Sternberg ſchildert in dem dritten Bändchen ſeiner „E innerungsblätter" Seite 58, Tiecks Verhältniß und Erfahrung am königlichen Hofe durchaus wahr, wenn auch in der bekannt unangenehm ſcharfen Art dieſes Schriftſtellers, die ſeine ſpäter Schriften ſo wenig vortheilhaft charakteriſirt. Von der Zeit a wo ich zuerſt zum Vorleſen befohlen wurde, hat Tieck nur nc einmal in Sansſouci geleſen, zog ſich dann vom Hofe und a

Potsdam zurück und schien auch, soviel ich wahrnehmen konnte, nicht vermißt zu werden.

Ein Dritter, dem ich, ohne eine Ahnung davon zu haben, und jedenfalls ohne es zu wollen, recht wehe gethan haben mag, war der Dichter und Maler Professor Kopisch. Der König hatte ihn beauftragt, eine Geschichte und Beschreibung der sämmtlichen königlichen Schlösser und Gärten bei Potsdam zu schreiben, und schon mehrere Jahre vor 1848 war er zum Vorlesen des von seinem Werke Fertigwerdenden zum Thee befohlen worden. Theils gefiel wohl die Art seines Vorlesens nicht, theils war der König über mannigfache Verzögerungen und Kosten des projektirten Werkes ungehalten; — kurz, mein plötzliches Erscheinen zerstörte manche seiner Hoffnungen und auch wohl die Berechnungen seiner Freunde für ihn. Ich wußte nichts von seiner Beauftragung und seinen Aussichten, und da ich dem mir von früher her schon bekannten Geschmacke des Königs für historische Darstellung in humoristischer Form folgte und derartiges schrieb, so konnte es nicht fehlen, daß mit jedem Schritte, den ich in meiner Stellung bei Hofe vorwärts that, Kopisch einen Nachtheil für sich erblicken mußte. Bei meiner Achtung für ihn war mir das um so peinlicher, als es gar nicht in meiner Gewalt stand, etwas daran zu ändern. Der König war schon längere Zeit vor Kopischs Tode unzufrieden mit ihm, und wenn der unwillkürlich von mir Verdrängte nicht mit günstigen Augen auf mich sah, so war das nur zu erklärlich. — Sonderbar genug, daß ich jahrelang nach seinem Tode auch in meiner „Geschichte Sanssoucis" noch mit ihm rivalisiren mußte. Obgleich ich mit der Arbeit meines Vorgängers nicht einverstanden sein konnte, würde ich doch nie während seines Lebens mit der meinigen hervorgetreten sein.

Habe ich damit bewußtes und unbewußtes Uebelwollen gegen mich aufgezählt, so muß ich auch vielen Personen danken, daß sie mir anfangs, wie später in meiner schwierigen Stellung wohl-

wollten. Das größte Hinderniß in den Hofkreisen war ir
die Erinnerung an meinen früheren Stand. Wie wenig d
bei der überwiegenden Mehrzahl in den höheren Ständen
davon hatte ich oft genug Gelegenheit mich zu überzeugen.
frappantesten trat es eines abends an mich heran, als die G
des General v. Rauch bei einer Vorlesung gegenwärtig gew
war, sich über meine gewonnene Stellung gefreut hatte und
glückwünschend beim Aufbruche nach dem Souper an mich he
trat. Unvergeßlich waren mir ihre Worte: „Nicht wahr, L
Schneider, nun können Sie doch nie wieder die Bühne betre
da Sie am Tische Ihrer Majestäten gesessen haben?“ Obgl
schon längst entschlossen, meinem früheren Stande für imme
entsagen, war ich doch erstaunt, gerade diesen Grund d
zu hören.

Im November siedelte der Hof von Sanssouci nach
Stadtschlosse in Potsdam über, und zwar an einem Abende,
der ganze demokratische Pöbel Potsdams in höchster Aufreg
alle Straßen füllte. Vor dem Schlosse hatten sich wildtob
Haufen zusammenrottirt, verdächtige Kerle hatten den Küster
Heiligengeist-Kirche zwingen wollen, Sturm zu läuten, und
dem Schloßportal wurde in dem rebellischen Haufen ein P
gegen dasselbe abgefeuert. Während dies auf der Stadtseite
Schlosses vorging, fuhren die beiden Majestäten durch den L
garten ins Schloß, auf dessen Hofe Truppen aufgestellt wa
von denen ein Theil nachher in dem großen Kurfürstensaale ü
nachtete. Aengstliche Sorge trieb mich abwechselnd unter
Volkshaufen und dann berichtend in das Schloß. Trotz
Schusses und des drohenden, aufrührerischen Geschreies ri
um das Schloß her hatten zwei Hofdamen doch Zeit und Si
in einen heftigen Wortwechsel über die ihnen angewiesenen Zim
zu gerathen, was mich in nicht geringes Erstaunen setzte.

Auch im Stadtschlosse dauerten die Bestellungen zu den L
lesungen an jedem Sonnabende fort, wenn nicht ganz beson

Verhinderungen eintraten. Ebenſo, als der königliche Hof im Januar 1849 nach Charlottenburg überſiedelte, und dies war mir ein ſicherer Beweis, daß der König ein dauerndes Gefallen an meinen Vorträgen hatte, die ich allerdings ſo unterhaltend wie nur möglich geſtaltete. Obgleich ich damals mit der Redaktion der „Wehrzeitung" und des „Soldatenfreundes" vollauf beſchäftigt war, ſo ſchrieb ich doch für jeden Sonnabend etwas Neues, ſtöberte in den Bibliotheken und Archiven umher, um Intereſſantes und Kurioſes zur Anſicht und Anknüpfung vorzulegen, und gab mir nach jeder Richtung hin Mühe, den König zufrieden zu ſtellen.

Eine Beſtimmung für die regelmäßige Wiederkehr der Vorleſungen war aber immer noch nicht gegeben. Ich fand mich zwar von der Zeit an, wo der König ſchon morgens einmal danach gefragt hatte, was ich abends vorleſen würde, jeden Sonnabend früh im Kammerdienerzimmer ein und gab mein Programm ab, welches dann dem Könige ſchon im Laufe des Vormittags vorgelegt wurde. Der Befehl zum Erſcheinen erfolgte aber deſſenungeachtet erſt gegen fünf Uhr, da der König nach der Mittagstafel die Anordnungen für den Abend zu machen pflegte. Das ganze Verhältniß war ein proviſoriſches und brachte mit jedem Sonnabende immer wieder die Beſorgniß, ob es auch fortgeſetzt werden würde. Ich erfuhr zwar allerlei Erfreuliches und Beruhigendes, aber eine Beſtimmtheit wollte ſich trotz alledem nicht geſtalten. So wurden z. B. die Brüder Seiner Majeſtät, die Prinzen von Preußen, Carl und Albrecht, ein für alle Mal zum Sonnabende zum Thee eingeladen mit dem Beifügen: „Herr Schneider lieſt heute!" da die Prinzen ihr Wohlgefallen an dieſer abendlichen Unterhaltung ausgeſprochen; ebenſo erfolgte der Befehl, ein für alle Mal den Kommandeur des in Charlottenburg Wache gebenden Bataillons und den Chef der dort garniſonirenden Eskadron des Regiments Gardes du Corps einzuladen, um mich leſen zu hören; aber eine Feſtigkeit vermochte ich bis zum

14. Juli 1849 nicht zu erreichen, wo endlich der König befa
ich ſolle jeden Sonnabend kommen, wenn ich auch nicht beſond
eingeladen würde. Schon am 16. Juni war die Beſtellung t
geſſen worden. Der König kam expreß zur Vorleſezeit von ei
Spazierfahrt nach dem Belvedere zurück, fand mich nicht, obgl
es Sonnabend war, war ſehr ungehalten und befahl, mich ſof
für den nächſten Tag zu beſtellen. Als ich nun am Sonnt
erſchien, hörte ich zwar, daß der König ſagte, es verſtehe ſich
von ſelbſt, daß ich am Sonnabende eingeladen würde, und J
Majeſtät die Königin ſagte mir mit freundlichem Vorwur
„Es iſt ſehr unrecht von Ihnen, daß Sie Meinen Mann ſit
und warten laſſen!“ dabei blieb es aber, eine Feſtſetzung erfol
auch diesmal noch nicht.

Als indeſſen am 7. Juli abermals vergeſſen worden w
mich zu beſtellen, erkundigte ich mich am nächſten Tage nach
Veranlaſſung und hörte nun, daß der König abends beim T
ſehr unzufrieden geweſen ſei, mich nicht zu finden, daß er ſich m
Programm habe geben laſſen — welches acht Tage auf ſein
Schreibtiſche liegen blieb und daher ſtark mit Tinte beſpritzt in mei
Sammlung kam — und nun befohlen habe, mich ein für a
Mal jeden Sonnabend zu beſtellen. Als ich demgemäß am 14. J
abends auf Sansſouci erſchien und Seine Majeſtät in das ro
Vorzimmer trat, beklagte ſich Allerhöchſtderſelbe darüber, daß m
ſeinen beſtimmten Befehl nicht ausgeführt, mich ſchon für d
vorigen Sonnabend einzuladen, und fügte hinzu:

„Ich habe Mir aber gedacht, daß es längſt zwiſchen u
abgemacht iſt: jeden Sonnabend Vorleſung! Von jetzt an woll
wir es aber ſo machen: Sie kommen jeden Sonnabend zu
Thee. Bin Ich dann einmal verhindert, ſo müſſen Sie es M
nicht übel nehmen, daß Ich es Ihnen gerade heraus ſa
Uebrigens will Ich ſchon ſorgen, daß Sie nicht vergebe
kommen, und wenn Ich es im voraus weiß, daß Ich kei
Zeit haben werde, ſo werde Ich jedenfalls abſagen laſſen.“

So war es denn nun — gerade ein Jahr, nachdem ich der Familie des General v. Rauch im Neuen Palais etwas vorgeleſen, — ausgeſprochen, daß ich zum Erſcheinen bei Hofe berechtigt war. — Nichtsdeſtoweniger wurde ich in Potsdam, Charlottenburg und Berlin immer noch beſonders vom Fourier eingeladen oder abbeſtellt. Damit war nun ausgeſprochen, daß der König die Fortdauer der Vorleſungen wünſchte, und der erſte feſte Ausgangspunkt gewonnen.

Ueberhaupt geſtaltete ſich das Verhältniß nun nach allen Seiten hin ſicherer und behaglicher. Ungefähr zu derſelben Zeit war meine Penſionirung als Schauſpieler der königlichen Bühne erfolgt, ſo daß ich dieſe, mit Rückſicht auf Frau und Kind ſchwerſte Sorge los war und ruhiger in die Zukunft ſehen konnte. Schon im Jahre 1848 und bald nach meiner Rückkehr von den öffentlichen Mißhandlungen in Hamburg hatte ich um meinen Abſchied als Schauſpieler gebeten, aber keine Antwort erhalten. Mein Gehalt wurde einſtweilen weiter gezahlt, nur verlor ich begreiflich alle Spielgelder, die Gratifikation für die Inſceneſetzung neuer Stücke u. ſ. w. Gerade ein Jahr ſpäter erhielt ich meinen Abſchied, und als ich mich abends in Sans-ſouci bedankte, ſagte der König:

„Ich habe Ihnen wohlüberlegt ein Jahr Bedenkzeit gelaſſen; denn ſchon oft haben Mich Schauſpieler in augenblicklicher Erregung um den Abſchied gebeten, es aber bald wieder bereut. Sie ſind der Einzige, der bis jetzt ein Jahr lang feſt geblieben iſt. Wir wollen einmal ſehen, ob Sie auch weiter feſt bleiben werden.“ —

Wie oft, in wie verſchiedenen Lokalitäten, was und in welcher Geſellſchaft ich während der neun Jahre bei Hofe vorgeleſen, das zeigt die Sammlung meiner Programme, welche ich im königlichen Haus-Archive niedergelegt habe. Ich ſtelle hier nur zuſammen, was mir an einzelnen Abenden begegnet oder

aufgefallen ist, und zwar nach Notizen, die ich mir jeden Abend nach der Rückkehr vom Hofe machte.

Am 4. Dezember 1848 hatte ich eben die Darstellung der militärischen Operationen des Feldmarschalls Fürsten Windischgrätz gelesen, welche mir derselbe zur Veröffentlichung durch die „Wehrzeitung" zugesandt, und die Gesellschaft befand sich noch unter dem Eindrucke dieser furchtbaren Vorgänge, als eine Depesche ankam, welche die an demselben Tage geschehene Abdikation des Kaisers Ferdinand zu Gunsten seines Neffen Franz Joseph meldete. Ich las gerade eine historische Skizze über Kurfürst Friedrich II. mit den eisernen Zähnen, welcher bekanntlich ebenfalls abdizirt hat, als der König, schon unwillig über die sonst verbotene Unterbrechung, die Depesche öffnete. Natürlich hielt ich sofort inne. Der König wurde blaß, sein Gesicht nahm einen ungewöhnlich ernsten Ausdruck an; schweigend und nach kurzem Nachdenken reichte er die Depesche der besorgten Königin, stand dann auf und zog sich zurück. Die Königin theilte den Inhalt der Depesche den Anwesenden mit und folgte dann dem Könige. Die Gesellschaft und ich mußten indessen soupiren und nach dem Souper zusammenbleiben, da die Majestäten möglicherweise noch einmal zurückkommen konnten; um 11 Uhr kam der Hofmarschall und entließ uns.

Am 25. Dezember, dem ersten Weihnachts-Feiertage, mußte ich zum ersten Male im engsten Familienkreise vorlesen, da nur die Majestäten und sämmtliche Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses im Zimmer der Königin versammelt waren, während die Hofstaaten und Eingeladenen in den anderen Zimmern blieben. Man sah mich in den Vorzimmern verwundert an, als ich, trotz der engsten Intimität der königlichen Familie doch zum Vorlesen hereingerufen wurde. Selbst Alexander v. Humboldt blieb diesmal bei den Hofstaaten. Ich las vorsichtig nur auf den Tag Bezügliches, namentlich ein Weihnachtsspiel, welches

: kurfürſtlichen Prinzen und Prinzeſſinnen 1589 bei Hofe auf=
führt.

Im Januar 1849 ſiedelte der Hof von Potsdam nach
harlottenburg über, und da noch keinerlei Feſtſetzung erfolgt
ar, ſo war ich freudig überraſcht, als der Fourier mich auch
ich Charlottenburg beſtellte. Ich konnte abends nicht mehr
ich Potsdam zurückfahren, da ich erſt gegen Mitternacht von
harlottenburg kam, und übernachtete daher acht Jahre jede
:ſer Nächte vom Sonnabend zum Sonntage in Berlin in
einhardts Hotel. Sehr häufig kam es vor, daß ich am
onnabend abbeſtellt, dagegen für den Sonntag beſtellt wurde,
daß ich dann zwei ganze Tage in Berlin bleiben mußte.

Am 27. Januar erfuhr ich zum erſten Male, daß der König
einer Vorleſung zu Liebe Anderes ausſchlug. Als der Hof=
arſchall am Tage vorher das Abſchiedsbenefiz der Tänzerin
arlotta Griſi in Berlin ankündigte, hatte der König geſagt:
Morgen kann Ich nicht, da lieſt ja Schneider!" Ebenſo hatte
r König den ſpäteren Hausminiſter v. Maſſow ſchon am Tage
rher eingeladen, zum Thee zu kommen, weil ich vorleſen würde.

Da der König während der Vorleſung gern zeichnete und
zu ohne Unterſchied die Rückſeiten der Rapporte, Depeſchen
er meiner Programme benutzte, ſo habe ich mehrere ſolcher
eichnungen unter meinen Programmen aufbewahrt. Waren es
iguren oder Landſchaftliches, ſo durfte ich die Blätter mit=
ehmen. Nach Architektoniſchem wurde aber einige Male am
nderen Tage gefragt, ſo daß ich dergleichen dann jedesmal ab=
hnitt und liegen ließ.

Am 24. Februar blieb der König auffallend lange aus,
he er zum Thee kam. Die Erkundigung beim Kammerdiener
rgab, daß er ſchon vor zwei Stunden in den Garten gegangen
ei. Sogleich wurde nachgeſandt, und man fand den König, von
einer Schildwache am Belvedere arretirt, in dem Schilderhauſe
derſelben ſtehen, da er die Parole vergeſſen hatte. Es war ein

Soldat vom 2. Infanterie-Regiment oder vom 2. Garde-Reg ment zu Fuß, und der König kam endlich in überaus heiter Laune über seine Verhaftung zur Königin. Der wachthabend Offizier war in größter Verlegenheit über die Ungeschicklichke des Soldaten; der König sagte aber: „Der Mann hat m seine Pflicht gethan; freilich hätte er sie etwas weniger gro thun können. Warum vergesse Ich die Parole!“ — Auch spät kamen sowohl in Charlottenburg, als in Sanssouci, noch einig ähnliche Fälle vor. Einmal war indessen der König sehr böse weil es sich zeigte, daß er die richtige Parole gegeben, de Soldat aber durch ein Versehen falsch instruirt gewesen. D der König, im Gefühl seines Rechtes, böse geworden war, s hatte auch der Soldat keine besondere Höflichkeit angewende und dem Könige gedroht, ihm das Bajonnett zwischen die Rippe zu rennen, wenn er nicht augenblicklich gehorche und sich in da Schilderhaus stelle, was er dann endlich nolens volens thu mußte. Bei der erfolgten Untersuchung stellte es sich heraus daß der König, als er vormittags die Parole gegeben, falsch verstanden worden war und man dem Soldaten eine ähnlich klingende gegeben.

Am 17. März hatte ich vormittags beim Ueberreichen de Programms in Charlottenburg dem Könige gesagt, daß ich be dem Festmahle zur Erinnerung an die Stiftung der Landwehr gegenwärtig sein würde, worauf Seine Majestät mir auftrug die Veteranen in seinem Namen herzlichst zu grüßen. Natürlich richtete ich die ehrende Botschaft aus, worüber die Zeitungs berichte von jenem Tage das Nähere enthalten. Abends vor der Vorlesung fand sich eine Deputation der zum Feste versammelten Landwehr-Veteranen in Charlottenburg ein, um dem Könige für seinen Gruß zu danken. Ich war dabei gegenwärtig, und als nachher die Vorlesung begann, sagte der König: „Die Freude habe Ich Ihnen zu danken! Ich bin ordentlich schon daran ge-

öhnt, jedesmal wenn Ich von der Landwehr höre, auch Ihren amen dabei erwähnt zu hören!"

Am 31. März hatte ich einen historischen Aufsatz auf das rogramm gesetzt, welcher die Prophezeihung behandelte, die dem urfürsten Joachim I. im Jahre 1506 für das Haus Hohen- ollern nicht allein die Erlangung der Königswürde, sondern der öchsten Würde in der Christenheit verhieß. Es war dies die eit, wo das Eintreffen der Deputation erwartet wurde, welche em Könige die deutsche Kaiserkrone als ein Geschenk der Pauls- irche anbieten sollte. Bei der hohen Bedeutung des Augenblickes agte ich aber vor dem Beginn der Vorlesung den General- djutanten v. Rauch um Rath; dieser ließ sich den Aufsatz vor- esen, erschrak über den jedenfalls merkwürdigen Inhalt jener lten Prophezeihung und hielt es für besser, daß der König rade jetzt nichts davon erführe. Ich mußte sofort in Charlotten- urg noch ein anderes Programm schreiben, und jener Aufsatz ist em Könige nie vorgelesen worden. Er befindet sich unter meinen apieren.

Am 5. Mai war ich nach Berlin gekommen, um am Abende n Charlottenburg zu lesen, speiste mittags bei dem General- djutanten v. Rauch und erhielt hier unerwartet die Nachricht, aß die Vorlesung im Stadtschlosse zu Potsdam stattfinden solle. Ich hatte kaum noch Zeit, mit dem Könige zusammen hinüber u fahren. Der Tag war überhaupt ein mannigfach bewegter. wei Bataillone des Regiments Kaiser Alexander waren nach Dresden zur Bekämpfung des dort ausgebrochenen Aufruhrs bgerückt; während des Abends kamen Nachrichten von dem efährlichen Stande der Dinge dort, sowie von Unruhen in rankfurt a. M., Köln u. s. w. Auch wurde bekannt, daß die Berliner Demokraten bei Zehlendorf eine Volksversammlung ab- alten wollten, und der König befahl, dieselbe auf jede Weise u verhindern oder sie im Nothfalle mit Gewalt niederzuwerfen, womit der Major Geyr v. Schweppenburg mit zwei Eskadrons

Garde-Husaren beauftragt wurde. Daß unter solchen Umstän[illegible] die Vorlesung häufig unterbrochen und aus dem engen Zi[illegible] weniger Offiziere fast ein Staatsrath wurde, läßt sich denk[illegible]

Am 26. Mai fand wieder die erste Vorlesung auf Sanssouc statt, und zwar, was nur zwei Mal in zehn Jahren vorgefallen ist, im Freien auf der obersten Terrasse vor dem Mitteleingange des Schlosses. Die Mücken waren indessen so unerträglich, daß die Vorlesung unterbrochen und im Musikzimmer Friedrichs des Großen fortgesetzt werden mußte. Für einen Maler wäre bei dieser Umgebung die Gruppirung um den Theetisch eine sehr dankbare Aufgabe gewesen.

Am nächsten Vorlese-Tage (den 2. Juni) gab mir der König zum ersten Male etwas vorzulesen, was ich nicht auf dem Programm vorgeschlagen hatte. Es war ein Theil des Zuschauers in der „Neuen Preußischen Zeitung", die sogenannten Enthüllungen Nr. 5 enthaltend. Aehnliche Fälle kamen nur sehr selten vor.

Am 9. Juni erzählte der König beim Eintreten in das Theezimmer, daß er soeben seinem Bruder Wilhelm (Prinz von Preußen) das Oberkommando über das nach Baden gegen die Rebellen bestimmte Armeekorps übertragen habe. Am 23. Juni trafen denn ebenfalls während der Vorlesung die telegraphischen Depeschen von der Besetzung Mannheims und Heidelbergs, Wegnahme der Neckarlinie und dem Gefechte bei Waghäusel ein.

Am 1. September war zum ersten Male auf Sanssouci Ihre Majestät die Königin wegen einer Reise nach Pillnitz nicht gegenwärtig, und die Gesellschaft bestand daher nur aus Herren. Da ich bis dahin immer zum Souper mit dem Kammerherrn und dem Flügel-Adjutanten in das Nebenzimmer — die rothe Kammer — gegangen war, so war ich überrascht, daß heute im Konzertzimmer und unmittelbar am Tische des Königs für mich servirt wurde. Zum ersten Male nahm ich nun auch an dem lebhaften und interessanten Tischgespräche Theil, was später

jedesmal geſchah, wenn der König allein und keine Damen, ſondern nur Herren gegenwärtig waren. Ich erſah daraus, daß die Erlaubniß, in Gegenwart Ihrer Majeſtät der Königin an dem Souper theilnehmen zu dürfen, eine beſondere Gunſt war, zu welcher nur hoher Rang und Hofehre berechtigte, was mir auch ſpäter noch deutlicher werden ſollte, als mir ein für alle Mal dieſe Begünſtigung zugeſtanden wurde.

Als ich am 6. Oktober auf Sansſouci erſchien, fand ich dort zwei italieniſche Künſtlerinnen Signore Bertrandi, eine Sängerin und eine Harfenvirtuoſin, welche während des Thees den Allerhöchſten Herrſchaften etwas vortrugen, und zwar in wahrhaft künſtleriſcher Vollendung. Der König ſah indeſſen während der Muſikaufführung nicht ein einziges Mal von ſeiner Zeichenmappe auf, und auch die Königin gab kein Zeichen des Antheils oder Beifalls, ſo daß die armen Künſtlerinnen verlegen wurden und nicht wußten, ob ſie fortfahren oder was ſie machen ſollten. Nachdem ſie drei Muſikſtücke vorgetragen, zogen ſie ſich eben ſo ſchweigend zurück, wie ſie angefangen hatten; und während ſie noch bei mir im Vorzimmer waren, kam der König ſelbſt heraus, holte mich in das Theezimmer und ſagte: „Nun kommen Sie, Schneider, und leſen Sie Mir etwas vor!“ Es ſchien faſt, als wäre dem Könige die Verzögerung der Vorleſung durch dieſen Muſikvortrag unangenehm geweſen.

Am 13. Oktober machte ich eine ungemein peinliche Erfahrung. Während der Vorleſung eines neuen Gedichtes von Scheerenberg ſprachen einige Damen des Hofes flüſternd mit einander. Der König, welcher für alle Dichtungen von Scheerenberg ein ſtets wachſendes Intereſſe zeigte, fuhr plötzlich auf und verbat ſich jede Störung. Ich ſaß wie mit kaltem Waſſer übergoſſen. War dieſes Intereſſe des Königs auf der einen Seite hocherfreulich für mich, ſo konnte der Vorgang doch nicht dazu beitragen, mich zu einer von Seiten der Eingeladenen gern geſehenen Perſon zu machen. Später kam noch einmal der

Fall vor, daß junge Hofdamen an einem Nebentische etwas laut sprachen, worauf der König ihnen zurief: „Stille da hinten, die Weiber!"

So oft der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz den königlichen Hof besuchte, fielen, da dieser Fürst schwerhörig war, die Vorlesungen aus. Als dies das erste Mal geschah (17. November), kam der König selbst zu mir in die Gallerie der Flügel-Adjutanten, um mir zu sagen, daß die Vorlesung wegen Anwesenheit des Großherzogs ausfallen müsse. Als Ersatz dafür wurde ich am nächsten Tage, wo der Großherzog nach Berlin gefahren war, noch spät abends bestellt und mußte einen Besuch beim Professor Raupach unterbrechen, so daß ich erst nach dem Souper auf Sanssouci erscheinen konnte, nun aber bis nach Mitternacht lesen mußte.

Um diese Zeit begann der König über ihm eingesandte dramatische und andere Dichtungen mein Urtheil durch den Geheimen Kabinetsrath Illaire zu verlangen, zunächst in Bezug darauf, ob die Sachen sich zur Vorlesung eigneten, dann aber bei dramatischen Dichtungen wegen der Aufführbarkeit, endlich auch hinsichtlich der dafür zu bewilligenden Belohmungen; und ich darf wohl sagen, daß ich vieles für Schriftsteller habe thun können und gethan habe. Das war manchmal recht schwer, ist aber doch oft gelungen, wenn sonst Stimmung und Gelegenheit günstig waren.

Am 18. Januar 1850 verlieh der König mir den Rothen Adler-Orden 4. Klasse, den ersten Orden, den ich erhielt. Meine und meiner Familie Freude war groß, weil mir als Schauspieler diese Auszeichnnng nicht hätte werden können. Als ich am 27. Januar zur Vorlesung in Charlottenburg erschien, bedankte ich mich beim Könige, als er durch das Adjutantenzimmer zur Königin hinüberging. Der König gab mir die Hand, freute sich meiner Freude und führte mich zur Königin, welcher er den neuen Ritter vorstellte. Die Königin gratulirte mir und sagte

dabei: „Es hat Meinem Manne gewiß ebenſo viele Freude gemacht, Ihnen dieſe Auszeichnung verleihen zu können, wie Ihnen, dieſelbe zu empfangen. Auch Ich freue Mich aufrichtig darüber!“

Bis zu dieſem Tage war weder von einer Vergütigung für die Eiſenbahnfahrt, noch für den Aufenthalt in Berlin, noch endlich für die Wagen nach Charlottenburg die Rede geweſen; auch dies kam jetzt zur Sprache und ordnete ſich für die Zukunft.

Am 5. Februar kam der König plötzlich und ganz unerwartet gegen Abend nach Potsdam und ließ mich ſogleich zur Vorleſung befehlen. Es hieß, daß er gekommen ſei, um einer Aufführung geiſtlicher Muſik beizuwohnen. Dies geſchah aber nicht, und ließ der König die kleine Männergeſellſchaft ſehr lange auf ſein Erſcheinen warten. Es war der Vorabend der feierlichen Beſchwörung der Verfaſſung, und der König hatte ſeine bei dieſer Gelegenheit zu haltende Rede in ſeinem Kabinet ausgearbeitet. — Ich mußte zwar Humoriſtiſches leſen, aber der König verzog keine Miene, und den ganzen Abend herrſchte eine ſehr gedrückte Stimmung, die auch der eben aus Paris zurückgekehrte Hauptmann v. Schlegell, ſpäter Flügel-Adjutant, durch ſeine Erzählung dortiger Zuſtände und Vorgänge nicht zu verſcheuchen vermochte.

Am 16. Februar fand die Vorleſung im Charlottenburger Schloſſe nicht in dem Theezimmer der Königin, ſondern im Vortragszimmer des Königs ſtatt, welcher auf einem Ruhebette lag, da er ſich bei einem ſeiner nächtlichen Spaziergänge durch den Fall über eine ſteinerne Bank am Schienbein beſchädigt hatte. Vor dem Souper machte ein Kammerdiener halbſtündlich friſche Umſchläge von Bleiwaſſer, ohne daß die Vorleſung deshalb unterbrochen werden durfte. Nach dem Souper kam auch die Königin und beſorgte nun ſelbſt die Umſchläge. Trotz der Schmerzen war der König von der heiterſten Laune und ließ die Vorleſung gegen den Wunſch des Leibarztes bis Mitternacht dauern.

Auch am 23. Februar, 2. und 9. März fanden die Vorlesungen noch vor dem Ruhebette statt, da die Wunde am Schienbein nur sehr langsam heilte. Das letzte Mal wurden indessen schon keine Umschläge mehr gemacht; der König war an diesem Tage zum ersten Male wieder bei der Tafel erschienen, nachdem das Unwohlsein fast vier Wochen gedauert. — Die Vorlesungen währten an diesen Abenden jedesmal sehr lange, da der König, weil er seiner gewohnten körperlichen Bewegung entbehrte, keine Neigung zum Schlaf hatte.

Da ich stets bemüht war, dem Könige etwas Neues zu bringen, und zwar historisch auf den Tag Bezügliches oder der Zeit Angehöriges, so bildete sich eine Gewohnheit dafür heraus. So z. B. ließ mir Seine Majestät am 6. April mittags 3 Uhr durch den Kammerdiener Tiedke sagen, ich möchte abends doch eine Beschreibung des am Tage vorher in meiner unmittelbaren Nachbarschaft in Potsdam stattgehabten Brandes vorlesen. So wenig ein solcher Stoff sich für eine humoristische Behandlung eignete, so gelang es mir doch, von 4—7 Uhr nachmittags einen ziemlich umfangreichen Aufsatz zu beenden, der denn auch das Glück hatte, den König ganz besonders zu amüsiren.

Die schwierige Aufgabe, welche mir bei Anwesenheit der berühmten französischen Schauspielerin Rachel durch die unvorbereitete Vorlesung der Tragödie „Polyeukt" von Corneille gestellt wurde, und die Umstände bei ihrer Lösung habe ich in dem Abschnitte „Mademoiselle Rachel" ausführlicher geschildert. Der König hörte mich überhaupt gern französisch lesen.

Es verdient bemerkt zu werden, daß der König, wenn Ihre Majestät die Königin abwesend war, nie in demselben Zimmer lesen ließ, wo die Vorlesungen in Gegenwart der Königin stattfanden. In Sanssouci wurde in solchen Fällen nicht im Musikzimmer Friedrichs des Großen, sondern im ovalen Marmorsaale gelesen, — im Potsdamer Stadtschlosse nicht in der zweiten Etage und im Wohnzimmer der Königin, sondern in der ersten

Etage in dem Audienzzimmer Friedrichs des Großen, einige Male auch im Vorzimmer der Königin, — in Charlottenburg nicht im grünen Theezimmer, sondern im runden Speisesaale. Auch in dieser Beziehung hatte der König stets die zarteste Rücksicht für seine Gemahlin.

Am 26. August 1850 las ich zum ersten Male außerhalb der königlichen Schlösser. Die Truppen hatten Herbstmanöver in der Gegend von Gütergotz, und ich hatte einigen Offizieren des 1. Garde-Regiments zu Fuß versprochen, sie im Biwak zu besuchen, hatte mir auch das Gedicht „Waterloo" von Scheerenberg eingesteckt. Der König sah mich beim Bereiten der Biwaks und ließ mir sogleich sagen, ich möge zum Thee nach Gütergotz in das Hauptquartier kommen, welches im Hause des Landraths Albrecht aufgeschlagen war. Da ich nichts Anderes mitgebracht, als jenes Scheerenbergsche Gedicht, welches der König schon zweimal gehört, so war ich in der größten Verlegenheit, denn zu einem Hineinfahren nach Potsdam war es bereits zu spät. Der König ließ sich indessen das Gedicht bis zur Schlacht bei Ligny noch einmal vorlesen. Seit dieser Zeit wurde ich jedesmal in die Manöver-Hauptquartiere befohlen, sah mich aber von nun an besser vor. Von Gütergotz aus ging der König in die Manöver-Hauptquartiere Teltow und Müncheberg und fragte in beiden abends beim Thee, ob ich da sei. Nun sorgte der Flügel-Adjutant Oberst v. Bonin dafür, daß ich am 25. September nach Treuenbrietzen bestellt wurde. Auch diese Ausflüge benutzte ich, wie später die Reisen, um Gesehenes und Erlebtes humoristisch zu bearbeiten, welche Arbeiten den König vorzugsweise erfreuten. Die Harmlosigkeit des Scherzes schlug meist gerade die rechte Saite an, welche der Humor in einem Hofzirkel überhaupt erklingen lassen darf.

Am 7. September dauerte es abends ungewöhnlich lange, bis der König aus seinem Arbeitszimmer zum Thee kam. Die politischen Verhältnisse mit Hessen, Bayern und Oesterreich trübten

ſich und überbürdeten den König mit Arbeit. Da die König[illegible]gin und die eingeladenen Damen ſich langweilten, ſo ſandte d[illegible] die Königin ihren Kammerherrn, Grafen Dönhoff, zum Könige u[illegible]nd ließ anfragen, ob ich nicht unterdeſſen anfangen könne, etw[illegible]as vorzuleſen. Graf Dönhoff hatte ſeinen Auftrag an den Flüg[illegible]el-Adjutanten ausgerichtet, und dieſer brachte die Antwort aus de[illegible]m Kabinet: nein! es ſolle gewartet werden, bis Seine Majeſ[illegible]tät komme. Ueberhaupt hielt der König bei jeder Gelegenheit au[illegible]f-recht, daß ich nur bei ſeiner Perſon Dienſt zu thun hätte, u[illegible]nd die Formen ſeiner Suprematie wurden auch in den kleinſ[illegible]en Dingen von ihm nachdrücklichſt gehandhabt. So z. B. kam es anfangs vor, daß einer der anweſenden Prinzen ſchon vor de[illegible]m Eintritt des Königs mein Programm geleſen hatte und d[illegible]en Wunſch ausſprach, vorzugsweiſe einen der dort verzeichneten Au[illegible]f-ſätze vorleſen zu hören. Dergleichen Wünſche wurden nie erfül[illegible]lt. Ueberhaupt ſchien der König es nicht gern zu ſehen, wenn jema[illegible]nd außer ihm ſelbſt das Programm durchlas; nur der Miniſ[illegible]ter Graf zu Stolberg durfte es in die Hand nehmen. Meiſtenthei[illegible]ls brachte der König das Programm mit aus ſeinem Arbeitszimme[illegible]r, wo es vom Sonnabend Morgen an ſtets auf ſeinem Arbeit[illegible]s-tiſche lag. Am auffallendſten war wohl, daß der König in d[illegible]er erſten Zeit jeden Abend, dann aber nur hin und wieder, d[illegible]ie Königin fragte: „Eliſe, was ſoll Schneider leſen?“ — Wenn dan[illegible]n die Königin aus den vorgeſchlagenen Sachen etwas wählte, [illegible]o kam es doch ſelten dazu, ſondern es wurde irgend etwas Ander[illegible]s geleſen. Die Königin merkte das ſehr bald und erwiderte ſpät[illegible]er gewöhnlich auf das Anerbieten: „Was Du willſt, lieber Fri[illegible]tz. Mir iſt alles gleich willkommen.“

Unmittelbar nach der Reiſe in das Manöver-Hauptquarti[illegible]er Treuenbrietzen ließ mir der König ſechszig Friedrichsd'or zu[illegible] Beſtreitung der Reiſekoſten auszahlen, da er gehört hatte, da[illegible] ich für meine Fahrten nach Charlottenburg u. ſ. w. bisher keinerl[illegible]ei Entſchädigung erhalten. Am 15. Oktober kam dazu auch d[illegible]

Ernennung zum Hofrath, und nun verschwand nach und nach das ängstliche Gefühl, welches mich oft inmitten der Hofumgebung beschlichen hatte. Jetzt erst war meine frühere Laufbahn vollständig abgeschlossen, und ich durfte mich in den schwierigen Verhältnissen mit größerer Unbefangenheit bewegen.

Oktober und November brachten mehrere sehr unerquickliche Vorlese-Abende, da die politischen Verhältnisse sich trübten. — Am 26. Oktober hatte ich im rothen Vorzimmer von Sanssouci die merkwürdige Unterredung mit Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen von Preußen über die konstitutionellen kurhessischen Offiziere, welche in einem anderen Abschnitte dieser Erinnerungen ausführlicher besprochen ist. Am 2. November herrschte außerordentliche Verstimmung durch die Entlassung des Ministers v. Radowitz und den Einmarsch der Bayern in Hessen. Namentlich befand sich der stets gegenwärtige Prinz von Preußen in einer außerordentlichen Aufregung. Am 9. November war vormittags der Ministerpräsident Graf Brandenburg begraben worden, und abends nach der Vorlesung kam die telegraphische Depesche nach Sanssouci, daß die Bayern mit unseren Truppen bei Bronzell einige Schüsse gewechselt. Dann trat die Mobilmachung der Armee ein; kurz, es war eine schwere Aufgabe, bei solcher Stimmung den König und die Hofgesellschaft durch Vorlesungen zu fesseln und zu erheitern. Hin und wieder gelang es indessen doch, und der König sprach dann jedesmal beim Weggehen seinen besonderen Dank dafür aus.

Am 30. November hielt ich im Saale des Kasino eine Vorlesung zur Anschaffung warmer Kleidungsstücke für die ausmarschirten Truppen. Der König bestimmte den Tag auf einen Sonnabend und äußerte gegen die Damen v. Luck, v. Tümpling u. s. w., welche ihn dazu einluden: „Da Schneider Sonnabends zu Mir kommt, so kann es ihm ja einerlei sein, wenn Ich auch einmal zu ihm komme!“ Durch die Rückkehr des Ministers v. Manteuffel von Olmütz, wo die Kriegsfrage entschieden, das

heißt: beigelegt worden war, wurde der König indeſſen am Komm[illegible] verhindert. Die Soirée fand aber mit glänzendem Erfolge ſta[illegible]

Die Vorleſungen waren nun bereits ſo zur Gewohnh[illegible] geworden, daß ich ſogar an Tagen, wo der König die Theate[illegible] vorſtellung beſuchte, beſtellt wurde, um nach dem Souper noch etwas zu leſen (14. Dezember). Zum erſten Male kam es auch vor, daß der König abends eigenhändig: „Bravo!“ auf das Programm ſchrieb, um zu bezeichnen, was ihm beſonders gefallen (21. Dezember). Bei den Huberſchen „Skizzen aus Irland“ bemerkte der König mit Bleiſtift: „Geleſen!“ da die Königin ihm daraus ſelbſt vorgeleſen; ein Wink für mich, den Gegenſtand nicht weiter auf das Programm zu ſetzen.

Am letzten Vorleſe-Abende dieſes Jahres wurde Ihre Majeſtät die Königin ſo unwohl, daß ſie ſich zurückziehen mußte. Der König entfernte ſich mit ſeiner Gemahlin und erſchien nicht zum Souper, ſondern kam erſt nach demſelben wieder, um in der Lektüre fortfahren zu laſſen. Der König war überhaupt an dieſem Tage ungemein ernſt geſtimmt, da mittags der öſterreichiſche Premierminiſter, Fürſt Schwarzenberg, welcher mit dem Freiherrn v. Manteuffel von den freien Konferenzen in Dresden zurückgekommen war, in Charlottenburg geſpeiſt hatte.

Das Jahr 1851 begann unter günſtigen Umſtänden für mein Verhältniß zum Hofe, und der 20. Januar war ein entſcheidender Tag dafür. Am 18. Januar wohnte ich dem Ordensfeſte in Berlin bei und gab bei dieſer Gelegenheit mein Programm ab. Nachmittags wurde ich indeſſen abbeſtellt, da Ihre Majeſtäten von dem Feſte zu ermüdet ſeien; ich ſolle aber am Tage darauf kommen. Auch an dieſem Tage wurde ich abbeſtellt, weil die Majeſtäten ſich entſchloſſen hatten, das Theater zu beſuchen. Der Fourier beſtellte aber, Seine Majeſtät ließen mir ſagen, ich ſolle nur, da ich zwei Tage vergebens gewartet, ſelbſt einen Tag beſtimmen, wo ich ihm etwas vorleſen wolle. Natürlich hielt ich es für meine Pflicht, mich gleich am andern

Abende in Charlottenburg zu melden, und hier war es, wo ich beim Serviren des Soupers von dem Hofmarschall Grafen Keller die Weisung erhielt, heute im Zimmer Ihrer Majestät der Königin zu soupiren. Wie schon bemerkt, war ich bisher, wenn Ihre Majestät die Königin der Vorlesung beiwohnte, mit dem dienstthuenden Flügel-Adjutanten und dem Kammerherrn zum Souper in ein anderes Zimmer gegangen und erst nach Beendigung desselben zur Fortsetzung der Lektüre befohlen worden. Heute wurde mein Couvert neben die der übrigen Gesellschaft, den Majestäten gegenüber, gelegt. Der Flügel-Adjutant Major v. Manteuffel sagte mir während des Soupers, daß dies eine Ehre sei, welche, so lange es einen königlich preußischen Hof gebe, noch nie einer Person bürgerlichen Standes und in einem Hofdienstverhältnisse widerfahren sei. Ueber die Veranlassung dazu erzählte mir derselbe, daß der König bei der Mittagstafel den Hofmarschall gefragt, weshalb ich nicht bei der Abendtafel bliebe und erst nach derselben zur Fortsetzung der Lektüre jedesmal wieder gerufen werden müsse, worauf dann der Befehl erfolgte, ich solle künftig bleiben. Gleich darauf sagte der König aber, der Hofmarschall möge sich bei Ihrer Majestät erkundigen, ob derselben diese Anordnung genehm sei. Die Königin hatte darauf erwidert, daß sie nicht allein nichts dagegen, sondern sich stets im Stillen darüber gewundert habe, wie das nicht schon längst geschehen sei. Damit war die Sache geordnet, und mein Verhältniß zur Hofgesellschaft wurde nun sofort ein anderes. Der König richtete häufig während des Soupers das Wort an mich, und die Unterhaltung wurde weniger förmlich. Daß diese Auszeichnung auch manchen Neid und manche Mißgunst hervorgerufen haben mag, ist mir nach späterer Erfahrung mit anderen Personen, über deren Auszeichnung durch die Majestät man sich auch gegen mich mißgünstig aussprach, sehr wahrscheinlich, obgleich ich persönlich davon nichts erfahren.

Am 15. Februar fand zum ersten Male eine Vorlesung

im Berliner Schloſſe ſtatt, und es machte einen eigenthümlichen Eindruck auf mich, in Räumen zu verkehren, wo die beiden Majeſtäten im März und April 1848 ſo viel Schmachvolles erlebt und ertragen. Während des ganzen Abends konnte ich das ſchmerzliche Gefühl der Erinnerung nicht los werden. Ueberdies ſetzte mich dieſer Abend in mannigfache Verlegenheit. Prinz Carl begann nämlich während des Soupers über die von mir redigirte „Wehrzeitung" zu ſprechen, weil gerade damals an der Stiftung eines Gegenorganes gearbeitet wurde. Mit größter Sorgfalt hatte ich ſtets vermieden, auf irgend eine Art bei Hofe meine politiſch-literariſche Thätigkeit zu erwähnen, weil ich ſehr wohl fühlte, daß ſonſt meine Stellung überhaupt bald eine ganz unhaltbare werden müſſe. Schon die Unterredung mit Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen von Preußen am 26. Oktober des vorigen Jahres hatte mich über die Schwierigkeit dieſer Stellung peinlich belehrt; heute Abend wurde indeſſen ganz offen und wie von einer bekannten Sache davon geſprochen, daß ich ſelbſtändig die „Wehrzeitung" redigire, und ich konnte nur ſchweigend über mich ergehen laſſen, was ich nicht ändern konnte. Nach dem Souper nahm mich der König allein in eine Fenſterniſche und ſagte, er habe wohl bemerkt, daß ich nicht hätte antworten wollen, fand dies auch ganz angemeſſen, verlangte aber nähere Nachricht über das Projekt einer „Landwehr-Zeitung", wie die neue Anti-Wehrzeitung heißen ſollte. Ich ſagte, was ich wußte, und erfuhr bei dieſer Gelegenheit wenigſtens, daß der König aufmerkſam meine fortgeſetzte Thätigkeit auf dem Felde der politiſch gewordenen Militärliteratur verfolgte.

Im Ganzen habe ich nur ſelten im Berliner Schloſſe vor den Allerhöchſten Herrſchaften geleſen, und es kam dort auch nie zu einer rechten Behaglichkeit, wie in Potsdam oder Charlottenburg. Die Erinnerung an jene furchtbaren Märztage ruhte zu ſchwer und ſichtlich auf den Räumen, als daß der Hof ſich hier hätte wohl befinden können.

Am 15. März hatte ich aus alten Aktenstücken und Original-
en König Friedrich Wilhelms I. einen Aufsatz über die Ver-
ssung zum Bau des Vernezobreschen, jetzt Prinz Albrecht-
, Palais vorgelesen und der König dabei geäußert: „Das
) hübsch, daß die Birch eigentlich ein Stück daraus machen
e!" Gleich am nächsten Tage begab ich mich zu dieser
so geschickten wie fruchtbaren Bühnen-Dichterin, theilte ihr
Ausspruch des Königs sowie das literarische Material mit,
Frau Birch ergriff die Idee mit solcher Lebhaftigkeit, daß
chon am 10. Mai das fertige, später oft gegebene Stück:
: man Häuser baut" den Majestäten vorlesen konnte. Als
em Könige meldete, daß das Stück fertig sei, befahl Aller-
derselbe in einer besonderen Ordre von Ludwigslust aus,
ie Taufe des Erbgroßherzogs von Mecklenburg stattgefunden,
die Vorlesung sogleich nach der Rückkehr erfolgen solle, was
auch geschah und sehr erfreute.

Am 22. Mai erhielt ich unerwartet den Befehl, mich sofort
Warschau zu begeben, wohin der König einige Tage vorher
Besuche des Kaisers von Rußland abgereist war. Ueber
Erlebtes spricht ein besonderer Abschnitt dieser Erinnerungen.
brachte es sofort nach der Rückkehr in eine humoristisch er-
nde Form und mußte, je nachdem es fertig wurde, aus-
ßlich daraus an mehreren aufeinanderfolgenden Abenden
Sanssouci vorlesen. Gleich der erste Abend (7. Juni) sollte
den Beweis geben, daß diese Art der Abendunterhaltung
en König bereits die Macht einer angenehmen Gewohnheit
ommen; denn meine Vorlesung fiel auf den Todestag des
seligen Königs und auf den Vorabend des heiligen Pfingst-
, Tage, welche sonst bei Hofe in höchster Stille und Zu-
zogenheit zugebracht wurden. Beide Majestäten waren
nach Charlottenburg gefahren, um dort das Mausoleum
esuchen. Um nicht aufdringlich zu erscheinen, wollte ich
solchen Umständen morgens meine gewöhnliches Programm

gar nicht abgeben und fragte deshalb den Hofmarschall um Rath, der indessen doch keine Entscheidung übernehmen wollte. Nun gab ich es allerdings dem dienstthuenden Kammerdiener Woytasch, welcher aber erklärte, an einem solchen Tage dem Könige das Programm zu einer Abendunterhaltung nicht vorlegen zu können. Ich erwartete nun bis zum Abend die Abbestellung; als sie indessen nicht kam, mußte ich mich wie gewöhnlich einfinden. Der Flügel-Adjutant v. Bonin sah mich, verlangte mein Programm und nun ließ der König die Vorlesung sofort beginnen. Der Anfang meiner humoristischen Beschreibung der Warschauer Reise gefiel so ungemein, daß sie jeden weiteren Vorlese-Abend fortgesetzt werden mußte und der König besondere Einladungen dazu ergehen ließ. Auch am 19. Juli, dem Sterbetage der Hochseligen Königin Luise, wurde nicht ausgesetzt und der Schluß gelesen, nach welchem der König und auch die Königin ihr ganz besonderes Wohlgefallen darüber aussprachen.

Einige Tage nachher trat der König seine große Reise nach Königsberg und Pillau zu den Herbstmanövern, dann nach Erdmannsdorf und dann nach Hohenzollern an, auf welcher letzteren ich zum ersten Male die Ehre hatte, Seine Majestät begleiten zu dürfen. Ich hatte dies dem Flügel-Adjutanten Grafen Blumenthal zu danken, welcher, wahrscheinlich durch den Erfolg meiner Beschreibung der Reise nach Warschau veranlaßt, dem Könige Aehnliches für die Reise zur Huldigung nach Hohenzollern in Aussicht gestellt. Es sollte unterwegs mehrere Male zur Vorlesung beim Thee kommen, zuletzt auch während der Fahrt auf dem Bodensee; aber jedesmal trat eine Verhinderung ein. Auch von dieser Reise brachte ich eine reiche Ausbeute für die späteren Vorlese-Abende auf Sanssouci mit, und gab ich den verschiedenen Schilderungen den Namen: „Papierkörbliches“ wegen der aphoristischen Form. Der Ausflug von Lindau am Bodensee, wo ich mich von dem Gefolge des Königs trennte, durch

Schweiz nach Neufchatel war auch in anderer Hinſicht förder-
doch gehört das nicht an dieſe Stelle.

Nach Potsdam zurückgekehrt, kam ich zum Beginn der
ſtmanöver der 6. Diviſion, zu welchen der König ſich ſchon
Freitage, den 12. September, nach Treuenbrietzen begeben
, wohin ich ſofort befohlen wurde, als ich in Sansſouci
e Rückkehr gemeldet. Dort begann die Vorleſung der Er-
ſſe und Beobachtungen von der Reiſe nach Hohenzollern
Neufchatel, zu denen auch die in dem Abſchnitte „Fanny
" geſchilderten Vorgänge gehörten. Unter den einzelnen,
humoriſtiſchen Schilderungen befand ſich auch eine, welche
König zu ſo heftigem und anhaltendem Lachen brachte, wie
elten erlebt. Es waren die allerdings ſehr komiſchen Vor-
je, welche der Mohr des Königs, Hagen, mit einigen Küchen-
ern in Hechingen gehabt. Da in dem Hauptquartier Treuen-
zen nur Offiziere beim Thee gegenwärtig waren, ſo waren
s ſtarke Farben in der Schilderung erlaubt. Der Scherz
l aber ſo ſehr, daß der König auf lange hin den Eindruck
vergaß. Gleich den nächſten Vorleſe-Abend im Manöver-
ptquartier Ferch bei Potsdam fing der König wieder davon
und ich mußte es noch einmal, abermals vor Offizieren und
mals unter nicht endendem Gelächter leſen.

Der König war von Potsdam aus mit dem königlichen
mpfſchiffe „Alexandra" über den Schwielow-See nach Ferch,
leitet von Ihrer Majeſtät der Königin und den Damen des
es, gefahren und hatte erſt kurz vor der Abfahrt aus Sans-
i befohlen, daß ich mit auf dem Dampfſchiffe fahren ſolle.
Befehl traf mich aber ſo ſpät, daß ich trotz aller Eile erſt
dem Abfahrtsorte — dem gräflich Ingenheimſchen Garten an
Chauſſee nach Brandenburg — anlangte, als das Dampf-
f bereits abgeſtoßen hatte. Als der König mich, verlegen
die unverſchuldete Verſpätung, am Gartenufer ſtehen ſah,
hl er, daß das Schiff wieder anlegen und mich noch ein-

nehmen ſolle, was viele Schwierigkeiten machte und mich noch mehr in Verlegenheit ſetzte; denn nichts iſt in Hofverhältniſſen peinlicher, als ſich Gegenſtand für die Aufmerkſamkeit aller zu fühlen. Als man bei Ferch angekommen, wurden die Biwaks durchfahren, wozu mir der Hofmarſchall einen Platz auf dem Wagen der Hofdamen anwies.

Nachdem die Königin ſich dann mit den Damen nach Potsdam zurückbegeben hatte, ging der König in das Speiſezelt der Offiziere des 1. Garde-Regiments zu Fuß und befahl, daß ich hier meine Vorleſung halten ſollte, wo dann wieder die Geſchichte mit dem „Mohren" belacht wurde. Dann ging es in das Dorf zurück, wo der König nach dem Souper im Hauſe des Förſters die Lektüre fortſetzen ließ. Am Tage darauf fand wieder Vorleſung in Sansſouci ſtatt, und hier ſollte ich nun abermals die „Mohrengeſchichte" vorleſen und zwar Ihrer Majeſtät der Königin, welcher der König wiederholt davon erzählt hatte. Natürlich hatte ich gerade das Blatt, welches die „Mohrengeſchichte" enthielt, verloren; wobei es diesmal ſein Bewenden hatte. Zwei Tage nachher mußte ich in das Hauptquartier Petzow am Schwielow-See kommen, und auch hier fing der König wieder von der „Mohrengeſchichte" an, und ob ich denn das Blatt noch nicht wiedergefunden hätte; — eben ſo bei der nächſten Vorleſung auf Sansſouci. Bis dahin hatte es verloren bleiben müſſen. Nun aber wurde ich zum Mitgehen nach dem Jagdhauſe Hubertusſtock in der Schorfheide befohlen und zwar mit dem Zufügen, dort ſeien keine Damen; ich ſolle mir alſo nur rechte Mühe geben, das Blatt mit der „Mohrengeſchichte" zu finden.

Nachdem ich mit der Eiſenbahn bis Bieſenthal und von dort mit dem Leibarzte Dr. Grimm im Wagen bis zum Hubertusſtock gefahren, kam ich um 6 Uhr dort an, und es ging ſofort zum Thee, wobei der unglückliche Mohr nun endlich zur Ruhe kam. Auch am zweiten Tage, wo ich zum erſten Male die

hre hatte, mittags zur königlichen Tafel gezogen zu werden, nd abends eine lange Vorleſung ſtatt. Ich hatte die mir bis ahin fremden Vorkommenheiten der Jagd und des ganzen Jäger- eſens beobachtet und während des Tages einen humoriſtiſchen ufſatz mit Ausdrücken aus der Jägerſprache und über dort ge- hörte Anekdoten geſchrieben, der abends, beſonders durch ſeine ugenblicklichkeit, der ganzen Geſellſchaft viel Vergnügen machte nd die Veranlaſſung geweſen zu ſein ſcheint, daß ich ſpäter auch u anderen Jagden befohlen wurde. Ich beobachtete ſcharf, er- undete nach allen Seiten die Jagdvorgänge und konnte ſo immer es abends Neues und Bezügliches liefern; ein Eifer und Fleiß, en der König vielfach durch Wort und That anerkannte. Ich urde dadurch der gewohnte und gern geſehene Begleiter des önigs bei ſeinen Jagden.

Als ich einige Tage nachher auf Sansſouci zur regelmäßigen Vorleſung erſchienen war, kam der König ſelbſt nach der Flügel- djutanten-Gallerie, wo ich wartete, und ſagte mir: „Heute wird ohl nichts aus unſerer Lektüre werden, denn der berühmte rchitekt Hittorf aus Paris iſt hier und will Mir ſeine Pläne nd Anſichten neuer Bauwerke zeigen. Aber weggehen dürfen Sie deswegen nicht. Sie müſſen zum Souper bei uns bleiben nd jedenfalls morgen dafür kommen.“ (12. Oktober.)

Am 15. Oktober, zum Geburtstage des Königs, erhielt ich den ſchon auf der Burg Hohenzollern am Huldigungstage mir ugeſagten Haus-Orden von Hohenzollern, als ich mich morgens zur Gratulation auf Sansſouci einfand, aber erſt als die Gra- tulation vorüber war, und zugleich den Befehl, mich abends in Paretz einzufinden, wohin der Hof ſich nach dem Diner begeben wollte, um den Geburtstag nur im Kreiſe der Familie zuzubringen. Auch dies war eine Auszeichnung, weil bis dahin niemand außer der im Dienſt befindlichen Umgebung in dieſe Einſamkeit mitgenommen worden war. Da der König auch am 16. noch n Paretz blieb, ſo mußte ich am nächſten Tage abermals hinaus-

kommen. Diesmal war aber eine größere Gesellschaft, da d König die in Potsdam bei den Regimentern stehenden junge Prinzen hatte einladen lassen. Der schmerzlichen, aber auch er hebenden Erinnerungen an den Hochseligen König gab es i dem so stillen Paretz mancherlei. Wie hätte ich früher je denken können, daß ich in einem Ruhesitze, zu dem bei Lebzeiten König Friedrich Wilhelms III. nur wenige der Höchsten und Auserwählten Zutritt hatten, jemals zu den Eingeladenen und unter diesen zu den Beachteten gehören würde!

Die heiteren Abende im Jagdhause Hubertusstock und meine von mir selbst zu humoristischen Aufsätzen benutzte Unkenntniß in der Jägerei hatten die königlichen Prinzen Carl und Albrecht veranlaßt, mich während des Monats Oktober mehrere Male zu den Parforcejagden im Jagdschlosse Stern bei Potsdam ein zuladen. Da ich damals aus Gesundheitsrücksichten ein Reitpferd benutzte, so konnte ich die Jagden mitreiten und demgemäß ein humoristisches Protokoll derselben bei Tische verlesen. Diese scherzhaften Arbeiten machten so viel Glück, daß beide königliche Prinzen verlangten, ich solle mir einen rothen Rock machen lassen, dann jedes Mal die Parforcejagden mitreiten und ein für alle Mal die Redaktion und den Vortrag der Protokolle übernehmen. Gleich übersehend, wohin eine solche Ueberhebung in einer so durchaus aristokratischen Gesellschaft führen könne, wich ich dem gewiß freundlich gemeinten Anerbieten aus, indem ich vorschützte, daß mir die Mittel zur Anschaffung einer so kost baren Garderobe fehlten. Die Prinzen mußten dies Seine Majestät dem Könige mitgetheilt haben; denn bei der Vorlesung am 1. November in Sanssouci sagte der König mir plötzlich, ich solle mir auf seine Kosten einen vollständigen Parforce-Jagdanzug machen lassen, damit ich die Jagden seiner Brüder mit reiten könne. Hier half nun die Ausflucht der Mittellosigkeit nicht mehr, und ich bat daher Seine Majestät, mich zu entschuldigen, da ich wohl fühle, keinen Anspruch auf die Aufnahme

in eine Gesellschaft zu haben, zu welcher nur adliche Geburt, Stand und Reichthum berechtige. Der König erwiderte, daß ja auch der Stabsarzt Dr. Weiß bei diesen Jagden den rothen Rock trage; ich unterstand mich aber, auf meinen früheren Stand und auf die Möglichkeit aufmerksam zu machen, daß irgend ein Mitglied der Gesellschaft sich dadurch vielleicht für berechtigt halten könne, einen Scherz auf meine Kosten zu machen, den ich nicht zu ertragen gesonnen sei. Ich wisse wohl, daß Seine Majestät und die königlichen Prinzen, sowie diejenigen Personen, welche mich in meinen neuen, ehrenden Verhältnissen kennen gelernt, mir sehr wohl wollten; dies sei aber nicht von allen vorauszusetzen, und namentlich nicht von denen, die mich für einen anmaßenden Eindringling halten könnten. Der König hörte meiner etwas warm werdenden Auseinandersetzung zu, gab mir dann die Hand, und es war nachher nie wieder von einem rothen Rocke die Rede.

Wahrscheinlich um ein für alle Mal zu zeigen, daß der König meine Anwesenheit bei den Jagden und dem Diner billige, wurde ich am 3. November zur Vorlesung des Protokolls bei der großen Hofjagd am St. Hubertusfeste im Jadgschlosse Grunewald befohlen. Natürlich erschien ich dabei im schwarzen Frack mit Orden, machte erst die Jagd mit, dinirte mit der Gesellschaft im Schlosse und wurde während des Diners an die königliche Tafel gerufen, um das Protokoll vorzulesen. In der Thür zwischen dem Kabinete, in welchem sich die königliche Tafel befand, und dem Mittelsalon, in welchem sich die ganze Jagdgesellschaft aus den oberen Räumen zusammendrängte, stehend, mußte ich diesmal — und dann alljährlich bis 1858 einschließlich — das Protokoll lesen, dessen Inhalt ich indessen jedesmal erst dem Prinzen Carl zur Genehmigung vorlegte. Sowohl die Abfassung, als das Vorlesen dieser St. Hubertus-Protokolle gehörte mit zu den schwierigsten Aufgaben meines Dienstes. In Gegenwart der Königin und der Prinzessinnen

mußte das äußerſte Maß im Humor gehalten werden, und
verlangte Ort, Stimmung und Geſellſchaft das möglichſt Draſt
Die ſtete Wiederholung und der jedesmal laut ausgeſpro
Beifall des Königs ſprechen indeſſen für das Gelingen.
wurde dadurch eine ſo bekannte Perſönlichkeit bei dieſen J
feſten, daß der Hofkünſtler Grawert mich auf Befehl des Kö
auf dem Bilde von der Hubertusjagd anbringen mußte, wel
1858 auf der Berliner Ausſtellung war und dann im J
ſchloſſe Grunewald aufgeſtellt wurde.

Am 26. November fand die feierliche Beiſetzung des
ſtorbenen Königs Ernſt Auguſt in Hannover ſtatt, und der K
hatte befohlen, daß ich mich am 25. ſeinem Gefolge dahin
ſchließen ſolle, weil in Braunſchweig übernachtet und dort
Vorleſung ſtattfinden werde. Es wurde zwar weder auf
Hin-, noch auf der Rückreiſe etwas aus der beabſichtigten L
leſung; aber in Braunſchweig kam es im Hotel du Rhin,
das ganze Gefolge wohnte, zu ungemein komiſchen Vorgän
da alle Militärperſonen vergeſſen hatten, tiefe Hoftrauer
zunehmen. Der König hörte davon und redete mich auf
Fahrt von Braunſchweig nach Hannover auf mehreren Statio
an, indem er verlangte, ich ſolle ihm für Sansſouci eine
vollſtändige Schilderung aller Reiſebegebenheiten zuſammenſtel
ja wo möglich ſchon für Braunſchweig, wohin er für die N
zurückkehren werde. Das war ein unerwarteter und gefährli
Auftrag für die Reiſe zu einem fürſtlichen Begräbniß. Ich h
ihn auch nicht für ernſthaft gemeint und wollte nur
Material zu einer genauen Beſchreibung der Pompe funè
ſammeln.

In Hannover und dann im Schloſſe Herrenhauſen a
kommen, wo die feierliche Beiſetzung der königlichen Leiche ſt
fand, kam ich zum erſten Male, ohne meine Schuld und ge
ohne meinen Willen, in eine peinliche Lage wegen meiner Stell
und meines äußerlich noch auf keine Weiſe geordneten Verh

niſſes zum Hofe überhaupt. Ich wollte aus den Fenſtern des Vorzimmers Seiner Majeſtät den großartigen Leichenzug überſehen und wartete dort mit dem Geheimen Kämmerier Schöning, bis der König ſich hinab begeben haben würde, als ein Flügel-Adjutant des Königs von Hannover erſchien und den Geheimen Kämmerier Schöning bat, ihm zu folgen, da er beauftragt ſei, dem Gefolge Seiner Preußiſchen Majeſtät die beſtimmten Plätze anzuweiſen. Schöning hatte indeſſen noch mit dem Könige zu ſprechen und wies auf mich, da ich auch zum Gefolge gehöre. Ich weigerte mich zwar, allein zu gehen, der Flügel-Adjutant drängte aber, da ſein übriger Dienſt ihn in Anſpruch nehme, und ſo folgte ich denn, weil ich glaubte, es handle ſich nur um einen Platz als Zuſchauer auf irgend einer Eſtrade.

Schon im nächſten Zimmer befanden wir uns mitten in dem Leichengefolge. Zunächſt Stabsoffiziere aller Truppengattungen, im zweiten Zimmer Generale und Miniſter, im dritten die höchſten Hofchargen, alle ſchweigend und mich betrachtend, als der Flügel-Adjutant mich allein hindurchführte. Ich fühlte mich wie mit Blut übergoſſen, als alle Blicke auf mir hafteten, und ich bat meinen ebenſo höflichen wie dienſtfertigen Führer, er möge mir erlauben, umzukehren, da hier wohl nicht mein Platz ſei; er wollte das aber durchaus nicht zugeben, da der junge König Georg ihm ausdrücklich aufgetragen habe, das perſönliche Gefolge des Königs von Preußen an den für daſſelbe beſtimmten Platz zu führen, während die mitgekommenen preußiſchen Militärperſonen bei den hannöverſchen Generalen und Stabsoffizieren verweilen ſollten. So führte er mich denn unmittelbar in das Thronzimmer, wo die königliche Leiche in Parade unter dem Thronhimmel ſtand und von den Großwürdenträgern der Krone und des Hofes umgeben war. Hier ſtanden an der Fenſterwand der General-Adjutant, die Flügel-Adjutanten vom Dienſt, der Leibarzt ꝛc. des Königs von Preußen, und ſahen mich auch ihrerſeits mit großen Augen an,

als mein Führer mich mitten unter sie stellte. Ich drückte mi
so tief als möglich in eine Fensternische, werde aber die Minut
nicht vergessen, die ich dort zugebracht; denn ich hatte d
richtige Gefühl, nicht dorthin zu gehören. Unter den Hofcharge
welche mit den Insignien auf Kissen den königlichen Sarg um
standen, befand sich mir gerade gegenüber der Kammerherr un
Intendant des Hof-Theaters v. Meding, unter dessen Direktio
ich erst wenige Jahre vorher Gastrollen gegeben; ich sah ih
an, daß er sich gar nicht zusammenreimen konnte, wie ich, mi
Orden dekorirt und von einem königlichen Flügel-Adjutante
geleitet, an diesen Platz komme. Glücklicherweise dauerte di
peinliche Lage nicht lange. Mein Führer hatte mir zwar bei
Weggehen gesagt, das persönliche Gefolge habe sich beim Leichen
zuge unmittelbar den Königlichen Majestäten anzuschließen, i
war aber, sobald ich meine Lage erst erkannt, fest entschlosse
zurückzubleiben, was ich denn auch, als der Trauerzug sich i
Bewegung setzte, that, so daß ich alles Uebrige vom Fenste
aus mit ansah. War ich bis dahin immer schon auf da
äußerste bemüht gewesen, mich persönlich so unbemerkt w
möglich zu halten, so veranlaßte das in Hannover Erlebte vo
nun an eine verdoppelte Vorsicht, und ist mir auch Aehnliche
nicht wieder passirt.

Kaum nach Potsdam zurückgekommen, wurde ich schon z
Vorlesung befohlen und mir dabei gesagt, ich möge nur ja d
Reisebeschreibung nach Hannover mitbringen. Also war es de
Könige doch Ernst damit! Nun war guter Rath theuer, u
ich schrieb noch bis zum Abend nieder, was irgend zu erzähl
war, beschränkte mich aber auf die Fahrt bis Braunschwe
und den Aufenthalt dort, ohne Hannover und die Traue
feierlichkeit auch nur mit einem Worte zu erwähnen. D
Scherz hatte — ich möchte sagen — das Unglück, wieder se
zu gefallen, obgleich ich doch erreichte, daß wenigstens von ein
Fortsetzung nicht die Rede war. Der König muß aber wo

ie gewöhnlich, anderweitig davon gesprochen haben, daß er sich ber meine humoristische Beschreibung der Reise zur Beisetzung ach Hannover sehr amüsirt; denn später gab mir der Minister Graf zu Stolberg zu verstehen, daß man an anderen deutschen Höfen wohl wisse, wie ich dem Könige die Reisen dahin auf lächerliche Weise schildere. Das ist zwar nie und nirgend von mir geschehen, wie meine Manuskripte ausweisen; aber was half ein solches Bewußtsein gegen die gelegentlichen, noch obenein für mich gut gemeinten Aeußerungen des Königs.

Vom 6. Dezember an wurde ich jedesmal in einer königlichen Equipage zu den Vorlesungen von Berlin nach Charlottenburg gefahren, so daß sich auch in dieser Beziehung mein Verhältniß äußerlich entsprechender gestaltete. So hatte denn das Jahr 1851 durch die Reisen, die Ordensverleihung und durch die größere Vertraulichkeit der Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften meine Stellung befestigt, meine Wirksamkeit ausgedehnt.

Im Jahre 1852 fand am 24. Januar beim königlichen Theater die Feier der 25jährigen Amtsführung des Regisseurs Weiß statt. Ich erzählte den Majestäten davon und erhielt den Befehl, den Jubilar dazu von beiden Majestäten und den sämmtlichen anwesenden königlichen Prinzen zu beglückwünschen. Ich kam zwar erst gegen Mitternacht von Charlottenburg zurück, begab mich aber noch spät zu Tietz Unter den Linden, wo ich die Festgäste noch versammelt fand. Nachdem ich den Intendanten Herrn v. Hülsen von meinem Auftrage benachrichtigt hatte, richtete ich dem Jubilar die Glückwünsche der Majestäten aus und blieb dann noch bis ein Uhr in der Gesellschaft. Es war das erste Mal seit dem Jahre 1848, daß ich mich wieder in der Gesellschaft meiner früheren Kollegen befand. Wie manche Erinnerung wurde hier angeregt, aber auch wie viel anders erschienen mir Personen und Gespräche, als früher. Freilich war ich auch früher nie unmittelbar von dem Souper des Königs in den Kreis eines theatralischen Festmahles getreten. Dagegen

hatte ich beim Theater dreißig und bei Hofe erſt vier Jahre gelebt; deſſenungeachtet fühlte ich, daß die Trennung eine vollkommene geworden war.

Am 25. März begab ſich der König nach Meurs am Rhein, wo dieſe Grafſchaft die 150jährige Einverleibung in das Königreich Preußen feierte. Auch auf dieſer Reiſe mußte ich den König begleiten, weil unterwegs ſowohl wie dort Abendvorleſungen ſtattfinden ſollten, und wie früher beſchrieb ich die Erlebniſſe in einem humoriſtiſchen Aufſatze, welcher ſpäter an mehreren Abenden unterhielt. Auch in Meurs ſelbſt kam es zu einer Vorleſung in dem dortigen alten Schloſſe. Unvergeßlich wird mir von dieſer Reiſe der kurze Aufenthalt in der Stadt Krefeld ſein, wo ich als junger Schauſpieler bei der Deroſſiſchen Truppe in den kümmerlichſten Verhältniſſen gelebt hatte und jetzt in königlicher Equipage die Ehrenbezeugungen von Perſonen empfing, die mich damals für unwürdig gehalten haben würden, ihr Haus zu betreten. (Siehe den betreffenden Aufſatz: Le Meursius prussien.)

Am 6. Mai begab ſich der König nach Myslowitz an die ruſſiſche Grenze, um dort den Kaiſer zu empfangen, die Kaiſerin aber zum Beſuch in Potsdam zu geleiten. Ich erhielt erſt kurz vorher den Befehl, mitzugehen, um bei dem zweimaligen Uebernachten in Breslau vorzuleſen, wozu es aber nicht kam. In Koſel auf der Rückreiſe war Kaiſer Nikolaus wieder beſonders gnädig gegen mich und reichte mir vor dem ganzen Hofe die Hand, erinnerte ſich auch mit Vergnügen der Tage in Warſchau und Skierniewice im vergangenen Jahre. Auch dieſe Reiſe gab wieder Stoff zur Beſchreibung.

Am 8. Mai abends kamen wir nach Potsdam zurück, und ſchon am 9. (Sonntag) kam ein Jäger mit der Frage, ob ich wohl vorbereitet ſei, der Königin etwas vorzuleſen. Da Ihre Majeſtät ſich noch nie etwas allein hatte vorleſen laſſen, ſo begriff ich dieſe Frage nicht, bejahte ſie aber. Es war ſchon

hr abends, ich konnte alſo nur raſch Toilette machen und
auf das Schloß begeben, wo alle Hofſtaaten verſammelt
die zahlreiche Geſellſchaft in höchſter Gala war. Die Kaiſerin
nd ſich dagegen ganz allein in den Zimmern Friedrich
helms I., und nur ab und zu durften einzelne ihrer Brüder
Schweſtern in ihr Zimmer kommen, da ſie ſich ſehr leidend
nd und durchaus kein Geräuſch vertragen konnte. Zum
en Male befand ich mich in einer Gala-Verſammlung des
ßiſchen Hofes und wußte gar nicht, wie ich mich ſtellen oder
giren ſollte, da niemand von meiner Beſtellung etwas wußte,
nicht begriff, was ich bei einer ſolchen Veranlaſſung im
loſſe zu thun haben konnte. Ich durfte ſelbſt nicht glauben,
der König oder die Königin ſich in dieſer geräuſchvollen
gebung etwas vorleſen laſſen würden, und hielt die ganze
ſtellung für ein Mißverſtändniß, als Prinz Albrecht mich
ſuchte und mir ſagte, die Kaiſerin habe gewünſcht, daß ich
etwas vorleſen ſolle, und zwar womöglich etwas, was ſie
ihre Vaterſtadt Berlin erinnere und worüber ſie lachen
ne, was bei ihrem kranken Zuſtande gar nicht mehr vor-
me. Nun war ich orientirt und erfreut. Es dauerte denn
nicht lange, ſo holte mich der König ſelbſt zur Kaiſerin
in, wo nur die Königin und die Großherzogin Alexandrine
Mecklenburg gegenwärtig waren. Das Zimmer war faſt
kel und nur von wenigen Schirmlampen erhellt; die Kaiſerin
in einem tiefen Lehnſtuhl in halb liegender Stellung und
e mir einige freundliche Worte. Ich mußte vorſchlagen, was
l ihren Wünſchen entſprechen könne, und empfahl „Die Land-
tie“ von Glasbrenner. Als der König und die Königin auch
rſeits dieſen echten Berliner Scherz empfahlen, mußte ich
hinter die Rücklehne des Lehnſtuhls der Kaiſerin ſetzen, ſo
meine Lichte nicht genirten; der König flüſterte mir zu,
glichſt leiſe zu leſen, und nun las ich die Landpartie faſt
zu Ende. Im Anfange herrſchte eine beängſtigende Stille,

dann aber brach der König bei einigen komiſchen Stellen in das ungenirteſte und glücklicherweiſe anſteckendſte Gelächter aus, ſo daß die Kaiſerin mehrere Male mit der Hand winkte, eine Pauſe zu machen, damit ſie ſich erſt vom Lachen erholen könne. Doch blieben ihr manche echt Berliner Ausdrücke unverſtändlich, da ſie ſeit 1817 nicht mehr im Volkstone hatte ſprechen hören, ſo daß vielerlei Erklärungen die Vorleſung unterbrachen. Während derſelben kamen nach und nach die einzelnen Schweſtern und Brüder, aber nur wenn ein Anweſender hinausgegangen war, da die Kaiſerin gewünſcht, daß nie mehr als fünf Perſonen in ihrem Zimmer ſein möchten.

Daß die Kaiſerin ſich ſehr wohl unterhalten und behaglich gefühlt, bewieſen die am 13., 14. und 15. hintereinander befohlenen Vorleſungen in ihrem Zimmer.

Als ich nach Beendigung der Lektüre und mit dem Danke der Kaiſerin entlaſſen aus dem Zimmer in die glänzende Geſellſchaft zurücktrat, von welcher niemand bis dahin die Kaiſerin von Angeſicht geſehen hatte, war das Erſtaunen groß, daß ich über eine Stunde in dem engſten Kreiſe der königlichen Familie hatte verweilen dürfen, und mich ſelbſt überkam nun erſt das ganze Bewußtſein dieſer Bevorzugung. — An den folgenden Abenden las ich das damals erſt erſchienene Heldengedicht: „Leuthen“ von Scheerenberg in drei Abſätzen und mit ſolcher Erregung, ſowohl durch die Dichtung als durch die Umgebung hervorgerufen, daß ich mich nachher ganz erſchöpft fühlte. An dieſen Abenden waren in dem Zimmer der Kaiſerin außer der geſammten königlichen Familie und dem Großfürſten Konſtantin auch viele hervorragende Perſonen gegenwärtig, deren Verzeichniß ſich bei den betreffenden Programmen befindet. So vollſtändig, wie bei dieſer Gelegenheit, habe ich die königliche Familie ſelten beiſammen geſehen! Die Scheerenbergſche Dichtung verlangt die ganze Aufmerkſamkeit des Zuhörers, und ich war erſtaunt, die Kaiſerin trotz ihres leidenden Zuſtandes an drei Abenden

tereinander mit voller Spannung dem Vortrage folgen zu
:n.

Am 21. Mai hatte sich der ganze königliche Hof mit dem erdessen ebenfalls angekommenen Kaiser Nikolaus nach Charenburg begeben, und da auf den 22. mein gewöhnlicher nnabend fiel, so mußte ich mich unbestellt dort einfinden. In rlin hörte ich aber schon, daß der Hof das Ballet Satanella uchen werde, also keine Aussicht zu einer Vorlesung sei. Um 3 Uhr abends kam mir indessen doch noch der Befehl, mich leich in Charlottenburg einzufinden, da der Kaiser und die iserin mich nach dem Souper noch lesen hören wollten. Als draußen ankam, promenirten die Allerhöchsten Herrschaften ch im Garten, und ich mußte — auch zum ersten Male — t Herren vom Hofstaate in dem Parterrezimmer der Königin phie Charlotte das Gedicht „Leuthen" vorlesen, von dem ther bei Hofe viel gesprochen worden war. Als der Kaiser s der Balletvorstellung in Berlin zurückgekehrt war, wurde zu den Allerhöchsten Herrschaften hinaufbefohlen, und hier nd vor dem Beginn der Vorlesung das merkwürdige Gespräch t dem Kaiser statt, welches in dem Abschnitte: „Petersburg" ählt ist. Ich mußte nun meine „Landpartie nach Sanssouci n Piefke und Bomhammel" zur größten Ergötzlichkeit der lerhöchsten Herrschaften vorlesen und erhielt beim Wegfahren : Weisung von dem Hofmarschall, mich von nun an jeden end, so lange der Kaiser und die Kaiserin noch verweilten, bestellt in Sanssouci einzufinden.

Natürlich war ich pünktlich da, wurde aber erst am 26., s der Kaiser schon wieder abgereist war, zur Kaiserin befohlen, d zwar mit dem Bemerken, ich möge eine „Gespenster- chichte" mitbringen, da die Kaiserin von ihren Schwestern ört habe, daß ich ihnen so schöne Gespenstergeschichten vor- esen habe; was denn auch geschah und besonders den Damen iel, während der König sich darüber lustig machte.

Dem glänzenden und geräuſchvollen Treiben während der Anweſenheit der kaiſerlich ruſſiſchen Herrſchaften folgten dann wieder die ſtillen Abende im engſten Kreiſe der königlichen Familie, mir ſtets die liebſten und glücklichſten, weil ſich in ihnen die ganze Liebenswürdigkeit des Königs, ſein vielſeitiges und tiefes Wiſſen und ſeine große Herzensgüte feſſelnd entfalteten.

Vom 23. Juni bis 5. Juli machte der König eine Revue-Reiſe in die Rheinprovinzen, um gleichzeitig die Kaiſerin von Rußland aus Schlangenbad abzuholen und nach Potsdam zurück zu begleiten. Da mehrere lange Abende in den Rheinſtädten bevorſtanden, ſo wurde ich zum Mitgehen befohlen. Es kam aber weder in Münſter, Benrath, Stolzenfels, noch in Trier zu einer Vorleſung, dagegen am 30. Juni auf der Rückreiſe des Königs von einer Truppenmuſterung in Köln nach Stolzenfels zu einer ſolchen auf dem Dampfſchiffe „Prinzeſſin von Preußen", zwiſchen den Städten Linz und Koblenz, man kann wohl ſagen, einer Vorleſung unter erſchwerenden Umſtänden. Der König war mit den Truppen und der Aufnahme in Köln ſehr zufrieden geweſen und beſtieg in der heiterſten Stimmung das Dampfſchiff, auf welchem der ganze Stab des Generalkommandos 8. Armeekorps und viele Offiziere aus Koblenz ſich befanden. Schon auf der Hinfahrt am Morgen hatte der König nach einem Buche über das Treiben der „Emigrirten" in Koblenz während der franzöſiſchen Revolution gefragt, ſo daß ich alſo auf der Rückfahrt eine Vorleſung erwarten konnte. Als wir abends an das Siebengebirge kamen, fragte mich der König auf dem Verdecke, was ich zum Vorleſen mitgebracht. Ich machte auf die letzte Reiſe nach der ruſſiſchen Grenze aufmerkſam, und ſo mußte ich denn unter dem Zelte der ganzen militäriſchen Geſellſchaft vorleſen. Von ungefähr kam das Geſpräch auf die Scheerenbergſche Dichtung „Leuthen", die der König nun ſchon mehrere Male gehört, welche aber keiner der anweſenden Generale und Offiziere kannte. Nun mußte ich auch dieſe bis zur einbrechenden Dunkelheit, um

nit höchſter Anſtrengung leſen; denn das Rauſchen des ſchiffes, die Böllerſchüſſe aus jedem Dorfe am Ufer, das eſchrei der am Ufer aufgeſtellten Bevölkerung, das alles ıum zu übertönen! — Ich wurde auch am Abende voll= ı heiſer und blieb es mehrere Tage. Gleichwohl war die ıg des mächtigen Gedichtes unter dieſen Umſtänden auch ıßerordentliche und wurde als ſolche vom Könige bezeichnet, :r ſich in ſpäteren Jahren daran erinnerte.

:ach der Heimkehr fand in Potsdam am 13. Juli der ıg mit der franzöſiſchen Schauſpielerin Rachel ſtatt, den dem Abſchnitte „Mademoiſelle Rachel“ ausführlicher auf= ıet. — Einige Tage darauf erhielt ich von dem Herzoge achſen=Koburg=Gotha das Verdienſtkreuz ſeines Sachſen= niſchen Hausordens, und bat den König perſönlich um die ıniß, denſelben tragen zu dürfen; was ich auch bei ſpäteren sverleihungen jedesmal vor dem Beginn der Vorleſung um dadurch die öffentliche Anzeige zu vermeiden, daß ich ıls einen fremden Orden erhalten.

ım 4. Auguſt machte der König eine Reiſe nach Putbus ügen, um drei Wochen das Seebad zu gebrauchen. Dort ı einſame Abende in Ausſicht, und ſo erhielt ich den Be= nitzugehen. Die Reiſe ging über Stettin und Bromberg Danzig, bis wohin die neue Eiſenbahn eingeweiht wurde. eichſelmünde erfolgte die Einſchiffung am Bord des Poſt= ſchiffes „Königin Eliſabeth“, und der Miniſter Graf zu :rg ließ mir ſagen, daß der König für den Abend an Bord befohlen habe; ich wurde aber, als wir in See kamen, ſo heftig ſeekrank, daß daraus nichts werden konnte und ıtbus von einem Verlaſſen der Koje nicht die Rede war. :r König von meinem Zuſtande hörte, hatte er die Gnade, n der Kajüte zu beſuchen und mir baldige Beſſerung zu en. Das fortdauernde Erbrechen griff aber meinen Hals ien an, daß ich zwar den erſten Abend nach der Ankunft

in Putbus, dann aber ſieben Tage lang nicht leſen konnte, weil ich total heiſer geworden war. Vom 14. an las ich dann täglich bis zur Rückreiſe. Am 14. hatte der Fürſt Malte von Putbus den König zu einer Soirée eingeladen, und da er ſeinem königlichen Gaſte die gewohnte Unterhaltung bieten wollte, ſo wurde auch ich eingeladen. Wegen anderweiter, muſikaliſcher Vorträge kam es nicht zur Lektüre, und zwar aus der ſonderbaren Urſache, weil der König, ſelbſt Gaſt, mich nicht auffordern konnte, Fürſt Putbus, der mich als Gaſt geladen, mich nicht darum zu bitten wagte und ich mich doch nicht anbieten konnte. So erklärte ſich das Verhältniß am nächſten Abende, als der König mich fragte, weshalb ich beim Fürſten nicht etwas geleſen hätte.

Die Zeit meiner Heiſerkeit hatte ich benutzt, um mich reichlich für Hiſtoriſches und Oertliches der Inſel Rügen vorzubereiten, und es wurde Abend für Abend Gebrauch davon gemacht. Die Geſellſchaft war mit ſehr geringen Abwechſelungen täglich dieſelbe, auch auf Stubbenkammer, wo die Nacht vom 16. auf den 17. zugebracht wurde. Hier kam es zu einer merkwürdigen Scene. Das ganze Gefolge, bei welchem ſich auch Alexander v. Humboldt befand, war durch die Seefahrt um die Halbinſel Mönchgut herum, das Diner auf Arkona, die abermalige Seefahrt und das Beſteigen der Höhen von Stubbenkammer ſo übermüdet, daß man ſich ſchon beim Thee kaum wach erhalten konnte. Als der Thee getrunken war, glaubte jeder, der König werde das Gefolge nun entlaſſen; ſtatt deſſen hieß es: „Schneider wird uns etwas vorleſen, ein griechiſches Trauerſpiel ‚Nauſikaa‘, welches Mir Graf Gröben geſchickt. Wen von den Herren das intereſſirt, der möge noch bei Mir bleiben!“ — Natürlich blieben alle und ergaben ſich in ihr Schickſal. Ich hatte ein beſonders unterhaltendes Programm gerade für den Abend auf Stubbenkammer zuſammengeſtellt und war nicht wenig erſtaunt, daß der König das Ernſteſte wählte. Die Ermüdung war denn auch ſo allgemein, daß die ganze Geſellſchaft einſchlief und General v. Gerlach

owie Oberſt v. Schoeler endlich laut ſchnarchten. Nur der König, dem die Scene großen Spaß zu machen ſchien, und Alexander v. Humboldt blieben wach. Der Blick von außen, wo viele Menſchen ſtanden, in das hell erleuchtete Zimmer ſoll von außerordentlicher Wirkung geweſen ſein, und lange hielt noch nachher der Scherz über die „Nauſikaa auf Stubbenkammer" in der Umgebung des Königs vor. Natürlich benutzte auch ich — das Beſte, was ich dem Spotte gegenüber thun konnte — den Vorgang zu einer humoriſtiſchen Darſtellung.

Bei den ſpäteren täglichen Vorleſungen in Putbus kam ich mehrere Mal dadurch in Verlegenheit, daß Alexander v. Humboldt gleich nach dem Souper oder auch ſchon während deſſelben, da er abends nichts aß, irgend etwas Mitgebrachtes zu leſen begann, eben erhaltene Briefe aus Aegypten oder einen Artikel des Journal des Débats, der König aber ihn jedesmal unterbrach und mir anzufangen befahl. Das konnte dem berühmten Manne unmöglich angenehm ſein und ließ es mich um ſo begreiflicher finden, wenn er mir nicht wohl wollte.

Auf der Rückreiſe nach Berlin mußte ich auch zwei Abende im Schloſſe zu Stettin vorleſen, da der König dort und in andern pommerſchen Städten die Truppen des 2. Armeekorps manövriren ließ. Für einen der Abende hatte ich mir das Material zu einer Darſtellung des Gefechtes bei Streſow auf Rügen von dem großen Generalſtabe aus Berlin verſchreiben müſſen.

Da bei der Rückkehr nach Potsdam Sansſouci durch Abweſenheit der Königin noch ſehr einſam war, ſo brachte der König mehrere Abende im Marmorpalais bei der dort wohnenden Erbprinzeſſin von Sachſen-Meiningen, Prinzeſſin Charlotte von Preußen, zu, und auch ich wurde am 12. September dorthin befohlen. Es wurde indeſſen hier nur nach dem Souper geleſen, da die Konverſation beim Thee eine ſehr belebte war.

Am Geburtstage des Königs ging es wieder nach Paretz,

und am 29. Oktober erhielt ich den Befehl, mit nach Letzling in der Altmark zu gehen, wo jährlich große Treibjagden abg halten werden. Ich lag an einer Grippe darnieder, die mi verhindert hatte, in diesem Jahre mit nach dem Hubertusstock der Grimnitz zu gehen, wo meine Abwesenheit nach der Aeußerun des Königs sehr verspürt worden war und den sofortigen Befe für Letzlingen veranlaßt hatte. Obgleich noch nicht ganz he gestellt und an einer entzündeten Nase leidend, wollte ich do Letzlingen nicht versäumen und bereitete mich durch allerl Jagdliches darauf vor. Während der dreitägigen Anwesenhe dort konnte ich zwar nur abends zu den Vorlesungen mei Zimmer verlassen und sah von den Jagden nichts, hatte abe die Freude, daß der König sich außerordentlich gut unterhie und so herzlich und anhaltend lachte, daß der anwesende Herzo von Braunschweig mich einlud, mit nach dem Jagdschloß Blankenburg im Harz zu kommen, wohin der König und di Königin, welche am 30. Oktober in Letzlingen angekommen war, sich als Gäste des Herzogs begaben. Ich blieb während des ganzen Aufenthalts in Letzlingen unwohl, las wegen fortdauernder Heiserkeit nur mit Mühe und wurde unter anderm am 30. abends $10^1/_4$ Uhr noch aus dem Bette auf das Schloß geholt, um von $10^1/_2$ bis $11^1/_2$ Uhr den Majestäten aus „Münchhausens Jagd- und Reiseabenteuern" vorzulesen.

In Blankenburg kam es zu einer Vorlesung nicht, wie überhaupt nie an einem fremden Fürstenhofe. Nach Potsdam zurückgekehrt, mußte ich am 3. November wieder im Grunewalde Jagdschlosse das Protokoll der vorjährigen Jagd lesen, welche ich während des Aufenthaltes in Letzlingen geschrieben und dor den Prinzen Carl und Albrecht zur Genehmigung vorgelegt hatt Als mit dem 20. November die Zahl meiner Vorlese-Abend bereits auf 200 gestiegen war, wollte ich die Gelegenheit b nutzen, das bisher Geleistete in übersichtliche Erinnerung z bringen, da ich noch immer weder Gehalt, noch irgend eine A

muneration für meinen Dienſt bezog, und ſchrieb einen Aufſatz über Dantal, den Vorleſer Friedrichs des Großen, dem ich eine ſtatiſtiſche Ueberſicht meiner eigenen Vorleſungen anfügte. Der Zweck wurde aber verfehlt, da der König Anderes wählte. Auch ſpäter iſt dieſer Aufſatz nie zum Vortrage gekommen.

Am 21. Dezember wünſchte der Prinz Carl, der auf der Jagd mit dem Pferde geſtürzt war und lange das Bett hüten mußte, daß ich ihm auf ſeinem Krankenlager etwas vorleſen möge. Es geſchah dies vormittags 11 Uhr in Gegenwart der am Bette ſitzenden Prinzeſſin Luiſe, nachmals Landgräfin von Heſſen-Philippsthal-Barchfeld. Die Beſuche des Kaiſers von Oeſterreich ſowie des Erzherzogs Maximilian, welche Abſchied vom Prinzen nahmen, unterbrachen die Vorleſung.

An den beiden Weihnachtsfeiertagen mußte ich eine ſpannende Erzählung „Die Geheimnißvollen im Schloſſe zu Eishauſen" vorleſen, erlebte aber am zweiten Abende zum erſten Male, daß der König während der Vorleſung ſehr unwohl wurde. Er hatte beim Prinzen Albrecht dinirt und ſich an einer Fiſchſpeiſe den Magen verdorben. Kaum hatte die Lektüre begonnen, ſo veränderte der König die Farbe, ſtöhnte und zeigte ſchwere körperliche Beläſtigung. Als ich auf den Wink der Königin aufhörte, ſchlug der König die Augen auf, fragte, weshalb ich mich unterbrechen ließe, und befahl mir, fortzufahren und mich gar nicht um ſein Stöhnen zu kümmern. Das Uebelbefinden dauerte fort, und die Königin bat dringend, ein mediziniſches Mittel dagegen zu gebrauchen; aber der König verweigerte es, hielt die Augen zwar fortwährend geſchloſſen, zeigte aber durch eingeſtreute Worte und Fragen, daß er der Vorleſung mit Aufmerkſamkeit folge, blieb auch noch während des Soupers, aber ohne etwas zu genießen, und zog ſich erſt dann auf ſein Zimmer zurück. Trotz des Unwohlſeins behielt der König doch immer ſeine liebenswürdige Laune und zwang hin und wieder die wenigen Anweſenden zum Lachen über einen witzigen Einfall.

Das Jahr 1853 begann gleich am Neujahrstage, wei
auf einen Sonnabend fiel, mit einer Vorleſung; wie denn ü
haupt ein für alle Mal der Sonnabend beibehalten wu
Trat ein Hinderniß ein, ſo wurde ich dafür am Sonntag
Montag befohlen, ja es kam vor, daß der König mich ſ
am Donnerſtag oder Freitag beſtellen ließ, wenn er vor
wußte, daß er am Sonnabend verhindert ſein werde.

Es trat nun der gewöhnliche Verlauf ein. Von Charlot
burg einige Wochen in das Berliner Schloß, dann
Charlottenburg zurück, dann mehrere Vorleſe-Abende in Potsd
im Stadtſchloſſe, wenn der König zu Truppenbeſichtigungen
zu Jagden herüberkam, endlich die Ueberſiedelung des Ho
erſt in das Potsdamer Stadtſchloß, dann nach Sansſouci.

Am 28. April ſtarb der Geheime Hofrath Ludwig T
nach langem Krankenlager. Obgleich er eigentlich nie die re
mäßige Funktion eines Vorleſers gehabt, ſo galt er doch da
und der Gedanke meiner Freunde, daß ich nun offiziell in ſ
Stelle rücken würde, war ſehr natürlich. Namentlich wurde
ſehr bedeutende Gehalt deſſelben von 3000 Thalern erledigt
daß ich hoffen konnte, nun eine Remuneration zu erhalten.
zeigte ſich aber, daß dieſes Gehalt ein künſtlich zuſammengeſe
war, daß er nämlich Beträge aus der Theaterkaſſe als Dramat
von der Akademie und nur 500 Thaler aus der Hofſtaats
für die wenigen gehaltenen Vorleſungen empfangen hatte.
dauerte auch noch lange, ehe in dieſer Beziehung etwas
mich geſchah, weil ich mich nicht entſchließen konnte, darun
bitten.

Im Mai reiſte der König nach Wien, um den vorjähr
Beſuch des Kaiſers von Oeſterreich zu erwidern. Hatte
König die Abſicht, auf der Reiſe ſich etwas vorleſen zu la
oder wollte er mir die Freude machen, Wien unter ſo glänze
Verhältniſſen kennen zu lernen, da er mich kurz vorher gef
ob ich ſchon in Wien geweſen ſei, was ich verneinen mu

kurz, er fragte mich, ob ich mit wolle, aber als blinder Paſſagier, da er ſeine Abendunterhaltung doch als Gaſt nicht offiziell mitbringen könne. Natürlich ſagte ich freudig zu und erlebte viel Erfreuliches und Ehrendes auf dieſer Reiſe. Zu einer Vorleſung kam es weder dort noch auf der Reiſe, eben ſo wenig auf einer Reiſe Ende Juli über Erfurt, Kaſſel, Soeſt und Rehme nach Weſtfalen, wo der König eine neue Eiſenbahn einweihte, und wohin er mein Mitgehen befohlen hatte, weil ſtille Abende in Ausſicht ſtanden, ſtatt deren ſich aber ſehr geräuſchvolle geſtalteten. Dagegen hatte ich deſto mehr und angeſtrengter während des abermaligen dreiwöchentlichen Aufenthaltes in Putbus auf Rügen vom 5. bis 22. Auguſt zu thun.

Kaum war man aus Weſtfalen zurückgekehrt, ſo ging es am 30. Juli früh nach Danzig, von dort zur Einweihung der vollendeten Oſtbahn auf dieſer nach Königsberg, wo bei ſehr ſchlechtem Wetter glänzende Feierlichkeiten ſtattfanden. In Pillau wollte der König ſich nach Putbus einſchiffen, und ich ſah ſchon mit Schrecken eine abermalige Seekrankheit und dadurch Unfähigkeit zum Vorleſen voraus, um ſo mehr, als Berichte von heftigen Stürmen auf der Oſtſee einliefen. In dem Abſchnitte „Zwei Nächte" habe ich ſchon erzählt, wie gnädig der König mitten unter den glänzenden Feſtlichkeiten meiner gedachte, mir die Seereiſe erſparte und mich über Stettin und Stralſund nach Putbus gehen ließ. Als am 5. der König wegen des fortdauernden Sturmes auch über Stettin in Putbus ankam, begannen noch an demſelben Abende die Vorleſungen und dauerten bis zur Abreiſe von dort fort. Ich hatte zwar fleißig vorgearbeitet und reichlich Eigenes im Vorrath; doch wurde es ſchwer, jeden Abend etwas Neues und gerade dem Könige Gefälliges zu bringen. Einige humoriſtiſche Schilderungen von den Reiſen nach Wien, Kaſſel und Königsberg gefielen beſonders. Hier las ich auch mehrere Abſchnitte „Aus meinem Leben", deren Aufzeichnung ich damals gerade begonnen hatte, natürlich nur diejenigen, welche

keinerlei politiſche Beziehungen hatten, eine Klippe, vor der mich auf das ſorgfältigſte hütete.

Die Abendgeſellſchaften in Putbus waren auch in di Jahre ungemein vertraulich und unterhaltend, die Vorleſu aber immer ſehr anſtrengend, da ſie ungewöhnlich lange daue Auch nach Stubbenkammer ging es wieder; es kam aber zu keiner Vorleſung, da der König nach dem Diner um wurde und früh zu Bett gehen mußte. Am 17. Auguſt ſch ich zum letzten Male ein ganzes Programm (Nr. 232), da König meinte, das mache mir zu viel Mühe, ich möge im nur durchſtreichen, was ſchon geleſen ſei, er werde ſich ſ herausfinden. Ich ließ alſo eine Art von ſtehendem Progra ſchema von einem Buchbinder anfertigen, in deſſen zwölf Rubr Papierſtreifen eingeſchoben werden konnten, die, wenn ihr In geleſen war, herausgezogen und bei Seite gelegt wurden. aber meine eigenen Notizen über die intereſſanten Abende n zu verlieren, legte ich von Nr. 233 an eine Reihe von Protoko an, in welchen bis zu Nr. 253 die ausgezogenen Papierſtre aufgeklebt, von da an aber die jedesmal vorgeleſenen Ge ſtände beſonders verzeichnet wurden. Der König erklärte mit meinem Arrangement vollkommen zufrieden und wiederh dabei, daß er mir nur Mühe habe ſparen wollen.

Bei der Abreiſe von Putbus erhielt ich den Befehl, i ſofort nach Erdmannsdorf in Schleſien zu begeben, wo S Majeſtät einige Tage am Gebirge verweilen wollte, zun aber vier Offiziere des 6. Königlich Bayeriſchen Infanterie- giments, zu deſſen Chef der König ernannt worden war, i Stralſund, Roſtock und Schwerin nach Berlin zu begleiten.

Ueber Potsdam und Dresden begab ich mich ungeſä nach Erdmannsdorf, wo ich am 30. Auguſt früh ankam und meiner Meldung im Schloſſe ſogleich abends zum Thee befo wurde. Als ich mich einſtellte, fand ich die Zimmer ſehr und die eingeladene Geſellſchaft ſehr zahlreich. Da ich in n

rtlichkeit und unter neuen Verhältniſſen immer ſehr vorſichtig
r und abwartete, bis ich gerufen oder mir ein Platz an-
ieſen wurde, ſo harrte ich im Nebenzimmer und konnte durch
offene Thür wahrnehmen, daß der König mein Programm
und den Nächſtſtehenden ſagte: „Schneider hat wieder
ichtige Sachen aufgeſchrieben! Ich freue Mich ſehr darauf.“
ſſen ungeachtet kam es zu keiner Lektüre, da der aus Berlin
ufene Geheime Ober-Baurath Stüler Pläne zu neuen Bauten
legte, die das Intereſſe des Königs in ſo hohem Grade
elten, daß ich ganz vergeſſen wurde. Der Miniſter Graf zu
olberg, welcher alle die Etikette betreffenden Anordnungen in
Hand hatte, war wegen Unwohlſeins auf ſein Zimmer ge-
ngen, und ſo konnte niemand beſtimmen, was geſchehen, welchen
atz ich einnehmen ſollte. So mußte ich denn im Nebenzimmer
iben und mir hier auch das Souper ſerviren laſſen. Wieder
lte ich, daß meine Stellung eigentlich noch auf keine Weiſe
rdnet war, und daß ich jedem neu eintretenden Verhältniß
genüber rathlos ſtand. Ich hatte weder einen Rang, noch ein
timmt begrenztes Recht und war ſtets in Verlgenheit, ob ich
ch als eingeladener Gaſt des Königs benehmen dürfte oder
Diener benehmen müſſe. Schon am nächſten Abend war
s Verhältniß wieder das alte und ich, durch den König ſelbſt
beigerufen, wieder inmitten der Geſellſchaft, hatte die Freude,
meine Arbeiten den König feſſelten und erheiterten, und
nebei die Ueberraſchung, daß mir angekündigt wurde, ich ſolle
König demnächſt auch auf der Reiſe in die Provinz Sachſen
den dort ſtattfindenden Herbſtübungen des 4. Armeekorps be-
iten. Der König war übrigens während des ganzen Aufent-
ltes in Erdmannsdorf in ungemein froher Stimmung und
lte ſich durch die in Putbus genommenen Seebäder beſonders
hl und erfriſcht.

Als ich von dort nach Potsdam zurückgekommen, empfing
den König, der in Bellevue noch einem Miniſterrathe präſidirt

hatte, auf dem Potsdamer Bahnhofe, und beim Aussteigen a dem Waggon rief er mir schon zu: „Sie kommen doch heute Mir nach Sanssouci?!“ — Darauf nicht vorbereitet, konnte mich kaum schnell genug anziehen und erfuhr auf Sanssou daß der König schon mehrere Mal gefragt habe, ob ich de noch nicht da sei. Ich konnte mir diese Ungeduld nicht erklär da weder Fortsetzungen für etwas mit besonderem Beifall B gonnenes vorlagen, noch überhaupt zur Aufstellung eines Pr gramms Zeit gewesen war. Der König ließ mich in sein Arbeit kabinet kommen und sprach mit mir über einen am 1. Septemb in der „Wehrzeitung“ erschienenen Leitartikel, den er außerorden lich lobte und ganz mit seinen Ansichten übereinstimmend erklärt Dieser Artikel hatte sich nämlich gegen die Feier von Gedem tagen solcher Schlachten ausgesprochen, in denen preußisch Truppen vorzugsweise gegen andere deutsche Armeen gekämpf Abermals hatte ich Ursache, den Monarchen in seiner ec deutschen Gesinnung kennen zu lernen.

Am 4. September ging es in die Provinz Sachsen un zuerst nach Merseburg, wo wir zu spät eintrafen, als daß no eine Vorlesung hätte stattfinden können. Auch am Tage dara kam es nicht dazu, weil mehrere Fürstlichkeiten während d Abends eintrafen. Am 6. aber sagte mir der König schon vo mittags, ich solle am Abend die bereits in Erdmannsdorf vo gelesene „Schlacht bei Roßbach“ noch einmal vorlesen. I machte darauf aufmerksam, daß gestern Abend auch mehre österreichische Offiziere in der Gesellschaft zugegen gewesen seie denen vielleicht das Anhören einer Darstellung gerade dies Schlacht nicht besonders angenehm sein dürfte, und nun befa der König, daß die kaiserlichen Offiziere erst um 9 Uhr zu Thee bestellt werden sollten, dagegen möge ich die Vorlesu recht früh anfangen. Diese Späterbestellung wurde ruchbar, u am Nachmittage ließ mich der Minister Graf zu Stolberg rufe um mir noch ganz besondere Vorsicht einzuschärfen. Da au

r Großherzog von Sachſen-Weimar, der Herzog von Sachſen-
oburg-Gotha und der Prinz Karl von Bayern anweſend waren,
) wurde das Programm ſorgfältig geprüft und meine Novelle:
Seydlitz und Soubiſe" daraus entfernt, weil ſie auf dem
chloſſe in Gotha ſpielte. Ueberhaupt ſchien man auch von
nderen Seiten beſonders ängſtlich wegen der heutigen Vorleſung,
hne daß ich den Grund davon erfahren hätte. Abends ſollte
n aber die Schlacht bei Roßbach mit allen möglichen Vor-
chtsmaßregeln und Auslaſſungen beginnen, als der König er-
hr, daß mit dem nächſten Eiſenbahnzuge die verwittwete Königin
r Niederlande Merſeburg paſſiren werde, worauf er ſich ſofort
r Begrüßung derſelben nach dem Bahnhofe begab. Als er
n dort zurückkam, hatten ſich die öſterreichiſchen Offiziere bereits
ngefunden, und nun hieß es leiſe im Vorübergehen: „Für
oßbach iſt es heute doch zu ſpät geworden. Schade! Ein
nder Mal."

Von Merſeburg ging es, dem Manöver folgend, nach Frei-
rg an der Unſtrut, wo es indeſſen in dem alten Bergſchloſſe
cht zur Lektüre kam, dagegen am 9. in Naumburg vor einer
ſonders zahlreichen fürſtlichen und militäriſchen Geſellſchaft.

Kaum war ich nach Potsdam zurückgekehrt, als ich auch
hon am 12. September wieder zu den Manövern des Garde-
nd 3. Armeekorps in das Hauptquartier Rüdersdorf fuhr, wo
h an zwei Abenden hintereinander, natürlich wie bei allen
lichen Gelegenheiten vorzugsweiſe Militäriſches, vorleſen mußte.
a der Raum ſehr beſchränkt war, ſo waren allein die Fürſt-
chkeiten bei der Lektüre gegenwärtig, während die ganze mili-
täriſche Geſellſchaft in einem Zimmer jenſeit des Flures ſaß. —
ier in Rüdersdorf geſtaltete es ſich, daß ich den Prinzen von
reußen auf ſeiner Reiſe als deutſcher Bundes-Inſpekteur nach
lmütz und Wien begleiten durfte. Bei der Vorleſung am
7. September auf Sansſouci erfuhr ich dies offiziell durch den
rinzen von Preußen und zugleich von dem Miniſter Grafen zu

Stolberg, daß der König, als er um Urlaub für mich gebe wurde, geantwortet habe: „Nein! den Schneider kann Ich n entbehren.“ Erſt auf die Vorſtellung, welchen Nutzen man vo meiner Reiſe erwarte, wurde der Urlaub bewilligt. Von meinen Dienſte als Vorleſer war auf dieſer ganzen Reiſe im Gefolg des Prinzen von Preußen nicht die Rede.

Nach der Rückkehr aus Oeſterreich ging es am 17. Oktobe in das Schorfheiden-Jagdhaus Hubertusſtock und für den 27. und 28. Oktober nach Letzlingen, wo wieder Jagdliches und Humoriſtiſches an der Tagesordnung war. Ein am letzten Tage in Letzlingen geſchriebener Aufſatz über meine Theilnahme an der großen Treibjagd gefiel dem Könige ſo ſehr, daß, als wir nach mittags am 29. nach Potsdam zurückkamen, bald nachher ein reitender und dann noch ein anderer Bote mit dem Befehl kam, ja zur Abend-Vorleſung den Aufſatz aus Letzlingen mitzubringen, da der König ihn der Königin vorgeleſen haben wollte. Dem ſchloß ſich am 3. November wieder das Hubertusfeſt im Jagd ſchloſſe Grunewald an, und das nun ſchon herkömmlich geworden Protokoll wurde geleſen.

Hin und wieder fehlte es auch nicht an unerfreulichen Erfahrungen. So war es am 4. September vorgekommen, da der König zum erſten Male einen von mir vorgeſchlagene Aufſatz: „Das Geſpenſt des Alpes“ nicht ausleſen ließ, obglei ſolche geſpenſterhafte und unheimliche Gegenſtände ihn ſonſt ſel intereſſirten. — In dieſem Jahre riß bei Anweſenheit d Prinzeſſin Friedrich der Niederlande bei deren nur franzöſiſ ſprechenden Hofdamen die Gewohnheit ein, ſich an den Nebentiſch ziemlich laut zu unterhalten, während ich vorlas. Da ſonſt d König immer darauf hielt, daß nicht die geringſte Störung bei Vorleſen ſtattfand — mußte doch das ganze Theegeſchirr e hinausgetragen ſein, ehe ich anfing, damit kein Klappern n den Taſſen oder Löffeln ſtörte — ſo war mir dies laute Sprech und Kichern ungewohnt. Vergebens warf die Ober-Hofmeiſter

Gräfin Brandenburg mißbilligende Blicke dorthin, vergebens brummte der König vor sich hin, denn den fremden Hofdamen mochte er wohl nicht so strenge Worte zurufen, wie er es den Hofdamen der Königin bei ähnlicher Gelegenheit in meiner Gegenwart gethan; kurz, die Lage wurde für mich peinlich. Ein guter Einfall half mir indessen darüber hinweg. Ich fing an, leise und immer leiser zu lesen, wozu glücklicherweise auch der Gegenstand, eine Geistergeschichte, aufforderte, und brachte es durch dieses einfache Mittel dahin, daß endlich die vollkommenste Stille herrschte. Der König erkannte die Kriegslist und sagte beim Weggehen: „Holde Flöte, durch dein Pianospielen selbst wilde Thiere Freude fühlen!" Bekanntlich eine Stelle aus der Oper „Die Zauberflöte".

Mit dem Beginn des Jahres 1854 sollte sich nun endlich mein Verhältniß auch äußerlich feststellen. Bei Gelegenheit der letzten Reisen, die ich im Gefolge des Königs gemacht, scheint es zur Sprache gekommen zu sein, daß mir unverhältnißmäßige Kosten dadurch erwüchsen, und der Geheime Kabinetsrath Illaire ließ eines Tages bei mir anfragen, welche Geschenke, Gratifikationen u. dgl. ich während der fünf Jahre erhalten, in denen ich den Majestäten vorgelesen. Die Antwort: „Gar nichts!" scheint in Erstaunen gesetzt und die schließliche Regelung meiner Stellung beschleunigt zu haben; denn ich erhielt eine jährliche Remuneration von fünfhundert Thalern und für die verflossenen fünf Jahre in Pausch und Bogen fünfzehnhundert Thaler als nachträgliches Geschenk. Auch ließ der König meinen Namen in den Staatskalender, unmittelbar hinter den Geheimen Kämmerier und vor die Bibliothekare setzen, womit nun plötzlich alle Schwierigkeiten gehoben waren, die sich sonst in Rang- und Etiketten-Verhältnissen hin und wieder noch bemerkbar gemacht hatten.

Am 11. und 12. Januar nahm mich der König mit nach Freienwalde, wo große Jagden und abends zwei Vorlesungen im Schlosse abgehalten wurden, das erste Mal in großer Gesell-

ſchaft der zur Jagd Eingeladenen, das zweite Mal nur vor den Fürſtlichkeiten in einem kleinen Zimmer, während die Geſellſchaft im Saale verſammelt blieb.

Im Mai und bei außerordentlich ſchönem Wetter beſchloß der König, allein mit der Königin einige Tage in dem Jagdſchloſſe Letzlingen zuzubringen, aber ohne eine Jagd abzuhalten. Beide Majeſtäten wollten ganz einſam den ſchönen Wald genießen, und es wurden auch nur ſehr wenige Perſonen des Gefolges dahin mitgenommen. Zu dieſen gehörte ich, was als eine ganz beſonders ehrende Auszeichnung bei Hofe betrachtet wurde. Es kam indeſſen dort nur einmal zur abendlichen Lektüre. Da nur ſo wenige Perſonen zu verſorgen waren, ſo wohnte ich diesmal im Schloſſe ſelbſt, in dem Zimmer, wo ſonſt gewöhnlich Prinz Albrecht wohnt. Von dort wurde ich nach Naumburg befohlen, wohin der König am 31. Mai kommen wollte, und wo Lektüre beabſichtigt war, zu der es aber nicht kam, ſo daß ich am 1. Juni nach Potsdam zurückkehrte.

Hier las ich am 3. Juli in Sansſouci aus einer Novelle von Widmann „Das ſteinerne Bild im Schloſſe zu Leuthen“ (Für ſtille Abende) und kam an die Stelle Seite 4 des Buches 12. Zeile von unten:

„Oskar war zu weit links gegangen“, —

Sofort ſagte der König: „Nun, Schneider, das kann man von Ihnen im Jahre 1848 nicht ſagen!“ — Da in der Novelle mit „links“ eine Oertlichkeit gemeint iſt, ſo überraſchte und erfreute mich dieſe gewiß unveranlaßte Aeußerung doppelt.

Anfangs Auguſt ſollte es abermals nach dem Seebad Putbus gehen; der König verwundete ſich aber auf einem ſeine nächtlichen Spaziergänge im Garten von Charlottenburg am Schienbein ſo, daß er bis zum 19. das Zimmer hüten und während dieſer Zeit die Vorleſungen vor ſeinem Sopha im Vortragszimmer ſtattfinden mußten. Soupirt wurde aber nicht in dieſem Zimmer, ſondern unter dem Mittelthurm im runden

Saale; auch wurde nach dem Souper, nach Vorschrift der Aerzte, die Lektüre nicht fortgesetzt.

Der König war noch nicht ganz genesen, als am 19. August abends abgereist wurde. Um 9 Uhr in Stettin angekommen, war ich kaum in das für mich bestimmte Zimmer im königlichen Schlosse getreten, als ich auch schon den Befehl erhielt, zur Lektüre zu erscheinen. Ich fand den König nicht wie sonst in dem großen Pfeilersaale, sondern in einem kleinen Nebenzimmer auf dem Sopha sitzend. Gnädig wie immer empfing mich der König gleich mit der Nachricht, daß ich nicht zu Schiffe mit ihm zu gehen brauche, sondern über Reinberg und Stahlbrode nach Putbus gehen könne, weil ich doch so sehr von der Seekrankheit litte. Der König saß, den kranken Fuß in horizontaler Richtung, auf dem Sopha und war nur von wenigen der vornehmsten Personen umgeben. Kaum war daher die Vorlesung beendet, so fuhr ich über Pasewalk, Anklam und Greifswald zur Ueberfahrt bei Stahlbrode nach Rügen und kam, da ich mit Extrapost fuhr, schon vor dem Könige dort an.

Diesmal war der Aufenthalt in Putbus ein wenig erfreulicher; denn der König blieb nicht allein fortdauernd leidend am Fuße, sondern erkrankte auch anderweitig in den ersten Tagen. Vom 21. August bis 10. September fand täglich Lektüre statt, und die Gesellschaft bestand selten aus mehr als sechs bis acht Personen. Ich hatte während dieser Zeit mehrere Male die Ehre, ganz allein mit dem Könige zu sein, und jedesmal sprach er dann über die Verhältnisse und Stimmungen in der Armee, mit denen er mich wegen meiner schriftstellerischen Verbindungen vollkommen vertraut glaubte. Diese Unterredungen waren oft sehr häklicher Natur und setzten mich in Verlegenheit, aus der eben nur vollständige Offenheit und Unbefangenheit befreien konnte.

Es kam diesmal häufiger als sonst vor, daß mir der König selbst etwas vorzulesen gab, z. B. einige Gedichte von Schiller, die ihm aus dem Gedächtniß gekommen waren — die Beschrei-

bung der letzten Augenblicke des Königs von Sachsen u. a. m. Am 21. August hatte ich unbegreiflicherweise den Schlüssel zu meiner Mappe vergessen und wußte in der Verlegenheit, da die Vorlesung eben beginnen sollte, mir nicht anders zu helfen, als daß ich die Mappe aufschnitt. — Der König blieb während der ganzen Zeit unwohl, mußte sich sehr schonen, und der Leibarzt Dr. Grimm verlangte, daß Seine Majestät abends nicht so lange aufbleiben möge. Da der König dies selbst erzählte, so fragte ich nach dem Souper von Viertelstunde zu Viertelstunde an, ob ich weiter lesen solle, habe aber nie so lange dauernde Vorlesungen gehalten, wie gerade während dieser Zeit.

Am 11. September wurde die Insel Rügen verlassen. Auf der Rückreise sollte im Stettiner Schlosse Lektüre stattfinden. Durch das Brechen eines Eisentheils an der Maschine des Dampfschiffes „Nix", welches mit dem Gefolge hinter dem Dampfschiffe „Königin Elisabeth" fuhr, auf welchem sich der König befand, verspäteten wir uns und mußten in Swinemünde übernachten, so daß aus der beabsichtigten Vorlesung in Stettin nichts wurde. Dafür wurde ich aber sogleich bei der Ankunft in Potsdam nach Sanssouci bestellt, wo diesmal die Gesellschaft nur aus vier Personen bestand, ein Fall, der noch nicht vorgekommen war, aber dadurch erklärt wurde, daß Ihre Majestät die Königin abwesend und die Potsdamer Garnison nach Berlin zu den Herbstmanövern ausmarschirt war.

Zu diesen Manövern ging es am 18. nach Königs-Wusterhausen, wo im Schlosse, und am 21. nach dem Dorfe Blankenfelde, wo auf dem Edelhofe des Grafen Häseler, beide Male vor besonders zahlreicher Gesellschaft, vorgelesen wurde. In Wusterhausen hatte ich nichts von eigenen Arbeiten auf das Programm gesetzt und der König gegen den Prinz-Regenten von Baden geäußert, daß das schade sei. In Blankenfelde meldete ich also, daß ich einiges mitgebracht, und mußte nun die schon so oft

gelesenen „Impressions d'un voyage à Treuenbrietzen“ lesen, die denn auch abermals ihre schon bekannte Wirkung machten.

Am 7. Oktober las ich in Sanssouci die „Furia infernalis“, eine Geister- und Schauergeschichte von Ludwig Bechstein, und der Eindruck, den sie machte, war ein außerordentlicher, namentlich auf Ihre Majestät die Königin und die anwesenden Damen. Es muß auch später viel davon gesprochen worden sein; denn ich erhielt einige Zeit nachher einen Brief von dem preußischen Militärbevollmächtigten in Petersburg, Grafen Münster-Meinhövel, der mich um die Geistergeschichte bat, welche ich in Sanssouci vorgelesen, da die Kaiserin davon gehört habe und sie kennen zu lernen wünsche.

Am 10. Oktober ging es nach dem Jagdhause Hubertusstock in der Schorfheide, und zwar auf der Chaussee über Groß-Schönebeck. Auch diesmal dinirte ich hier an der königlichen Tafel und mußte schon gleich nach dem Kaffee die Vorlesung beginnen, da kein Souper stattfand und während des ganzen Abends nur Thee und der berühmte „Jagdpunsch“ servirt wurde. Ebenso am Tage darauf.

Am 19. und 20. Oktober fanden wieder Vorlesungen in dem Jagdschlosse Letzlingen statt, wo — wie alljährlich — die großen Treibjagden abgehalten wurden. Der König wählte unter allen Vorschlägen des Programms, welche vorzugsweise Jagdliches und Erheiterndes enthielten, etwas Historisches: „Die Brandenburger in Ungarn“, und die ermüdeten Jäger mögen sich schwer dabei gelangweilt haben. Doch mußte an beiden Abenden daraus gelesen werden, und der König sagte am zweiten Abende beim Weggehen: „Ich danke Ihnen ganz besonders für den heutigen schönen Abend!“ Ich kann diese auffallende Wahl nur dadurch erkären, daß die königlichen Prinzen am ersten Abende schon vor dem Eintreten Seiner Majestät das Programm durchgelesen und dann den König darauf aufmerksam gemacht hatten, daß ich sehr viel Lustiges mitgebracht, worauf sie be-

sonders neugierig seien. Dann geschah gewöhnlich gerade das Gegentheil.

Der diesmalige Aufenthalt in Letzlingen war auch ein politisch sehr bewegter, weil hier daran gearbeitet wurde, Preußen zu einem engen Bündnisse mit Rußland gegen die Westmächte und Oesterreich zu bringen. Ich kam bei dieser Gelegenheit mit den dafür Thätigen zu manchen Beziehungen, deren Auseinandersetzung indessen nicht in diesen Abschnitt gehört.

Die Königin zeigte um diese Zeit eine besondere Vorliebe für Geister- und Gespenstergeschichten, nur durften sie keine natürliche oder prosaische Lösung oder Erklärung finden. Ich sorgte, so viel ich konnte, für dergleichen; doch war die Wahl aus mannigfachen Ursachen eine sehr schwere. Auch der König zeigte Geschmack daran, obgleich er oft die grauenvollsten Stellen durch einen Scherz unterbrach. Es war die Zeit des Tischrückens und Geisterklopfens, die Stimmung für dergleichen überhaupt eine allgemeine. Die niederländische Hofdame, welche mit der Prinzessin Friedrich der Niederlande wieder nach Sanssouci gekommen war, versuchte es abermals, während der Vorlesung französisch zu plaudern, aber nur den ersten Abend; da es nachher nie wieder geschah, sondern bei ihrer Anwesenheit von nun an die größte Stille herrschte, so muß ich annehmen, daß sie die Weisung dazu erhalten.

Am 3. November wurde das Hubertus-Protokoll im Jagdschlosse Grunewald gelesen und am 4. die Vorlesung in Sanssouci dadurch unterbrochen, daß sich der ganze Hof ins Freie begab, um eine Mondfinsterniß zu beobachten.

Im Dezember begab ich mich auf einige Tage nach Schwerin, um denjenigen unter den dortigen Offizieren, welche Mitarbeiter an der „Wehrzeitung" gewesen waren, persönlich das Gedenkblatt derselben zu überbringen. Als ich mich auch in das Anmeldebuch Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs einschrieb, ließ mich derselbe zu einer Audienz bestellen, zog mich

zur Tafel und wünſchte für den Abend eine Vorleſung
r Frau Großherzogin. Es war zwar keine Vorleſung in
ouci, aber ſie war ihr in allen Arrangements ſo ähnlich,
) ſie hier doch mit anführen muß. Bei meiner Rückkehr
ich dem Könige über alles in Schwerin Geſehene und
e berichten, und wurde mir dieſer Abend (9. Dezember)
ers deswegen wichtig, weil mich der König zum erſten Male
em herzlichſten Tone „Mein liebſter Schneider!“ nannte.
önigin hat mich nur einmal — 1853 im Berliner Schloſſe
ieber Herr Hofrath!“ genannt.

In demſelben Abend (den 9. Dezember) hatte ich zur Anſicht
erkwürdiges Stammbuch der Mutter des großen Kurfürſten
racht, welches mir der Geheime Archivrath Dr. Maercker
ver Bibliothek des Hochſeligen Königs anvertraut. Es
beſonders der Königin, und als ich es nach dem Souper
urück erbat, ſagte die Hohe Frau, ſie wolle es behalten.
nterſtand mich, zu bemerken, daß das Buch, ein Unikum,
us der Bibliothek des Hochſeligen Herrn nur auf kurze
anvertraut ſei, worauf die Königin den König fragte:
Fritz, iſt denn das nicht unſer, was in Papas Bibliothek
n iſt?“ — „Ohne alle Frage!“ lautete die Antwort, und
r nicht wenig beſtürzt über dieſen Erfolg eines Vorzeigens
n Darleiher gegenüber.

Das Jahr 1855 führte gleich im Januar den ungewöhn-
Fall herbei, daß der König am 19. bei den jungvermählten
Friedrich Karlſchen Herrſchaften Thee trinken und ſoupiren
, da er am Tage ein Keſſeltreiben auf der Inſel Potsdam
alten hatte. Wahrſcheinlich wollten der Prinz und die
eſſin dem königlichen Onkel die gewohnte Unterhaltung
en; denn ich wurde dazu eingeladen. Schon beim Eintritt
e Wohnung des prinzlichen Paares fragte der König:
ieider iſt doch hier?“ und ſo mußte ich denn den ganzen

Abend leſen, da nicht ſoupirt wurde, weil der König das Jagd-Diner erſt ſehr ſpät beendigt.

Am 10. Februar mußte ich das alte Schauſpiel: „Hermann von Unna", eine Jugenderinnerung des Königs, leſen. Das Pathos dieſes Stückes aus der Mondſchein- und Ritter-Periode des Jahres 1800 wirkte unwillkürlich ſo komiſch und erheiterte den König ſo ungemein, daß er unerſchöpflich in Erzählung von Jugenderinnerungen war, und als der Flügel-Adjutant daran erinnerte, daß der König dem Juſtizminiſter Simons ſein Erſcheinen auf einem Balle zugeſagt, hieß es: „Nein! Schneider ſoll uns weiter leſen; entſchuldigen Sie Mich, wie Sie wollen, Ich amüſire Mich zu ſehr!" Das Stück ſollte ſpäter auf dem Theater des Neuen Palais für den König allein gegeben werden, und war es zu dieſem Zwecke bereits neu einſtudirt, aber die Krankheit des Königs im Sommer verhinderte es.

Der Tod des Kaiſers Nikolaus I. von Rußland und der Erbprinzeſſin von Sachſen-Meiningen (Prinzeſſin Charlotte von Preußen) ließ mehrere Vorleſe-Abende ausfallen, während die Brunnenkur des Königs Ende April dagegen die Vorleſungen raſch aufeinander folgen ließ. — Auf Anordnung des Leibarztes mußten ſie mit dem Schlage 10 Uhr endigen, und der König fügte ſich diesmal ſtrikte in die ärztliche Anordnung. Deſſenungeachtet erkrankte der König am Fieber und blieb während des Mai und Juni leidend. Dadurch entſtanden allerlei Aenderungen in den bis dahin gewohnten Formen. In Charlottenburg durfte ich nicht mehr, wie ſonſt, im Adjutantenzimmer den König erwarten, wenn er zum Thee der Königin hinüberging, weil ſich dort eine Menge Perſonen verſammelt hatten, die ſich nach dem Befinden des Königs erkundigten und ſolcher Beſuch jenes Zimmers nur durch ein allgemeines Verbot zu vermeiden war. Dann mußte ich, weil der König ſpäter als gewöhnlich kam, auch während des Soupers weiter leſen; es wurde dann für mich allein ſervirt, während der König ſich ſchon um 10 Uhr zurückzog.

Im Juli machte ich eine Reise nach Bayern, um in den dortigen Archiven das historische Material für mein Werk über den „Rothen Adler-Orden" zu sammeln. Von beiden bayerischen Majestäten ungemein gnädig und freundlich in Nürnberg aufgenommen, wurde ich an fünf Abenden zu Thee und Souper in der Burg der alten Burggrafen von Nürnberg eingeladen, wo ich ebenfalls vorlesen mußte. Mein Vortrag der neuesten Dichtungen unserer norddeutschen Dichter muß den Majestäten sehr gefallen haben, da ich einige Jahre später zu demselben Zwecke nach München eingeladen wurde.

Im August hatte ich während der Manöver des Gardekorps dreimal (am 27., 29. und 30.) Dienst auf dem Rittergute Groß-Beuthen, wo das Manöver-Hauptquartier bei dem Major v. Görzke war. Am zweiten Tage passirte mir das Mißgeschick, daß meine Dienstleute, als ich Potsdam verließ, vergessen hatten, meine Mappe mit in den Wagen zu packen. Ich kam zu spät in Groß-Beuthen an, um sie noch aus Potsdam herbei schaffen lassen zu können, und mußte mir aus der Bibliothek des Major v. Görzke möglichst Passendes aussuchen. Am frühesten Morgen des andern Tages mußte mein Kutscher auf einem der Wagenpferde nach Potsdam reiten, um die Mappe zu holen, so daß ich nun wenigstens am dritten Abende das für die Lokalität von mir vorbereitete, namentlich die geschichtliche Studie: „Der Kapellenberg bei Blankensee", noch lesen konnte.

Vom 12. bis 15. September fanden zu Buckow, in der sogenannten „Märkischen Schweiz", auf dem Schlosse des Grafen Flemming zwei Lektüre-Abende statt, weil der König von dort aus den Manövern der 5. Division beiwohnte. Wie gewöhnlich in den Manöver-Hauptquartieren, war die Gesellschaft der Zuhörer sehr zahlreich, und am ersten Abende kam es zu einem Vorgange, der mir am zweiten eine überraschende Menge von Lobeserhebungen der Anwesenden eintrug. Ich erzähle mit den Worten, die ich dort in Buckow in mein Protokoll geschrieben:

„Buckow, den 13. September: Viele der geſtern Anweſenden machten mir erſtaunliche Lobeserhebungen, daß ich ſo lebhaft und ernſt die Partei meines langjährigen Freundes, des Major Bleſſon, gegen eine Aeußerung Seiner Majeſtät des Königs genommen. In dem Aufſatze deſſelben: „Wie man ſich mit Erfolg für das Vaterland betrinken kann", kam eine Stelle vor, wo von republikaniſchen Geſinnungen die Rede war; wobei Seine Majeſtät äußerten: „Die hat Bleſſon 1848 auch gehabt!" Ich unterſtand mich, allerdings etwas lebhaft und vielleicht zu entſchieden, dem zu widerſprechen, da ich ſehr gut wußte, in wie falſchem Lichte Bleſſon durch ſein unglückſeliges Kommando der Bürgerwehr erſchienen war, und als ich ihn mit Gründen vertheidigt, endigte der König das etwas zu lebhaft gewordene Geſpräch mit der Aeußerung: „Nun freilich, wenn Sie das ſagen, Schneider, dann muß es wohl wahr ſein!" — Damit endete der Vorgang, und ich hielt es theils für ſo natürlich, theils für ſo wenig erheblich, ſo gehandelt zu haben, daß ich in meinem geſtrigen Protokoll gar nichts davon erwähnte. Heute wurde aber von verſchiedenen Seiten ein ſo gewaltiges Aufheben von meiner Handlungsweiſe gemacht, daß ich es nachträglich für meine eigene Erinnerung aufzeichne."

Allerdings habe ich, wenn mir das Sprechen überhaupt erlaubt war, nie zugegeben, daß in meiner Gegenwart etwas Unvortheilhaftes über Perſonen geſprochen wurde, von denen ich wußte, daß ſie es nicht verdienten, und der König war nie ungnädig darüber, wenn ich auch eine von ihm vorgefaßte Meinung bekämpfte. So habe ich manchem nützlich ſein können, ohne daß er etwas davon ahnte. Ein Vorgang dieſer Art in Putbus iſt mir beſonders im Gedächtniß geblieben.

Der General Polizeidirektor v. Hinckeldey hatte eine große perſönliche Abneigung gegen einen gewiſſen Malmène, welcher eine Erziehungsanſtalt für arme Kinder geſtiftet hatte und viel

ſich reden machte. Malmène hatte ſich im Jahre 1848 ach als eifriger Royaliſt bemerkbar gemacht und wurde, da Miniſterpräſident v. Manteuffel ihm häufig Zutritt zu ſich ıttete, auffallend angefeindet. Welche beſonderen Gründe die eigung des Herrn v. Hinckeldey gegen ihn hatte, weiß ich :; daß ſie aber ſehr nachhaltig war, bewieſen ſpätere Vor= ge. Bei einer der Verſammlungen des Gefolges zum Thee ßutbus erzählte v. Hinckeldey vor dem Eintritt des Königs rlei Verwerfliches und Straffälliges von Malmène, der in That ſich einer ſchlechten Behandlung ſeiner Zöglinge ſchuldig ıacht zu haben ſchien, und nahm dadurch die ganze Geſell= ſt gegen denſelben ein. Als der König eintrat, fragte er, faſt immer, wovon die Herren ſo lebhaft ſprächen. Nun ihlten, nicht Herr v. Hinckeldey, ſondern die Anderen ſo viel chtheiliges von Malmène, daß der König entrüſtet ſagte: , Hinckeldey, nehmen Sie Mir doch dieſen Menſchen ernſtlich die Finger!" — Das war genug, um dem General=Polizei= ktor volle Gewalt gegen den Angeſchuldigten zu geben. Ich ıte mich aber nicht enthalten, erſt dem General=Adjutanten Berlach und dann dem Könige zu ſagen: „Wenn Malmène affälliges begangen, ſo darf er gewiß ſeiner Strafe nicht ehen; aber er hat auch Gutes gethan, und das ſollte man auch nicht vergeſſen. Als die Soldaten begraben wurden, he am 18. März 1848 die Treue für Eure Majeſtät mit m Leben bezahlt, da war unter den Wenigen, die ihrem henzuge folgten, dieſer Malmène mit ſeinen Knaben und ſang rend des Zuges, wie am Grabe, geiſtliche Lieder, weil erlei andere Muſik da war. Das war an jenem Tage licher patriotiſcher Mannesmuth, und den werde ich ihm igſtens nicht vergeſſen!"

Die Worte mögen zu kühn geweſen ſein, aber ſie halfen. hatte nun einmal Lebensklugheit für ſolche Fälle nicht ge= t, habe natürlich auch oft die Folgen davon tragen müſſen,

es ſchließlich aber doch nie bereut. Malmène wurde beſtraft, aber infolge eines Richterſpruches, nicht durch polizeiliche Maßregeln, die ſich auf einen königlichen Befehl ſtützen konnten.

Erſt im September hatte ſich der König von ſeinen Fieberanfällen wieder inſoweit erholt, daß die Vorleſungen auch nach dem Souper fortgeſetzt wurden. Schon um dieſe Zeit fiel es mir auf, daß der König ſo oft mit ſeinem Gedächtniß, beſonders für Namen, zu kämpfen hatte. Dies kam häufig bei allerdings geringfügigen Dingen zur Erſcheinung, rief aber gewöhnlich eine große Aufregung bei ihm hervor. In den meiſten Fällen konnte irgend einer der Anweſenden aushelfen, und dann ging das Verſagen des Gedächtniſſes raſch vorüber. Ich ſchrieb es damals der bei älteren Leuten gewöhnlichen Erſcheinung zu, daß ſie jüngſt Erlebtes leicht vergeſſen, während ſie für ihre Jugend-Erinnerungen ein ſcharfes Gedächtniß bewahren. Erſt ſpäter, als der König ernſtlich erkrankte, kamen mir dieſe Vorgänge wieder in Erinnerung.

Im September und Oktober machte der König eine Reiſe in die Rheinprovinz, zu welcher ich ebenſowenig befohlen wurde, wie ich zur Reiſe nach Erdmannsdorf im Juli befohlen worden war. Auf beiden Reiſen hatte Ihre Majeſtät die Königin ihren Gemahl begleitet. Da ich ſonſt zu allen oder doch faſt allen Reiſen befohlen worden war, fiel mir das auf, und ich erkundigte mich, was die Veranlaſſung dazu ſein könne. Hofrath Richter gab mir die Erklärung: „Wenn Ihre Majeſtät die Königin den König begleitet, ſo kann der Vorleſer nicht wohl von vornherein mitgenommen werden, weil das ausſähe, als bedürfe der König bei Anweſenheit der Königin noch einer beſonderen Unterhaltung". Ob dieſe Erklärung die richtige war, muß ich freilich dahin geſtellt ſein laſſen; aber gegeben wurde ſie mir ſo.

Dagegen ging es Ende Oktober wieder nach Letzlingen, wo am 25. und 26. zwei Vorleſe-Abende ſtattfanden, an denen diesmal auch zum erſten Mal die Adjutanten der Fürſtlichkeiten

il nahmen, was bis dahin wegen des beschränkten Raumes : geschehen war. Der König Johann von Sachsen war diesen Gelegenheiten besonders freundlich gegen mich. Ob= h wir am 27. erst spät nach Potsdam zurückkamen, wurde doch sofort für den Abend nach Sanssouci befohlen, und am 3. November mußte ich abends, nachdem ich beim ertusfeste im Schlosse Grunewald, wie jährlich, das Protokoll en, noch auf Sanssouci vorlesen. Am andern Morgen früh elt ich das bei den Protokollen (Nr. 352) befindliche Schreiben Flügel=Adjutanten Obersten v. Alvensleben, in welchem der ig mir sagen ließ, es seien einige Prinzessinnen da, die gern s „Grauliches" hören wollten. — Rasch vorbereitet, erschien uf Sanssouci, und der König empfing mich mit der liebens= digsten Freundlichkeit: „Nehmen Sie es nur nicht übel, neider, daß Ich, Sie so rasch hintereinander und heute gar einem Sonntage Ihrer Häuslichkeit entziehe; aber Meine wester Alexandrine will nun heute durchaus einmal eine penstergeschichte hören!" — Und mit welchem liebenswürdigen sagte der Monarch solche Dinge! Nur wer Aehnliches aus m Munde gehört hat, kann die Wirkung ermessen, die es den so Behandelten ausübte.

Am 15. November fand eine eigenthümliche Vorlesung auf ssouci statt. In der Absicht, dem Domchor eine bestimmte liche Thätigkeit auch bei Hoffesten zu verschaffen, hatte ich alten Rituale der ersten Kapitel des Schwarzen Adler=Ordens orgesucht und dem jungen, strebsamen Komponisten Rudolph irch die neue Komposition derselben aufgetragen. Um diese auch zu Gehör und Verständniß zu bringen, veranlaßte ich Dichter Georg Hesekiel, eine Dichtung anzufertigen, welche verschiedenen Musikstücke, Psalmen, Intraden, Responsorien w. verbindet und erklärt. Nachdem ich dieses Gedicht bereits 20. Oktober in Sanssouci den Allerhöchsten Herrschaften mit fall vorgelesen, kam es an diesem Tage zu einer Aufführung

der Muſik, zu welcher ich abermals das Gedicht leſen mußte. Da der König zum Anhören der Muſik in das rothe Vorzimmer gegangen war, Ihre Majeſtät die Königin mit den Prinzeſſinnen und Damen im Theezimmer blieb, ſo mußte ich mich in die Thür zwiſchen beiden Zimmern ſtellen, um, an einem kleinen Tiſche mit einer Lampe ſtehend, nach beiden Seiten hin verſtändlich zu ſein. Die Sänger ſtanden im ovalen Marmorſaale, die Trompeter im Veſtibül; doch ging trotz dieſer Schwierigkeit alles ſehr gut zuſammen und erwarb ſich den wiederholt ausgeſprochenen Beifall des Königs.

Im „Soldatenfreunde" hatte ich bei Gelegenheit des fünfzigjährigen Militär-Jubiläums Seiner Majeſtät des Königs eine militäriſche Biographie zuſammengeſtellt und davon zweihundert Exemplare dem Prinzen von Preußen zur Vertheilung an die darin genannten Perſonen übergeben; dafür dankte mir die Königin am 24. November bei der Vorleſung im Charlottenburger Schloſſe in gnädigſter Weiſe.

In Charlottenburg wurde übrigens um dieſe Zeit nicht mehr, wie ſonſt, im grünen Theezimmer der Königin, ſondern in dem runden Thurmſaale vorgeleſen, weil die Abendgeſellſchaften dort zahlreicher geworden waren.

In dieſem Jahre begannen die ſogenannten Opernhausbälle, welche einen ſo überaus glänzenden Erfolg hatten. Da ſie jedesmal am Sonnabend ſtattfanden, ſo fielen mehrere Vorleſe-Abende ganz aus. Gleich bei dem erſten wurde ich ſchon früh morgens abbeſtellt, weil beide Majeſtäten den Ball beſuchen wollten. Ich ſaß daher abends arbeitend in meinem Zimmer in der Wohnung meiner verheiratheten Tochter, als der Hof-Fourier kam und ſich erkundigte, ob ich mit einem Billet zu dem Balle verſehen ſei. — Als ich das verneinte, hieß es weiter, ich möge nur hinkommen, der König wolle mir ſchon ein Billet verſchaffen, damit er mich dort, wie gewöhnlich am Sonnabend, ſprechen könne. — Am Tage des zweiten Balles erhielt ich ein

Brief von dem Flügel-Adjutanten Oberſtlieutenant v. Schlegell, in welchem es hieß: „Seine Majeſtät hoffen Allerhöchſtſeinen Hofrath Schneider auf dem Balle zu ſehen." So erſchien ich denn natürlich, ſonſtiger Gewohnheit entgegen, auf ſämmtlichen Bällen des erſten Jahres und wurde jedesmal in auszeichnender Weiſe vom Könige angeredet.

Die Majeſtäten beſuchten in dieſem Jahre mehr als bisher die öffentlichen Vergnügungen und Schauſtellungen, ſo daß um dieſe Zeit monatelange Unterbrechungen in den Vorleſe-Abenden vorkamen. Jedesmal ſprach dann der König, wenn er mich ſah, ſein Bedauern darüber aus, regelmäßig z. B. bei dem Empfange auf dem Bahnhofe in Potsdam, oder wenn er mich beim Vorübergehen an meiner Wohnung ans Fenſter rief, was jedesmal geſchah, wenn der Spaziergang vom Schloſſe in der Stadt nach Sansſouci ihn in die Nähe meines Hauſes brachte.

Die Monate Mai und Juni des Jahres 1856 brachten eine beſonders bewegte und intereſſante Zeit für mich. Die Kaiſerin Mutter von Rußland war nämlich am 26. Mai hier angekommen. Bei ihrem leidenden Zuſtande ſowohl, als wegen der Trauer um den verewigten Kaiſer, konnte ich wahrlich nicht erwarten, zum Vorleſen befohlen zu werden, und hatte mich auch gar nicht beſonders darauf vorbereitet. Aber ſchon am Tage nachher kam der Fourier mit dem Befehl, zum Thee auf Sansſouci zu erſcheinen und „recht hübſche Sachen" für die Kaiſerin mitzubringen. Ich kam in große Verlegenheit, da ich einige Tage vorher meiner Tochter alle meine für den König gearbeiteten Manuſkripte zum Durchleſen nach Berlin mitgegeben hatte und nun mit größter Mühe raſch ein Programm zuſammenſtellen mußte, von dem ich wenigſtens ungefähr die Wirkung vorher kannte.

Auf Sansſouci hörte ich, daß die königliche Familie ganz allein verſammelt ſei und ſämmtliche Hofſtaaten wie Gäſte den Thee in den Neuen Kammern trinken würden. Somit war wenig

Aussicht, in die Intimität der Allerhöchsten Herrschaften befohlen zu werden, bis der König selbst in die Adjutanten-Gallerie kam und mich fragte, welche Sachen ich mitgebracht, im Falle die Kaiserin etwas wünschen sollte. Ich überreichte mein Programm, und der König erkannte sogleich, daß ich solche Sachen mit aufgesetzt, die er schon kannte, und deren Wirkung er daher im voraus beurtheilen konnte. Prinz Albrecht, welcher mitgekommen war und sich bei jeder Gelegenheit als mein besonderer Förderer und Schützer erwiesen hat, nahm mich am Arm und wollte mich gleich mit in das Theezimmer nehmen; ich weigerte mich indessen, weil ich glaubte, noch einen besonderen Befehl Seiner Majestät abwarten zu müssen. Um 9 Uhr erfolgte derselbe, und ich trat nun in das wenig erleuchtete Musikzimmer Friedrichs des Großen. Kaum hatte ich meine Verbeugung gemacht, so rief mich die in einem niedrigen Lehnstuhl sitzende Kaiserin zu sich heran. Rasch wollte ich mein Portefeuille auf einen Stuhl an der Wand ablegen, gerieth dabei hinter dem Teppich auf das glatte Parquet, glitt aus und stürzte der Länge nach zu Boden, gerade vor die Füße der Kaiserin. Der Fall schien so gefährlich, daß niemand lachte, sondern nur Bedauern laut wurde. Ein ungünstigeres Entree konnte ich wohl nicht haben.

Die Kaiserin war ungemein gnädig, und der König schlug zur Lektüre „Das Familien-Konzert" von Hackländer aus dessen „Hausblättern" vor. Die Vorlesung hatte einen außerordentlich günstigen Erfolg; ich war im Anfange nicht gut placirt und mußte mich der Kaiserin näher setzen, so daß mein Lesetisch dicht hinter ihrem Stuhle stand. Der König sagte mir bei der Entlassung ein besonders herzliches „Bravo!" und fügte hinzu: „Sie haben uns heute Abend ganz köstlich unterhalten. Adieu! Sie soupiren heute mit Meinen Flügel-Adjutanten." Das Letztere sagte der König wahrscheinlich deswegen, weil ich sonst nach bisher gewohnter Art während des Soupers hätte im Zimmer bleiben müssen.

Nach dem Souper erſchien Prinz Albrecht und befahl meine
egleitung auf dem Wege bis zu ſeiner Wohnung. In ſeiner
üte gegen mich äußerte er auf dieſem Spaziergange, daß er
ıt ſelbſt erſtaunt ſei, in welcher Gunſt und Stellung ich mich
Hofe befände, und noch mehr, wie ich mich darin zu erhalten
ſſe. Das Letztere war allerdings auch das Schwierigere.

Es folgten jetzt faſt ununterbrochen dreizehn Vorleſe-Abende
ntereinander, faſt alle durch die anweſenden fürſtlichen Perſonen
d äußere Verhältniſſe von einander unterſchieden. Am 27.
ır Ihre Majeſtät die Königin morgens nach Rieſa gereiſt, um
rt mit ihrer Schweſter, der Königin von Sachſen, zuſammen
treffen. Der König hatte mir das Buch von Curt v. Schlözer
Chazot" geſandt, aus welchem die Kaiſerin etwas zu hören
ünſche, da ſie geſtern dermaßen anhaltend gelacht, daß ſie bei
r Wiederholung eine Nervenerſchütterung befürchte; ich ſollte
her etwas Ruhiges leſen. „Chazot" a vista zu leſen, hatte
ne Schwierigkeit, da es bogenlange franzöſiſche Zitate hat.
m 30. war der Kaiſer Alexander II. ebenfalls bei der Vor-
ung gegenwärtig und eben ſo gnädig gegen mich, wie ſein
vergeßlicher Vater.

Zum erſten Male war gelegentlich dieſer Anweſenheit des
ıiſers der ganze Hof, ſämmtliche Hofſtaaten und die vornehmen
iſte in den Räumen von Sansſouci verſammelt, und es machte
:en faſt ängſtlichen Eindruck auf mich, als ich durch alle dieſe
irſten, Orden und Uniformen hindurch in das Zimmer geholt
ırde, wo die königliche und kaiſerliche Familie allein verſammelt
r und nicht einmal die jungen Prinzen und Prinzeſſinen Zu-
lt hatten. Auch Alexander v. Humboldt kam nicht in die
ihe der Kaiſerin, und es war mir im hohen Grade peinlich,
ı ich bei ihm vorbei mußte, um in das Zimmer der Kaiſerin
treten. Auch die ſkrupulöſeſte Beſcheidenheit konnte mir über
:gleichen Empfindungen nicht hinweghelfen. — Diesmal mußte

ich für den Kaiſer etwas Heiteres leſen und zwar „Welche Folgen Empfangsfeierlichkeiten haben können."

Am 31. waren beide Monarchen zu einer großen Parade nach Berlin gegangen und konnten, da ſie auch einer Galavorſtellung im Opernhauſe beiwohnen wollten, erſt ſpät abends nach Sansſouci zurückkommen. Noch nie war ich in Abweſenheit des Königs zur Vorleſung befohlen worden; ich ſaß daher noch um 9 Uhr abends ganz ruhig an meinem Schreibtiſch, als plötzlich der Befehl kam, ſofort auf Sansſouci zum Vorleſen zu erſcheinen und zwar auf Befehl der Königin. Die Königin von Bayern war angekommen und war, wahrſcheinlich in der Erinnerung an die Vorleſe-Abende in Nürnberg, außerordentlich gnädig und freundlich gegen mich. Sie hatte gehört, daß ich meine Reiſe nach Bayern in humoriſtiſcher Form geſchildert, und gewünſcht, dieſe Arbeit kennen zu lernen. Die Unterhaltung der drei Majeſtäten von Bayern, Rußland und Preußen war aber dieſen Abend ſo lebhaft mit mir, ich mußte ſo viel erzählen, daß der König und der Kaiſer von Berlin zurückkamen, ehe meine Vorleſung beginnen konnte. Natürlich zog ich mich ſofort zurück, und ſo wurde dieſen Abend nichts aus der Lektüre; deſto erfreulicher war für mich die Unterhaltung geweſen.

Am 1. Juli fand eine Theatervorſtellung im Neuen Palais ſtatt, und da dort die kaiſerlichen und königlichen Gäſte verſammelt waren, ſo fand ich diesmal nur die Kaiſerin mit ihrer Schweſter, der Großherzogin Alexandrine, und ihrer Hofdame, der Baroneſſe Frederiks, ganz allein und mußte nun die längſt gewünſchte „Geſpenſtergeſchichte" leſen. Spät kam noch der Kaiſer dazu, der früher aus dem Neuen Palais fortgegangen ſein mußte; denn die übrigen Allerhöchſten Herrſchaften kamen erſt ſehr viel ſpäter zurück. In ſo engem Zirkel hatte ich bisher noch nicht geleſen.

Am 4. Juli hatte die Kaiſerin gewünſcht, ich möchte zum Vorleſen hereingerufen werden; da ich aber nicht beſtellt worden

war, so mußte gemeldet werden, daß ich nicht da sei, worauf der König befahl, ich solle ein für alle Mal jeden Abend nach Sanssouci kommen, so lange die Kaiserin da sei, und hinzufügte: ‚Er wird es ja hoffentlich nicht übel nehmen, wenn er auch einmal nicht zum Lesen kommt.“ — So erfolgte denn von nun an die Bestellung täglich mit dem Zusatze: „im Falle die Kaiserin Lektüre befehlen sollte“; und gleich am 5. fand wieder eine Vorlesung statt, bei welcher die Kaiserin auf mannigfache Art mich auszeichnete. Kleine Handreichungen, welche bisher der König oder einer der Prinzen gethan, z. B. das Heranrücken des Rollstuhles an den Tisch, das Zurechtlegen eines Kissens unter ihre Füße, — was sie in russischer Sprache auftrug, — mußte ich thun, was selbst unter den königlichen Herrschaften auffiel. Auch sprach die Kaiserin heute von der militärischen Biographie ihres verewigten Gemahls und sagte mir ihren Dank für die wahre und ehrliche Darstellung in derselben.

Am Tage darauf war die Kaiserin wieder allein, da der König und die Königin abends nach Charlottenburg gegangen waren, um dort den 7. Juni, den Todestag des Hochseligen Königs, in stiller Zurückgezogenheit zuzubringen. Zum ersten Male mußte ich heute auch während des Soupers weiter lesen, da die Lektüre besonders interessirte. Da ich aufhörte, als die Suppe servirt wurde, so sagte die Kaiserin: „Es genirt Sie doch nicht, Schneider, weiter zu lesen, wenn Ich esse? aber Sie thun es Mir zu Gefallen.“

Auch die Kaiserin war am 7. zum Trauergottesdienste nach Charlottenburg gefahren, aber mittags bereits wieder nach Sanssouci zurückgekehrt, so daß ich auch an diesem Tage zum Vorlesen befohlen wurde. Um nicht gezwungen zu sein, etwas Humoristisches zu lesen, hatte ich den Prinzen Albrecht gebeten, den Abschnitt über König Friedrich Wilhelm III. — „Aus meinem Leben“ — vorzuschlagen, was denn auch den erwünschten Erfolg hatte. Die bei der Vorlesung fast an jeden einzelnen Vorgang

geknüpften Bemerkungen und Erinnerungen der Anwesenden machten die Unterhaltung dieses Abends zu einer sehr belebten und interessanten. Dasselbe war auch an den beiden folgenden Vorlese-Abenden — den 8. und 9. — der Fall. Am 9. war zum ersten Mal Alexander v. Humboldt zur Kaiserin ins Zimmer befohlen worden und hörte der Vorlesung zu.

Am 10. setzte mich ein merkwürdiger Vorfall sehr in Verlegenheit, bis die Erklärung sie verscheuchte. Ich hatte nämlich jeden Abend in der Adjutanten-Gallerie gewartet, bis ich zur Kaiserin gerufen wurde, und das Rufen fand gewöhnlich durch den Hofmarschall, den dienstthuenden Flügel-Adjutanten oder selbst durch einen der königlichen Prinzen statt. An diesem Abende kam aber der Kammerdiener Winckelmann der Königin und sagte, ich möchte nur rasch herein kommen, denn die Königin habe ihm eben befohlen, in das Vorzimmer zu gehen und den König, welcher sich dort bei der Gesellschaft befand, einzuladen, zur Kaiserin herein zu kommen, weil der Hofrath gleich anfangen werde zu lesen. Obgleich verwundert über die ungewöhnliche Art der Bestellung, folgte ich dem Kammerdiener doch in das Zimmer der Kaiserin, nachdem ich ihn vor der Thür noch einmal gefragt, ob er seiner Sache auch gewiß sei, und er versichert, daß er selbst gehört, wie die Königin gesagt, ich solle lesen. Eingetreten, bemerkte ich sofort, daß man über mein Erscheinen verwundert und in Verlegenheit war. Die königliche Familie war, wie gewöhnlich, um den großen runden Tisch versammelt, sah sich befremdet unter einander an, dann auf mich, und ich fühlte, daß ich nicht erwartet worden war. Endlich stand der Prinz von Preußen nach einer leisen Rücksprache mit der Königin auf, trat an mich heran und sagte: „Es muß wohl ein Mißverständniß sein, daß Sie eingetreten sind. Die Majestäten lassen für heute danken, Frau v. Luck wird heute Abend der Kaiserin etwas vorlesen!“ —

Mit welchen Gefühlen ich meine Mappe zusammenpackte

:b das Zimmer verließ, brauche ich wohl nicht zu beſchreiben. er Prinz von Preußen, welcher meine große Beſtürzung bemerkt :ben mußte, kam mir bis in das Vorzimmer nach und erkundigte h, wer mich hereingerufen habe. Ich berichtete, was vorge= ngen, und nun erklärte ſich das Mißverſtändniß. Frau v. Luck,)attin des General = Adjutanten und Generals der Infanterie, ne geborene Franzöſin, las öfter bei Hofe aus neu erſchienenen :anzöſiſchen Büchern etwas vor und hatte daher von der königlichen Familie den ſcherzhaften Beinamen „die Hofräthin" erhalten, veil ſie mein Amt verwaltete. Das ſollte auch heute geſchehen, nd die Kaiſerin hatte eben gewünſcht, daß Frau v. Luck ihre ektüre beginne, als die Königin dem Kammerdiener auftrug, den König im andern Zimmer zu benachrichtigen, daß „die Hofräthin" ogleich anfangen werde, zu leſen. Der Kammerdiener, welcher)ieſe, nur in der Intimität der königlichen Familie geltende ſcherz= jafte Benennung der Frau v. Luck nicht kannte und mich nun chon zehn Abende hintereinander hatte vorleſen ſehen, muß wohl erſtanden haben oder hatte ſich zuſammengereimt, der „Hofrath" olle anfangen zu leſen, und daher dann das Mißverſtändniß, velches peinlich für mich begann, dann aber Gelegenheit zu ſcherz= haſter Erinnerung gab; denn die königliche Familie lachte auf)as herzlichſte darüber, und ich wurde ſpäter oft daran erinnert. Jedenfalls hätte der Vorfall ohne dieſe Erklärung mich auf lange)in wieder ſcheu und ängſtlich gemacht; denn es war in der That im höchſten Grade peinlich, ſich den Gegenſtand einer, venn auch nur augenblicklichen, aber allgemeinen Mißbilligung)u wiſſen.

Am nächſten Abende, wo in der Vorleſung des „Chazot", nd zwar in franzöſiſcher Sprache, fortgefahren wurde, war viel von dieſer Verwechſelung des „Hofrathes" mit der „Hofräthin" die Rede. Der König war diesmal nicht anweſend, da er zu Schießübungen nach Spandau gefahren war.

Der zwölfte Vorleſe=Abend bei der Kaiſerin brachte eine eigen=

thümliche und in dieſem Kreiſe kaum erwartete Kontroverſe. In einem Briefe Chazots kam nämlich das Wort „la recrue“ (der Rekrut) vor, und kaum hatte ich ausgeſprochen, ſo verbeſſerte die Kaiſerin: „le recrue!“ — Ich war ſo betroffen darüber, daß ich eine Pauſe machte und mich umſah, ob ich nicht von einer der anweſenden fürſtlichen Perſonen der Antwort überhoben werden würde. Der König, welcher es liebte, die unrichtige Ausſprache eines Fremdwortes zu verbeſſern, und wußte, daß ich dann mit einer dankenden Bewegung des Kopfes das Wort richtig nachzuſprechen verſuchte, bemerkte, daß ich zögerte, le recrue zu wiederholen, und ſagte: „Ein Rekrut iſt masculini generis.“ Nun mußte ich allerdings erwidern und ſagte: „Ein Poſten ſtehender Soldat iſt auch masculini generis, heißt aber doch die Schildwache.“ Dieſe Antwort rief einen lebhaften Streit hervor. Weder die Kaiſerin, noch die Königin, weder Prinz Carl, noch Prinz Friedrich der Niederlande wollten das Wort jemals mit dem weiblichen Artikel geleſen haben, und ich konnte endlich nichts mehr erwidern, als daß ich es nie anders als mit dem weiblichen Artikel geleſen. Der König war gleich nach meiner erſten Erwiderung ſtill geworden und hatte ſich nicht weiter in die Diskuſſion gemiſcht; am andern Tage hörte ich aber von den Kammerdienern, daß gleich nach meinem Weggehen ſpät abends ein allgemeines Fragen aller auf Sansſouci wohnenden Herrſchaften nach einem franzöſiſchen Dictionnaire ſtattgefunden habe.

Der dreizehnte Vorleſe-Abend war auch der letzte bei der diesmaligen Anweſenheit der Kaiſerin, da am 14. Juni früh die Abreiſe nach Wildbad erfolgte. Obgleich die Vorleſung nur ſehr kurz war, brachte ich doch den Chazot durch Weglaſſen des weniger Intereſſanten zu Ende. Beim Abſchiede ſprach die Kaiſerin einen überaus gnädigen Dank gegen mich aus.

Für mich war dieſe Zeit eine mannigfach ſchwierige geweſen. Da die Kaiſerin durchaus nur in der ſtrikteſten Zurückgezogenheit leben wollte, ſo hatten nur ſehr wenige Perſonen den Vorzug,

kurze Zeit zur Abendgesellschaft hereingerufen zu werden, zleich in den übrigen Räumen die glänzendste Gesellschaft ver- nmelt war. Es hatte daher durchweg etwas Peinliches für ch, durch alle hindurch und bei allen vorbei jeden Abend zur ilserin hereingerufen zu werden. Es war zu auffallend, als ß nicht viel hätte darüber gesprochen werden sollen.

Bald nach der Abreise der Kaiserin machte der König eine eise nach Stuttgart und dann nach Marienbad zur Kur, welche auße ich benutzte, um mit meiner Frau eine Reise durch die chweiz und Neufchatel zu machen. Die Vorlesungen begannen ft am 22. August wieder und zwar in dem Dorfe Stolpe hinter egel, dem Manöver-Hauptquartier des Königs, auf dem Edel- ofe des Besitzers. Hier kam zum ersten Mal der Fall vor, aß der König mir die „Neue Preußische Zeitung" reichte und efahl, ich solle den leitenden Artikel derselben: „Interventions- onsequenzen" vorlesen. Da dies noch nie vorgekommen war, o mußte mir es desto mehr auffallen, weil der Artikel von mir eschrieben war und sich gegen die damals vom Prinzen von reußen vertretenen Ansichten aussprach, der Prinz von Preußen ch anwesend war. General v. Gerlach kannte mein Zeichen ⊙ nd konnte möglicherweise dem Könige mitgetheilt haben, daß er Artikel von mir herrühre; kurz, ich las denselben in einer igenthümlichen Stimmung gerade den beiden fürstlichen Personen or, deren Meinungsverschiedenheit er besprach. Es ergab sich ndessen später, daß hier nur der Zufall gewaltet hatte und keinerlei bsicht in dem Befehle des Königs lag.

Auch am Tage darauf und am dritten Tage in dem Dorfe Schönwalde bei Spandau fanden Vorlesungen statt, und war auf den besonderen Wunsch des Prinzen Karl von Bayern orzugsweise humoristische. In Schönwalde wurde die Vor- sung übrigens nach dem Souper nicht fortgesetzt, weil der König in der Nacht einem Umgehungsmarsche der Truppen einwohnen und bis 2 Uhr ruhen wollte.

Die Reise des Königs zu den Herbst-Manövern nach Pommern und Preußen unterbrach die Vorlesungen wieder bis zum November, wo am 3. in schon erwähnter Art das Protokoll der Hubertusjagd gelesen wurde. Bei dieser Gelegenheit machte ich eine Erfahrung, die mich einen Blick hinter Verhältnisse thun ließ, welche wohl geeignet waren, mich wegen meiner Stellung besorgt zu machen, wenn diese von anderen und nicht von dem Wohlwollen des Königs abgehangen hätte. Wie gewöhnlich war das vorzulesende Protokoll erst dem Prinzen Carl auf Glienicke, diesmal aber auch noch auf den Wunsch des Prinzen Albrecht der Jagdgesellschaft auf dem Jagdschlosse Stern am 31. Oktober vorgelesen worden. Als ich nun am Hubertusfeste im Schlosse Grunewald beim Diner saß, hörte ich von meinen Nachbarn, daß an demselben Tische sich der Lieutenant v. S. befinde, der den Auftrag erhalten habe, ein humoristisches Protokoll zu schreiben, welches den Majestäten und der Hubertusjagdgesellschaft vorgelesen werden solle, und in der That hatte Lieutenant v. S. ein solches Protokoll bereits fertig in der Tasche.

Da Jedermann und auch der Lieutenant v. S. wußte, daß ich seit sechs Jahren mit dem Verfassen und Vorlesen des Protokolls beauftragt und die Sache somit zur Hofgewohnheit geworden war, so konnte ich in diesem Verfahren nur eine feindliche Absicht gegen mich erkennen und mußte irgend eine Beschämung oder unverdiente Zurücksetzung erwarten.

Diese Besorgniß steigerte sich, als mein Nachbar mir erzählte, daß das Gedicht des Herrn v. S. einige satyrische Anspielungen auf mich, und zwar auf meine vielen Orden und Ehrenzeichen, enthalte.

In peinlicher Erwartung dessen, was nun vielleicht mich Verletzendes geschehen werde, konnte ich nichts thun, als das Unvermeidliche über mich ergehen lassen. Da kam indessen Prinz Albrecht wie gewöhnlich herauf, holte mich zum Vorlesen

Protokolls herunter, und die Vorleſung fand in gewöhn-
er Art, aber mit ungewöhnlichem Beifall ſtatt. Herr v. S.
rde nicht aufgefordert, das ſeinige zu leſen.

Wieder oben das Diner fortſetzend, fand ich nun Herrn
S. in großer Aufregung. Aus ſeinen heftigen Worten ging
r deutlich hervor, daß in der That wohl die Abſicht vor-
valtet haben mag, mich von dem bisher eingenommenen Platze
: dieſem Jagdfeſte zu verdrängen. Ich bat nun Herrn v. S.,
r ſein Protokoll anzuvertrauen, da ich Gelegenheit nehmen
)lle, es Seiner Majeſtät dem Könige in Letzlingen vorzu-
en; was er denn auch in der Vorausſetzung that, ich würde
)hl den gegen mich gerichteten Witz nicht übel nehmen. Ich
mte das nun, da die unfreundliche Abſicht nicht gelungen
ır, um ſo leichter verſichern, und ſetzte daher, als es zwei
ge darauf nach Letzlingen ging, das Gedicht des Herrn
S. auf das Programm, beſprach die Sache aber doch
rher noch mit den Prinzen Carl und Albrecht, die mein Ver-
hren vollkommen billigten. Das Gedicht wurde denn auch
rgeleſen und fand verdienten Beifall; doch war ich ſo frei
weſen, die über meine Orden witzelnde Stelle zu ändern.
n verbindlicher Brief an den Lieutenant v. S. meldete den
:folg und wird ihm gezeigt haben, daß ich nicht ſo handeln
)llte, wie er gegen mich.

Der diesmalige Aufenthalt in Letzlingen war merkwürdig
r mich, weil der Prinz von Preußen mir hier zuerſt die
chtigſten Notizen für ſeine Biographie diktirte, welche im
nuar 1857 zu ſeinem Militär-Dienſtjubiläum im „Soldaten-
und" gedruckt erſchien. Der Prinz arbeitete ſowohl früh
)rgens vor der Jagd, als abends nach beendeter Vorleſung
t mir. Näheres darüber findet ſich in demjenigen Abſchnitt
:ſer Aufzeichnungen, welcher meine dem Prinzen von Preußen,
chmals Prinz-Regent und König Wilhelm, geleiſteten Dienſte
ſpricht.

Während der Vorleſung des letzten Abends in Letzlingen gingen nach einander drei von den vier Lampen des Luſtres aus und verbreiteten einen entſetzlichen Geruch. Der König, welcher ſonſt leicht ſehr heftig über offenkundige Nachläſſigkeit in ſeinem Dienſte werden konnte, nahm diesmal zu aller Ergötzen die Sache von ihrer lächerlichen Seite, ließ trotz der Dunkelheit und des ſelbſt durch ſofortige Räucherungen nicht zu bewältigenden Geruchs die Vorleſung bis 11 Uhr fortſetzen.

Gleich am Tage darauf war wieder Vorleſe-Abend in Sansſouci, wo ich indeſſen das Unglück hatte, Sachen vorzuleſen, die mir ſelbſt während des Leſens nicht gefielen und auch der Geſellſchaft nicht gefallen konnten, obgleich der König ſelbſt, wie gewöhnlich, ſeine Zufriedenheit äußerte. Ueberhaupt wurde es je länger, je ſchwerer, das Richtige für alle Verhältniſſe und für jeden Geſchmack zu finden. Manches Gelungene und Wirkſame hatte verwöhnt, und da der König oft ſchon beim Diner aufmerkſam machte: „Heute lieſt Schneider, da werden Sie ſich recht amüſiren!“ ſo wurde es immer ſchwieriger, dieſe Erwartungen auch zu befriedigen.

Einige Tage nachher erfolgte die Ueberſiedelung des Hofes nach Charlottenburg, wo in gewohnter Art die Vorleſungen fortgeſetzt wurden und ich unter Anderem die unterdeſſen vollendete Biographie des Prinzen von Preußen vorlas, für welche ich vom Könige ſelbſt manche werthvolle Zuſätze und Berichtigungen empfing. Im Dezember hatte ich auch Gelegenheit, durch eine Vorleſung und daran geknüpfte Erzählung die Wiederaufſtellung des ſogenannten „Reidkopfes“ in der Heiligengeiſtſtraße zu bewirken, welchen ein früherer Beſitzer von dem hiſtoriſch-merkwürdigen Hauſe entfernt und an den Antiquar Meyer verkauft hatte.

Am 3. Januar 1857 las ich eben aus dem Berliner Kalender von 1847 einen Aufſatz von v. Raumer, in welchem viel von em Schloſſe Monbijou in Berlin die Rede war, und den der

nig erzählend vielfach vervollständigte, als eine telegraphiſche peſche des Polizeipräſidenten von Berlin mit der Nachricht traf, daß das Schloß Monbijou brenne. Nach der Zeit- gabe mußte der Brand gerade zu derſelben Zeit begonnen en, als in Charlottenburg alle Anweſenden ſich lebhaft mit innerungen an Monbijou beſchäftigten.

Um dieſe Zeit begann ich meine Arbeiten für die Mono- phie über Sansſouci, und der König war ſo erfreut über die viſſenhafte Behandlung, ſowie die vielen von mir zuerſt in ſchiedenen Archiven aufgefundenen neuen Aktenſtücke, daß er ch auf das dringendſte aufforderte, den Plan auszuführen. n jetzt an bis zum Ende meines Vorleſerdienſtes ſind daher t ausſchließlich Abſchnitte dieſer Arbeit geleſen worden.

Im Mai kam einmal im Potsdamer Stadtſchloſſe das Ge- äch auf Tiſchrücken und Geiſterklopfen, das damals graſſirende odethema. Als ich meine Meinung über Täuſchung und lbſttäuſchung aufrecht erhielt, fiel mir ein, zum Beweiſe einige iner früher von Bosco erlernten Karten-Kunſtſtücke zu machen, d zwang ſowohl den König, als ſämmtliche Anweſende, ſoge- nnte „cartes forcées“ von mir zu nehmen, obgleich ich vorher agt, daß ich dieſe Karten ihnen in die Hand forciren würde. über oft geübte Geſchicklichkeit kam mir dabei zu ſtatten, und mußte nun nach der Reihe eine Menge ſolcher Kunſtſtücke oduziren.

Es war dieſer Abend der letzte, an welchem ich den König ß geſund und lebensfroh geſehen. Auf der Rückreiſe von arienbad über Wien erkrankte der hohe Herr in Pillnitz, nach t erſten Nachrichten ſehr gefährlich, beſſerte ſich aber bald, ſo ß eine eigentliche Gefahr vorüber ſchien. Am 17. Juli erfolgte Rückkehr. Als ich aber auf dem Bahnhofe den König empfing) ihm zu ſeiner raſchen Wiederherſtellung Glück wünſchte, te er mit einem unausſprechlich trüben Ausdruck: „Na! Na! hneider. Diesmal war es ſchlimm! Ich war ganz benommen!“

Am Tage darauf traf die Kaiserin Mutter von Rußland und später auch der Kaiser Alexander II. wieder in Potsdam ein. Von beiden widerfuhr mir auch diesmal viel Ehrendes und Erfreuendes, namentlich verlieh mir Kaiser Alexander diesmal den St. Annen-Orden III. Klasse. Die Soiréen waren durch die gleichzeitige Anwesenheit des Großfürsten Michael und seiner Braut, Prinzessin Cäcilie von Baden, außerordentlich glänzend in allen übrigen Räumen Sanssoucis; aber dessenungeachtet blieb der enge Familienzirkel im Musikzimmer derselbe. Zum ersten Male kam übrigens am 24. Juli der Fall vor, daß ich während des Soupers der Herrschaften weiter lesen mußte. Obgleich das Tellerklappern und die Bedienung störten, so befahl die Kaiserin doch kein Aufhören der Lektüre, und es ging daher ununterbrochen fort. Nach diesen beiden ersten Abenden bei der Kaiserin mußte ich zwar noch neun Abende hintereinander nach Sanssouci kommen und mich bereit halten, wurde aber nicht wieder zur Lektüre befohlen. Die Ursache dieses plötzlichen Abbrechens ist mir nicht bekannt geworden. Wenn auch die Gegenwart des jungen großfürstlichen Brautpaares und der Besuch des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz — für dessen Schwerhörigkeit jede Vorlesung unpassend ist — Einiges erklärt, so blieb mir doch das neunmalige vergebliche Warten unerklärt.

Aber freilich drängten sich jetzt die Vorboten für das Ende meines Verhältnisses als Vorleser überhaupt, und es ist natürlich, daß man beim Rückblick auf das Erfahrene oft auch da Ursachen sucht, wo keine sind. Seit der Erkrankung des Königs in Pillnitz hatte ich zwar schon öfter die Bemerkung gemacht, daß hin und wieder nicht mehr dieselbe Aufmerksamkeit für die Lektüre bei ihm herrschte, wie früher, daß er sich fast gar nicht mehr auf Namen besinnen konnte; aber den ersten unzweideutigen Beweis seines Gehirnleidens sollte ich nach Abreise der Kaiserin Mutter, am 8. August, erhalten.

Ich war — auch zum ersten Mal — zum Thee nach

Charlottenhof befohlen, wo ich noch nie geleſen hatte, und die Lektüre fand unter den ungünſtigſten Verhältniſſen ſtatt; denn ich mußte im Freien unter dem Portikus und beim Geräuſch der Fontainen leſen, während der König ſich ganz antheillos zeigte. Doch mußte ihn der Gegenſtand — die Geſchichte der alten Faſanerie von Potsdam — intereſſirt haben; denn als es kühl und zu dunkel zum Weiterleſen wurde, ſagte er mir, ich möge nur noch mit nach Sansſouci hinauf kommen und dort weiter leſen. Wir fuhren in der ſchönſten Abendbeleuchtung durch den Park; auf Sansſouci angekommen, zog der König ſich auf einige Augenblicke zurück, während die Königin mit der Geſellſchaft ſich in das Konzertzimmer begab. Ich wartete im rothen Audienzzimmer, bis ich befohlen werden würde, und als der König hindurchging, um ſich zur Geſellſchaft zu begeben, ſprach er, wie gewöhnlich, einige Worte mit mir, die ſich auf das ſchon Geleſene oder auf das zu Leſende bezogen, wobei ich mich genau erinnere, daß er meinen Namen nannte. An der offenen Thür ſtehend, erwartete ich nun, gerufen zu werden. Der König warf erſt einen Blick in die illuſtrirten Zeitungen und ſagte dann: „Nun, wie iſt es, Lieschen, wollen wir leſen?“ — Als die Königin dies bejahete, rief der König: „Nun, dann ſoll er hereinkommen, — wie heißt er doch? — der — der —“ Natürlich fielen die Königin und Prinz Carl ſogleich helfend ein: „Du meinſt Schneider!“ — „Ja! — Der ſoll hereinkommen!“

Ganz betäubt von dem Gehörten, trat ich ein und las den übrigen Abend in einer unbeſchreiblich ängſtlichen und gedrückten Stimmung. So ſtark hatte ich dieſe Gedächtnißſchwäche des Königs noch nicht kennen gelernt, fühlte aber wohl, daß in ſeinem Alter ſchwerlich eine Beſſerung zu hoffen ſein dürfte, und ſah gerade für meine Aufgabe faſt unüberſteigliche Schwierigkeiten voraus, wenn dieſer Zuſtand noch ſchlimmer wurde. Ich nahm von jetzt an zur Vorſorge jedesmal Bilderwerke mit, um

im Falle die Aufmerksamkeit und das Verständniß für die Vorlesung versagte, doch das Interesse des Königs fesseln zu können.

Am nächsten Vorlese-Abende befahl der König — da sehr schönes Wetter war — die Lektüre im Freien, und sie fand unmittelbar vor dem Mitteleingange unter den Orangebäumen statt. Da es schon vollkommen dunkel geworden war, so wurden mir zwei Lichte in Glasglocken hingestellt, während die ganze Gesellschaft im Dunkeln saß.

Im September machte der König seine letzte große Revue-Reise zu den Herbst-Manövern des 4. Armeekorps nach Halle und Salzmünde. Kurz vor der Abreise erhielt ich den Befehl, den König auf dieser Reise zu begleiten; aber weder in Giebichenstein, noch in Wittekind kam es abends zur Lektüre, da der König sich während der ganzen Reise sehr leidend befand und früh Ruhe suchte. Erst in Salzmünde wurde gelesen, aber der König zeigte sich fast theilnahmlos. Durchweg herrschte eine ängstliche und gedrückte Stimmung, die bei den Anwesenden nicht einmal ein Lächeln aufkommen ließ. Der Leibarzt drang überdies auf ein frühes Beendigen der Soirée, und alle Personen, welche in die Nähe des Königs kamen, mußten es bemerken, wie unzusammenhangend er sprach, und wie das Gedächtniß ihm bei jeder Gelegenheit den Dienst versagte.

Nach der beeilten Rückkehr aus der Provinz Sachsen folgten regelmäßig im Zwischenraum von acht Tagen noch zwei Vorlese-Abende, bis zum letzten am 28. September 1857 in Sanssouci. Das Befinden des Königs hatte sich während dieser Zeit entschieden gebessert, und am 19. September war fast die ganze frühere Geistesfrische und Empfänglichkeit wiedergekehrt. Als ich an diesem Tage um die Erlaubniß bat, den eben aus Petersburg erhaltenen St. Annen-Orden anlegen zu dürfen, sagte der König: „Von Herzen gern! Ich weiß, daß Ihnen auch Kaiser

der sehr gnädig gesinnt ist! Womöglich legen Sie den
gleich an, noch ehe Sie hereinkommen."
Daß der König sich wohler als bisher befand und besonders
vollkommen empfänglich war, bewies mir der Gegenstand
türe, „Notice historique sur la vie et les oeuvres du
e architecte Schinkel, par Hittorf." — A. v. Humboldt,
am Tage vorher seinen achtundachtzigsten Geburtstag ge-
hatte den Aufsatz mitgebracht, und der König gab ihn mir
Vorlesen. Die Aufgabe war bei der Menge griechischer
teinischer Zitate, sowie architektonischer Kunstausdrücke in
remden Sprache, nicht leicht. Daß ich sie glücklich löste,
das sich daraus entwickelnde, lebhaft geführte wissen-
che Gespräch. Nach diesem Abende war ich wieder ganz
gt und hoffte auf dauernde Besserung.
Um so bitterer wurde ich enttäuscht, als ich statt zum
bend den 26., wo der König einem Benefiz für das
jährige Dienstjubiläum des Schauspielers Gern in Berlin
nte, am 28., Montags, nach Sanssouci befohlen wurde.
ch ich besonders Interessantes — mehrere Kapitel aus
historischen Arbeit über Sanssouci — las und auch eine
e Diskussion sich daran anknüpfte, so fühlte ich doch, daß
inig seiner Geisteskräfte nicht mehr mächtig war. In
r Stimmung verließ ich Sanssouci und konnte mich, als
ch den Marmorsaal ging, des Gedankens nicht erwehren,
wohl zum letzten Male als Vorleser auf Sanssouci ge-
sei. Ich theilte dies beim Nachhausekommen meiner Frau
ie bei der sonstigen, äußerlich rüstigen Erscheinung des
chen eine so traurige Ahnung nicht gelten lassen wollte.
s war wirklich der letzte Abend meines Dienstes gewesen!
urde weder in Potsdam, noch in Charlottenburg weiter
orlesen befohlen, noch auf den Reisen nach Meran und
nitgenommen. Jede geistige Aufregung, ja selbst Anregung
nach dem Rathe der Aerzte vermieden werden.

Das letzte Programm, im voraus für die nächste Vorlesung geschrieben, ist nie in die Hände des Königs gekommen.

Mannigfach waren noch die Aeußerungen seiner Gnade und Freundlichkeit für mich; aber mein Dienst als Vorleser, das Glück eines näheren geistigen Verkehrs mit diesem so reich begabten, edlen und wahrhaft tugendreichen Fürsten hatte geendet! —

Da ich bestimmt, daß die sämmtlichen Programme und deren Beilagen an das königliche Hausarchiv abgeliefert werden sollen, so stelle ich hier noch einige Notizen aus denselben zusammen.

Was die Lokalitäten betrifft, in denen die zusammen 415 Vorlesungen stattgefunden, so steht dabei in erster Reihe das Schloß Sanssouci mit 114 mal. Gewöhnlich wurde in dem Konzertzimmer Friedrichs des Großen gelesen, zweimal im Freien auf der obersten Terrasse (26. Mai 1849 und 15. August 1857) und dreimal im Mittel- (Marmor-) Saale, in Abwesenheit Ihrer Majestät der Königin.

Gewöhnlich fand ich mich um 8 Uhr abends ein und wartete im rothen Zimmer, bis die Herrschaften erschienen, oder, wenn fürstlicher Besuch anwesend war, in der Gallerie, bis ich gerufen wurde. Im Sommer kamen die Herrschaften oft erst spät von Ausflügen in die Umgebung zurück, wo dann der Thee wegfiel und die Lektüre sogleich begann. Der König kam jedesmal später zum Thee und mußte durch das rothe Zimmer gehen, wo er mich traf und dann eine Unterhaltung anknüpfte. Es waren dies die Momente, in denen der König am vertrautesten mit mir sprach und Gegenstände berührte, welche ganz außerhalb meines Vorleser-Amtes lagen. Hier sprach der König später auch von politischen und Armee-Angelegenheiten, besonders aber über Personen mit mir.

Im Stadtschlosse zu Potsdam fanden 82 Vorlesungen statt, und zwar in Anwesenheit Ihrer Majestät der Königin jedesmal in dem rothen Wohnzimmer Allerhöchstderselben in der zweiten

Etage. War die Königin abwesend, so wurde in den ersten Jahren in dem Vorzimmer daneben gelesen, dann aber immer in dem sogenannten Musikzimmer Friedrichs des Großen neben dem Vortragszimmer. Dies geschah sowohl wenn der König allein nach Potsdam kam, um Truppen zu besichtigen, oder zur Jagd, und dann nur Herren anwesend waren, als auch wenn die im Schlosse wohnenden Prinzessinnen mit ihren Damen eingeladen wurden. In keinem der Schlösser hat der König den Abend im Zimmer der Königin zugebracht, wenn Allerhöchstdieselbe abwesend war. Einmal wurde, ohne daß ich die Veranlassung erfahren, im Speisesaale der ersten Etage gelesen, einmal (19. Januar 1855) in den Zimmern der jung verheiratheten Prinzessin Friedrich Karl, und während der Anwesenheit der Kaiserin Alexandra von Rußland in den Zimmern Friedrich Wilhelms I. (Mai 1852).

Im Charlottenburger Schlosse haben 83 Vorlesungen stattgefunden, und zwar hauptsächlich im Theezimmer der Königin neben ihrem Wohnzimmer. In den letzten Jahren wurde im runden Speisesaale unter dem Thurm gelesen, während der Krankheit des Königs 1850 und August 1852 im Vortragszimmer vor dem Ruhebette Seiner Majestät. Für das Theezimmer der Königin war die Gesellschaft immer sehr klein, im Speisesaale größer und bei fürstlichem Besuche oft zahlreich. In Charlottenburg wartete ich im Adjutantenzimmer, durch welches ebenfalls der König aus seinem Kabinet zum Thee gehen mußte, und wo dasselbe Verhältniß, wie im rothen Zimmer auf Sanssouci, sich entwickelte.

Im Berliner Schlosse haben nur 11 Vorlese-Abende stattgefunden, meist in dem römischen Zimmer der Königin, einmal im Eckzimmer Allerhöchstderselben und zweimal in dem Vorzimmer zum römischen Zimmer. Eine eigenthümlich trübe Stimmung herrschte bei den Soiréen im Berliner Schlosse. Es war, als ob aus allen Ecken die Erinnerungen an die Ereignisse des

Jahres 1848 herausſahen. Der Aufenthalt der Majeſtäten hier war auch immer nur kurz.

In Charlottenhof habe ich nur einmal, ſchon während der Krankheit des Königs (8. Auguſt 1857) geleſen, ebenſo nur einmal im Marmorpalais (12. September 1852), wo die Erbprinzeſſin von Sachſen-Meiningen (Charlotte von Preußen) den König in Abweſenheit der Königin zum Thee eingeladen hatte und ihm die gewohnte Unterhaltung bieten wollte.

Im erſten Jahre meines Dienſtes las ich am 18. Oktober zum Geburtstag des Prinzen Friedrich Wilhelm auf dem Schloſſe Babelsberg, fünfmal im Schloſſe Glienicke beim Prinzen Carl und einmal während einer Krankheit deſſelben im Berliner Palais (Dezember 1852).

Die Reiſen, Manöver und Jagden laſſen ſich in folgende Gruppen bringen:

In Letzlingen 1852, 1853, 1854, 1855 und 1856, jedesmal zwei Abende Ende Oktober, und einmal 1854 im Mai, als beide Majeſtäten ganz allein dorthin gegangen waren, um einige Tage in der Einſamkeit zuzubringen. Ich wohnte im Dorfe beim Schulzen oder beim Schulmeiſter und ſpeiſte mit dem Geheimen Kämmerier. War der König allein mit ſeinen fürſtlichen Gäſten und den Prinzen des Hauſes, ſo fanden die Vorleſungen in dem Wohnzimmer des Königs, war die Königin anweſend, in dem Speiſeſaale ſtatt.

In Hubertusſtock in der Schorfheide 1851, 1853 und 1854, jedesmal im Oktober zwei Vorleſe-Abende, bei Anweſenheit der Königin in dem oberen, beim Könige mit ſeinen Gäſten im unteren Salon. Hier wurde ich jedesmal zur königlichen Tafel befohlen und wohnte abwechſelnd im Jagdſchloſſe oder im Förſterhauſe.

Im Schloſſe zu Freienwalde zweimal im Januar 1854 bei ſtrenger Kälte und in ſehr unbehaglicher Umgebung. Die Vorleſung fand hier in einem Parterreſaale ſtatt.

Im Jagdschlosse Grunewald siebenmal bei dem St. Hubertus-
ste der Jahre 1851 bis 1858.

Bei den Manövern und Manöverreisen 1850 einmal in
ütergotz bei Potsdam (August 1850) im Hause des Landraths
lbrecht. — Zweimal in Treuenbrietzen (1850 und 1851) im
asthofe „Zum Posthorn". — Einmal in Ferch (1851) im
ffizierzelte des 1. Garde-Regiments zu Fuß und hinterher
n Försterhause. — Einmal in Petzow (1851) im Edelhofe des
mtsrathes v. Kaene. — Zweimal in Rüdersdorf (1853) im
erg-Amte. — Dreimal im königlichen Schlosse zu Stettin
1852 und 1854). — Einmal auf dem Dampfschiffe „Prinzessin
on Preußen" (Juni 1852) auf dem Rhein zwischen Köln und
oblenz. — Einmal in Salzmünde bei Halle (1857) in dem
Ballsaale des Besitzers. — Einmal in dem Dorfe Stolpe (1856)
uf dem Edelhofe. — Einmal im Dorfe Schönwalde bei Spandau
1856), ebenfalls auf dem Edelhofe. — Einmal in Merseburg
1853) im königlichen Schlosse und in demselben Jahre in
aumburg im Dompropstei-Gebäude. — Einmal in Königs-
Wusterhausen (1854) im Schlosse. — Einmal in dem Dorfe
Blankenfelde auf dem Edelhofe des Grafen Haeseler (1854). —
Dreimal in dem Dorfe Groß-Beuthen (1853) auf dem Edelhofe
es Major v. Görzke. — Zweimal in Buckow (1855) auf dem
Schlosse des Grafen Flemming.

Diese Vorlesungen in den Manöver-Hauptquartieren waren
ußerlich meistens mit großen Unbehaglichkeiten verknüpft, die
lbendgesellschaft beim Könige dafür aber desto behaglicher. Die
Quartiere waren, da ich mir eben grundsätzlich und wohl über-
gt alles gefallen ließ, oft erbärmlich; nur Eins hatte ich mir
durch Erfahrung gewitzigt — ausbedungen: das Alleinwohnen,
eil ich Neues für den König vorbereiten mußte. Lag ein
lches Dorf in der Nähe von Potsdam, so nahm ich mir einen
Wagen allein und fuhr dann quer durchs Land, von Dorf zu
Dorf, wohnte auch unabhängig den Manövern bei, um darüber

Berichte für die Zeitungen zu verfassen, zunächst natürlich für meine eigenen Zeitschriften.

Je nach der Räumlichkeit waren die Abendgesellschaften des Königs klein oder zahlreich, in Merseburg und Buckow z. B. sehr glänzend, in Ferch und Treuenbrietzen dagegen aus höchstens drei bis vier Personen bestehend. Der König selbst war stets in der heitersten Laune. Oft war die Vorlesung nur ein Anknüpfungspunkt für die lebendigsten Erzählungen aus dem eigenen Leben des Königs, und das Buch wurde bei Seite gelegt, um einer witzsprühenden Unterhaltung Platz zu machen. Namentlich für seine Jugendeindrücke hatte der König ein wunderbares Gedächtniß und in der Darstellung derselben eine ungemeine Gestaltungsfähigkeit.

Seinen eigenen Geburtstag, den 15. Oktober, pflegte der König in Paretz, dem Lieblingsaufenthalt seines Hochseligen Vaters, zu verleben. Zweimal (1851 und 1852) wurde ich dahin mitgenommen, und dreimal kam es dort zur Lektüre.

In Putbus fanden bei dreimaliger Anwesenheit in den Jahren 1852, 1853 und 1854 täglich Vorlesungen statt, einmal im Schlosse des Fürsten von Putbus, zweimal in dem Wirthshause auf Stubbenkammer, sonst in des Königs Wohnung.

Im Schlosse Erdmannsdorf in Schlesien am Fuße des Riesengebirges (1853) zweimal, im alten Schlosse zu Meurs (1852) einmal, im Lustschlosse Skierniewice bei Warschau (1851) dreimal, — fast überall unter den verschiedensten Verhältnissen, glänzend oder vertraulich, förmlich oder ungezwungen, mit Rücksicht auf die Gäste oder ganz häuslich.

Die große Zahl der Vorlese-Abende, deren Entstehung und Verlauf der Verfasser hier geschildert, legt die Frage nach dem Programm derselben nahe und läßt vermuthen, daß eine ungemein große und mannigfaltige

lenge von Aufsätzen und Werken an ihnen zum Vortrag gekommen ist. as Titel-Verzeichniß der Protokolle, die der Verfasser über jene Abende führt hat, bietet daher eine wesentliche und nähere Charakteristik ner Zusammenkünfte. Obenan als Autor steht der Vortragende selbst it den verschiedensten Beiträgen. Häufig las er Abschnitte aus der heatergeschichte, aus seiner „Geschichte der Oper in Berlin", über die Theater Hamburg und London; dazu Schauspielernovellen über Iffland, Talma, e Neuberin, „Angelo Constantini in Dresden und auf dem Königstein 707. 1727)", „Aurora Bursay in Rheinsberg"; ferner kleinere „Kulissen-espräche"; Uebersetzungen und Bearbeitungen fremder Dramen. Zahlreich nd seine die Tagesgeschichte begleitenden komischen Darstellungen von reignissen, bekannten Persönlichkeiten und Zügen namentlich des Berliner ebens; ständig war die humoristische Darstellung des auf den Reisen mit em Könige Erlebten, wovon die vorliegenden Memoiren mehr als eine robe bieten; dazu litterarische Travestien; drastische Skizzen aus Polizei-kten und Polizei-Gerichtsscenen, komische Gedichte. Dem heitern Stil ehören endlich auch die humoristischen Jagdgeschichten und Jagdprotokolle m. Auch in seinen ernsteren Studien bevorzugte er diejenigen Ereignisse, n welchen die Zeit und berühmte Personen sich lebendig wiederspiegeln, nd kleidete dieselben in eine novellistische Form, stellte sie auch wohl im olksthümlichen Stile dar. Gern benutzte er Stoffe, die zu Tagesereignissen n Beziehung standen, behandelte z. B. die dem Meyerbeerschen Propheten Grunde liegenden geschichtlichen Thatsachen oder die Geschichte des Thomas ünzer. Viele Aufsätze für den Soldatenfreund gelangten zum Vortrag, nd überaus zahlreich waren die Beiträge zur Märkischen Geschichte: kurz nd anschaulich dargestellte, charakteristische geschichtliche Begebenheiten; ierzu 100 zur Geschichte Berlins („Berlinische Nachrichten"), gegen 20 f Potsdam, einzelne auf Charlottenburg, Brandenburg, Stralsund ügliche.

Vorzugsweise die vaterländische Geschichte wurde auch aus Werken anderer utoren behandelt; es wurden Riedels Forschungen zur brandenburgischen chichte benutzt; aus Klödens gleichartigen Studien die Quitzows, die chichte des falschen Waldemar, die Lebensgeschichte des Andreas Schlüter getragen; Züge aus dem Leben brandenburgischer Herrscher, Leopolds Dessau, Keiths; Frhrn. von der Trencks Gefangenschaft in Magdeburg; v. Troschkes (Postumus) „Jugendjahre Friedrichs des Großen". An Abenden wurde aus Vehses Geschichte des preußischen Hofes vorge-en. Die Geschichte der preußischen Armee kam in einem Vortrage über brandenburgischen Kriege gegen die Türken, in Abschnitten aus Mali-wskis Geschichte der preußischen Artillerie, aus Rostiz' (General der avallerie) Geschichte der Kavallerie aus der Zeit des zweiten Pariser riedens (Manuskript), aus Gr. Waldersees Geschichte des 1. Garde-Regi-

ments zu Fuß in der Schlacht von Paris, in Exzerpten aus alten Parolebüchern zur Geltung. Manche Forschungen zur neueren Geschichte wurden mitgetheilt, so wurde A. v. Witzlebens Wasunger Krieg vorgetragen; mehreres aus dem rheinischen Antiquarius, z. B. über die Emigranten in Koblenz 1791/93. In der ersten Zeit behandelten mehrere Vorträge auch die Tagesgeschichte: es wurden vorgelesen der amtliche Bericht des Fürsten Windischgrätz über seine Kämpfe gegen Prag und Wien, der über den Straßenkampf in Dresden, über die Ereignisse vor Mantua, über die Kämpfe der Russen gegen Schamil, über die Schlacht von Idstedt. Auch einzelne darauf bezügliche Werke kamen zum Vortrag: L. Bamberger, Erlebnisse aus der pfälzischen Erhebung, Dr. Groddeck, de morbo democratico.

Bei all dieser Mannigfaltigkeit bilden doch die geschichtlichen Vorträge die Minderheit gegen die überaus zahlreiche von Schneider ausgewählte schönwissenschaftliche Litteratur. Auch hier wechselt ernste und heitere, wissenschaftliche und leichte Lektüre, so daß wichtige neue Werke verschiedenster Art, Aufsätze, welche besonderen Anregungen oder Interessen entsprachen, und endlich solche zum Vortrag kamen, die namentlich in jener politisch schweren Zeit die wohlthuende Zerstreuung boten. Von Novellisten ist Hackländer vor allen bevorzugt worden; man kann an 40 Abenden ihn vertreten finden; dazu zählen noch die in den von ihm und Höfer herausgegebenen Hausblättern enthaltenen Novellen. Nächst ihm sind Hesekiel in seinen Erzählungen und Dichtungen etwa 17 Mal, Adami in seinen vaterländischen Erzählungen und Heinrich Smidt in seinen Seemannsgeschichten, seinen Devrient-Novellen und seinen Darstellungen aus der Geschichte von Berlin und Potsdam besonders beliebt gewesen. Vertreten sind ferner C. v. Reinhard, Meinhold, O. v. Horn, Oskar v. Witzleben, Leutner (Geschichten aus den Bergen), Polko (Musikalische Märchen), Paul Heyse (Urica und Rabbiata), Rellstab, Bechstein (Märkische Sagen und Hexengeschichten), Gubitz, Holtei, A. v. Sternberg, Kossak, Gerstäcker (Mahlhubers Abenteuer), Widmann; von militärischen Novellisten Wickede (Bilder aus dem Kriegsleben), Winterfeld (Garnisongeschichten) und die kleinen Plaudereien des Werks „Was sich die Offiziere im Büreau erzählen".

Gedichte wurden gern gewählt: Scherenberg wurde an etwa 29 Abenden, nächst ihm Fontane an etwa 11, W. v. Merckel an etwa 7 Abenden zum Vortrag gebracht; ferner Dichtungen von H. v. Mühler, Zedlitz (österreichische Soldatenlieder), vom Banus Jellachich, v. Redwitz, v. Lepel, F. v. Köppen, Märcker. Nicht selten sind auch dramatische Dichtungen: Mosenthals Drama Caecilia von Albano, Raupachs Mirabeau, Griepenkerls Robespierre, auf Herrn v. Hülsens Empfehlung das anonyme Werk „Eines Weltreichs Ende"; von Frau Birch-Pfeiffer „Wie man Häuser baut" und der Operntext La Reolle, Goldtammers Drama der Große Kurfürst, Rell-

aterländiſches Zeitbild 1756, Tempelteys Klytämneſtra, Fauſts
il, für die Bühne bearbeitet von Wollheim da Fonſeca, Wieſes
piel Simſon, Beils Kurt v. Spartau, Kotzebues Unglückliche, von
eider bearbeitet, Rud. Hahns Vaudeville „Der Geheime Regiſtrator
n Paletot, oder: nur ein Orden"; Jules Janins Schrift über
Aſelle Rachel. — Von älteren Schriftſtellern gelangten Julius Weber
itos), Lichtenberg, Ramler und Abraham a S. Clara zu einzelnen
en, von klaſſiſchen Dichtungen Goethes Harzreiſe und Schillers Hochzeit
tis, von Fremden einzelnes aus Thomas Moore, Byron, Petrarka,
(überſetzt von Schneider), Scenen aus dem Hippolyt des Euripides,
n mit Racines Phaedra. — Die Gralſage wurde nach Vilmar
gen. — Ein beſonderer Platz war den „Geheimnißvollen Geſchichten
hſelhaften Menſchen" eingeräumt. Bülaus gleichnamiges Werk
hier zunächſt benutzt; dann Petris „Sonderbare und räthſelhafte
n", Douglas Jerrolds „Geheimnißvolle Geſchichten"; der Pitaval;
bigte Mittheilungen aus der Geiſterwelt und den Nachtgebieten
ur"; Dr. C. Wittes „Die Lenormand"; Alex. Dumas' „1001 Ge-
'; Bertholdis „Ahnungen und Erſcheinungen".

novelliſtiſche Preſſe bot in Gutzkows Unterhaltungen am häus-
erde ebenfalls Stoff; „Verrückte Rezenſionen über die Tänzerin
wurden den Berliner Zeitungen entnommen. — Für die Jagd-
wurden Münchhauſens Abenteuer und Bornemanns Jagdgeſchichten
Die komiſchen Beiträge gaben insbeſondere Glaßbrenners treffliche
den.

3 der geographiſchen und ethnographiſchen Litteratur wurden Max
gers Wanderungen durch London, Barths Reiſen in Afrika (aus
Zartikeln), Th. v. Grimms Wanderungen nach Südoſten, Hubers
aus Irland und aus der Vendee, E. Riendorfs „heutiges Paris",
ggens nordiſche Bilder ausgewählt; aus der geſchichtlichen Kurt
gers Chazot und Choiſeul, Dr. Hahns neue Propheten; aus der
ichtlichen insbeſondere Overbecks Pompeji, Hittorf über Schinkel,
iber die Marienkirche in Bergen, Belanis „Schlöſſer und Gärten
sdam".

erübrigt noch in Ergänzung der vom Verfaſſer betreffs des
reiſes bereits gegebenen Mittheilungen aus den Protokollen hervor-
daß, abgeſehen von den zur königlichen Familie ſowie zu dem
und der militäriſchen Begleitung gehörigen Herrſchaften niemand
Humboldt, an etwa 80 Abenden, den Vorleſungen beiwohnte;
igſten nächſt ihm der Geheime Kabinetsrath v. Niebuhr; ſodann
arzt Dr. Grimm und der Polizeipräſident v. Hinckeldey; mehrmals
eral-Direktor der Muſeen v. Olfers und der Architekt Stüler,

unter den Zuhörern gewesen.

Mademoiſelle Rachel.

1850. 1852.

Vom erſten Augenblicke ihres Auftretens in Paris an atte mich die Rachel in hohem Grade intereſſirt. Mit ge- annter Aufmerkſamkeit war ich dem merkwürdigen Entwickelungs- ange dieſer Künſtlerin gefolgt, hatte jedes Portrait, das von r erſchien, meiner Sammlung einverleibt, was an biographiſchen otizen über ſie zugänglich wurde geſammelt, und mich der genthümlichen Erſcheinung ſo lange erfreut, bis endlich über- nſtimmende Nachrichten ihre Launen unerträglich, ihre Ueber- bungen gegen die Kollegen maßlos, ihren Lebenswandel un- ttlich ſchilderten. Da erloſch mein Intereſſe an ihr in ſo hem Grade, daß ich mich 1846 bei meiner Anweſenheit in aris ihr weder vorſtellte, noch auf irgend eine Weiſe näherte. rovoſt, Samſon, beſonders Regnier, ſämmtlich erſte Mitglieder s Théâtre français, mit denen ich viel verkehrte, erboten h, mich bei ihr einzuführen, denn immerhin ſei ſie eine inter- ſante Perſönlichkeit; gleichzeitig wußte aber jeder einzelne ihrer ollegen ſo viel Unfreundliches, Uebermüthiges und geradezu äßliches von ihr zu erzählen, daß ich meinem ſchon bei der inreiſe gefaßten Entſchluſſe treu blieb und ſie weder auf der ühne ſah, noch ihr außer derſelben zu begegnen ſuchte. Bei

einem Diner, welches mir Provoſt gab, ſprach ſich Samſon, ihr Lehrer und der Förderer ihres erſten Auftretens, in hohem Grade entrüſtet gegen ſie aus, und keiner der Anweſenden nahm ſie in Schutz.

Obgleich Uebermuth in augenblicklich glänzender und beherrſchender Stellung mir in meinen Verhältniſſen beim Berliner Theater nicht fremd war und die ſtillen Klagen meines Tagebuches beweiſen, wie ſchmerzlich das bei meinem Streben, ein freundliches kollegialiſches Verhältniß zum Beſten des Ganzen, der künſtleriſchen Wirkſamkeit wie des Standes, zu erreichen, mich berührte, ſo reichte doch alles ſelbſt in Deutſchland Erlebte an dieſe koloſſale Ueberhebung, an dieſen Eigenwillen und dieſe wegwerfende Behandlung ihrer Umgebung nicht heran; und wenn ich auch Manches dem lieben Neid auf die ſo außerordentlich bevorzugte Stellung der Rachel zuſchreiben wollte, ſo blieb doch immer noch genug übrig, um meine Abneigung gegen ſie zu befeſtigen.

Samſon beſuchte mich am Tage nach dieſem Diner und brachte mir ein Exemplar ſeiner gedruckten „Épître à Mlle. Rachel, par Samson, son maître“, einer Dichtung, die er öffentlich an ſie richtete, als ſie, kaum ſeiner Leitung als Lehrer bei ihren erſten Debüts entwachſen, das Publikum durch ihr Spiel entzückte und den übrigen Künſtlern des Théâtre français zugleich einen Vorſchmack von dem gab, was ſie von der neu aufgehenden Sonne zu erwarten hatten.

Was von ihren Liebſchaften oder vielmehr von ihrer Käuflichkeit erzählt wurde, mag ich gern für unwahr und böswillig halten, habe mir auch nie Mühe gegeben, zu ergründen, was daran übertrieben oder gegründet war; jedenfalls hielt mich aber der auch in dieſer Beziehung über alles Maß ungünſtige Ruf von einer Annäherung zurück.

So blieb mir dieſe merkwürdige Künſtlerin perſönlich fremd,

wenn auch interessant als eine der Studien, die ich für meine theatergeschichtlichen Arbeiten sammelte.

Im Sommer des Jahres 1850 hörte ich, schon in Potsdam wohnend, von ihrer Anwesenheit in Berlin und von ihren Erfolgen auf der königlichen Bühne, für welche sie eine Schauspielergesellschaft mitgebracht hatte, die ihr das Stichwort für ihre Glanzrollen geben sollte. Seit dem Jahre 1848 hatte ich die Bühne nicht mehr besucht und fühlte mich auch von dieser als außerordentlich gepriesenen Erscheinung nicht so angezogen, daß ich meinen schon Gewohnheit gewordenen abendlichen Arbeiten entsagt hätte.

Am 3. August, dem Geburtstage des Hochseligen Königs, wurde ich schon früh zum Vorlesen nach Sanssouci bestellt. Es kam unerwartet, da die Majestäten den Vormittag in stiller Beschaulichkeit in Charlottenburg zugebracht, dort das Mausoleum besucht und mittags auf der Pfaueninsel dinirt hatten. Als ich mit meiner Mappe unter dem Arm in den Vorsalon von Sanssouci eintrat, kam der König eben mit der Frage an den diensthuenden Lakaien aus seinem Zimmer: „Ist Schneider noch nicht da?" — und als dieser auf mich wies, kam Seine Majestät bis in den Vorsaal mir entgegen:

„Ich habe eine recht impertinente Bitte an Sie, Schneider! — Getrauen Sie sich wohl, Mir die Tragödie „Polyeukt" von Corneille vorzulesen? Die Rachel will Mir das Stück am Dienstage vorspielen, und Ich kenne es nicht!"

„Ich auch nicht; wenn Eure Majestät aber Nachsicht mit mir haben wollen, so will ich thun, was in meiner Kraft steht. — Wo aber das Buch hernehmen? Ich besitze weder selbst eine Ausgabe des Corneille, noch wüßte ich so rasch in Potsdam ein Exemplar herbeizuschaffen."

„Nun, da wird wohl Rath zu schaffen sein. Gehen Sie in die Bibliothek Friedrichs des Großen, dort hinter Meinem Vortragszimmer. Ich müßte Mich ganz irren, oder Ich hätte

dort früher eine Ausgabe der „œuvres de Corneil
ſehen."

„Zu Befehl, Eure Majeſtät. Aber ich werde kai
zur Vorbereitung haben."

„Nun, ſo leſen Sie ohne Vorbereitung!"

„Aber es iſt das erſte Mal, daß ich Euer Majeſtä
in einer fremden Sprache vorleſen ſoll!"

„Ich habe Sie ja im franzöſiſchen Theater ſpiele
weiß alſo recht gut, daß Ich Ihnen keine beſondere Schw
zumuthe."

„Wie ſoll ich aber ein Trauerſpiel leſen, deſſen
ich gar nicht kenne; wie den Charakteren den richtige
druck geben?"

„Thut alles nichts! — Sie erzeigen Mir dadur
ganz beſonderen Gefallen."

Nun hörten natürlich alle weiteren Bedenklichkeit
Ich ging in das bekannte runde Bibliothekzimmer Fr
des Großen, welches ich damals zum erſten Male betr
fand in der That bald das Geſuchte, aber in einer
Ausgabe vom Jahre 1643, eng und faſt unleſerlich geb
der Orthographie jener Zeit. Von einer Vorbereitur
auch nur einem flüchtigen Ueberblicken des Inhalts w
auch wirklich nicht die Rede; denn da eine fünfaktige T
vorausſichtlich den ganzen Abend in Anſpruch nehmen
ſo befahl der König unmittelbar darauf den Anfang d
leſung und äußerte, als er meine Befangenheit ſah:

„Schneider will Mir heute den Gefallen thun, fre
zu leſen, obgleich er das Stück nicht kennt. — Ich b
überzeugt, es wird recht gut geben."

In dieſer im voraus ausgeſprochenen „Ueberzeugu
wenigſtens die Garantie, daß die Anweſenden, — es war
Ihrer Majeſtät der Königin, die gewöhnliche Abendgeſ
Alexander v. Humboldt, die Hofdamen Gräfin v. Ha

Fräulein von der Marwitz, der Kammerherr Graf Dönhoff, der dienstthuende Flügeladjutant und der wachthabende Offizier, — am Schlusse der Vorlesung nicht gerade ihr Mißfallen äußern würden, und so begann ich ziemlich guten Muthes die Tragödie. Es ereignete sich denn auch richtig, daß ich gleich in den ersten Scenen einige Charaktere mit ganz falschem Tone las. Erst als sich bei weiterer Entwickelung die Charaktere in ihrer wahren Gestalt zeigten, konnte überhaupt von einer dramatischen Färbung des Ausdrucks die Rede sein. Im Anfange war es ein Ablesen, mit dem dritten Akte wurde es ein Recitiren, und ich erinnere mich, daß ich schon während des ersten Aktes, als ich den Bösewicht des Stückes sanft und behaglich las, mich korrigirend die Vorlesung mit der Entschuldigung unterbrach: „Pardon, Votre Majesté, c'est le traitre de la pièce!“ und nun mit dem Ausdrucke fortfuhr, den ein für alle Mal ein dramatisch Lasterhafter konventionell haben muß.

Es wurde — nur durch das Souper unterbrochen — von $8^1/_2$ Uhr bis $11^1/_4$ Uhr gelesen, und obgleich ich nach jedem Akte zögernd innehielt und den Befehl zur Fortsetzung erwartete, so mußte ich doch die ganze Tragödie auslesen. Es war, mir selbst zum Erstaunen, gut gegangen, da ich seit Jahren nicht laut französisch gelesen und der alte Druck mir ganz bestimmte materielle Schwierigkeiten entgegensetzte. Nur wer selbst Aehnliches versucht, vermag mir nachzufühlen, was ich während dieser Vorlesung ausgestanden.

Freundliche, ermunternde Worte beider Majestäten machten mich bald die ausgestandene Angst vergessen, und voll Freude konnte ich bei der Rückkehr nach Hause auf die Rückseite des Programms schreiben: „Schien es doch fast, als hätte ich heute auf die Probe gestellt werden sollen. War es der Fall, nun so habe ich sie bestanden, und dürfte der heutige Abend manches gefördert haben.“

Drei Tage darauf, am Dienstag den 6. August, fand die

Vorſtellung des „Polyeukt“ durch Mademoiſelle Rachel und ihre Truppe im Theater des Neuen Palais von Sansſouci ſtatt. Schon am Tage vorher erhielt ich für mich und meine Familie drei Billets zum Balkon. Da dies bisher nicht geſchehen war und die Hofſtaatsbeamten wußten, daß ich ſchon ſeit Jahren keine Theatervorſtellung beſucht, ſo mußte das ſeine beſondere Bewandtniß haben, und auf meine desfallſige Erkundigung hörte ich denn auch, daß Seine Majeſtät befohlen habe, ich ſollte mir dieſe Vorſtellung anſehen, da ich ja die Tragödie vorgeleſen. Dagegen reichte meine bis dahin befolgte Regel nicht aus, und ſo ſaß ich mit Frau und Tochter unter den Zuſchauern, ohne auch nur im entfernteſten zu ahnen, daß ich heute die ſo lange vermiedene Bekanntſchaft der berühmten Künſtlerin, und zwar in nächſter Nähe machen ſollte. — Ihre Leiſtung war wirklich eine vortreffliche und ich eben durch jene Vorleſung mehr als viele andere darauf vorbereitet, ſie ganz würdigen zu können. Obgleich ihre Rolle keine Gelegenheit bot, gerade das zu zeigen, worin ſie unerreichbar iſt — die Verneinung im Weibe, die böſen, die feindlichen Leidenſchaften — ſo ließ die große und noch mehr die ſeltene Künſtlerin ſich doch erkennen. Sie beherrſchte die Bühne ſo abſolut, daß ihre ganze Umgebung in noch ſchreienderem Abſtande gegen ſie erſchien und es ſelbſt geringerer Begabung ſchon ein Leichtes geweſen ſein würde, aus deren Mitte hervorzutreten. Ich war erfreut, die Vielbeſprochene geſehen zu haben, aber ich war nicht hingeriſſen, nicht außer mir und mußte erſt an das Enſemble des Théâtre français denken, um mir die ganze Wirkung ihres Spiels begreiflich zu machen. Ihre Mitſpieler waren in der That das Aufgeleſenſte, was ein agent dramatique in Paris für möglichſt wohlfeilen Preis nur hatte „pour l'étranger“ zuſammen bringen können, und kaum erträglich.

Zwiſchen dem dritten und dem vierten Akte, als der Hof den Zuſchauerraum auf einige Augenblicke verlaſſen hatte, un-

in den nahen Sälen eine etwas kühlere Luft zu ſuchen, ſah ich plötzlich den Kammergerichtsrath v. Drygalski, Juſtitiarius des königlichen Theaters, welcher während der Abweſenheit des General-Intendanten v. Küſtner die Geſchäfte der General-Intendantur führte, in den Zuſchauerraum zurück kommen, ſich überall umſehen und, als er mich gefunden, die Seitentreppe herauf kommen, die von dem Zuſchauerraume am Orcheſter rechts und links auf den Balkon führt, und ſich nach mir durchdrängen. Er ſagte mir, Seine Majeſtät habe befohlen, ich ſolle die Künſtlerin zum Souper und nach demſelben in die Gallerie neben dem großen Muſchelſaale führen, wo beide Majeſtäten Mademoiſelle Rachel ſprechen wollten.

Nach Beendigung des Stückes ließ ich daher Frau und Tochter allein nach Hauſe fahren, begab mich auf die Bühne und fragte nach dem Bruder der Künſtlerin, der, wie ich gehört, eine Art von Faktotum der Unternehmung war, und ſagte ihm, daß ich den Befehl hätte, ſie ſämmtlich — der Haushofmeiſter Kurs hatte mich unterrichtet, daß ein Souper für die ganze franzöſiſche Geſellſchaft in den Parterrezimmern neben den Appartements Friedrichs des Großen angerichtet ſei — zur Tafel zu führen. Schwerlich vermutheten die Schauſpieler in dem, damals ſchon mit dem Rothen Adler-Orden geſchmückten, anſcheinenden Hofbeamten den ancien camarade, und ich fand mich auch nicht veranlaßt, dieſen Anſpruch an ihre kameradſchaftlichen Gefühle beſonders geltend zu machen.

So harrte ich denn, bis Mademoiſelle Rachel das Koſtüm abgelegt und für die ihr bereits angekündigte Vorſtellung bei beiden Majeſtäten eine eben ſo einfache, wie diſtinguirte Toilette gemacht. In dem für das Souper beſtimmten Zimmer fand ich bereits die ganze Geſellſchaft verſammelt, als ich mit Mademoiſelle Rachel am Arme dort eintrat und neben ihr Platz nahm. Schon die ganz gewöhnlichen Komplimente und Einleitungen der Unterhaltung zeigten die eben ſo geiſtreiche wie taktvolle Frau. Der

finstere Ausdruck, den ihre Portraits haben, und der sich in heftigen Ausbrüchen der Leidenschaft auf der Bühne bis zum Häßlichen verzerrt, war einem liebenswürdigen, verbindlichen Lächeln gewichen und gab ihrem Gesichte einen ungemeinen Reiz. In jedem Worte zeigte sich die Frau von Welt, die Gewohnheit der Bewegung in den höchsten Kreisen der Gesellschaft. Mit fesselnder Offenheit sprach sie es aus, daß sie nur ungern gerade die Tragödie „Polyeukt" gewählt, weil die Rolle keineswegs geeignet sei, ihre Fähigkeit zu zeigen; da sie aber sehr wohl wisse, daß der König von Preußen „un vrai et bon chrétien" und ein wahrhaft religiöser Fürst sei, so habe sie geglaubt, ihn durch die Wahl dieses vorzugsweise christlichen Trauerspieles zu erfreuen. Der König werde über die gewaltige Form hinweg auch die Tendenz des Stückes gesehen und gewiß ihre Wahl gebilligt haben, wenn sie selbst als Schauspielerin dabei auch im Nachtheil geblieben sei. Das wurde so ehrlich und ohne alle „finesse" erzählt, daß die Wahl den Schein der Spekulation verlor und zur wirklichen Huldigung wurde.

Bei aller Verbindlichkeit und Freundlichkeit ihres Benehmens fühlte man doch jeden Augenblick heraus, daß sie die absolute Herrscherin in diesem Kreise sei, und als gegen Ende der Tafel beim Champagner einer der Schauspieler laut den Lakaien herbeirief, der das Einschenken besorgte, warf sie ihm einen Blick zu, der mich vollkommen begreifen ließ, weshalb ihre Kollegen in Paris mit solcher Abneigung von ihr sprachen.

Die Unterhaltung wurde immer interessanter. — Sie erzählte von der fast väterlichen Güte, mit welcher der vertriebene König Louis Philipp sie behandelt, wie er selbst ihre Schwächen und Launen übersehen, und gab auf anscheinend ungesuchte Weise zu verstehen, daß ihr Hofverhältnisse bekannt und die Ehre, von Königen ausgezeichnet zu werden, nichts Neues sei.

Ich hatte gebeten, mich zu unterrichten, wann das letzte Gericht bei der königlichen Tafel aufgetragen würde, und als es

geſchah, bat ich Mademoiſelle Rachel, mir zu folgen. Wir mußten durch die Zimmer Friedrichs des Großen, die nur ſo weit durch einzelne auf den Möbeln ſtehende Lichter erleuchtet waren, daß man eben den Weg durch die ganze Reihe der Apartements finden konnte. Was ſie auf dem Gange durch dieſe geſchichtlich merkwürdigen Räume von ihrer Bewunderung des großen Königs ſagte, war geſchickt; aber ich konnte dabei den Gedanken nicht los werden, daß ich dieſelbe Schauſpielerin am Arme durch die Zimmer Friedrichs des Großen führte, die in Paris nach der Februar-Revolution auf dem Théâtre français die Marſeillaiſe mit einem ſo furchtbar wilden Ausdruck geſungen, immer wieder geſungen und ſo lange geſungen, bis ſelbſt dem Pariſer Publikum dieſe tendenziös republikaniſche Schauſtellung zu viel wurde. Der Schauſpieler kann allerdings gezwungen werden, in revolutionären Stücken zu ſpielen; veranſtaltet er aber ſelbſt ſein Erſcheinen in ganz Ungehörigem und Unverlangtem, ſo ſpricht er dadurch ſeine perſönliche Geſinnung aus und macht die Kunſt der Leidenſchaft dienſtbar. Niemandem wäre es eingefallen, von der tragiſchen Schauſpielerin Geſang zu verlangen; ſie hatte auch nicht geſungen, ſondern in rauhen, wie von Blut erſtickten Tönen dieſes furchtbar aufregende Lied in Scene geſetzt und die erſte Bühne Frankreichs zur Succurſale eines demokratiſchen Klubs gemacht. Dergleichen Erinnerungen paßten nun freilich ſchlecht zu unſerer Wanderung durch dieſe Räume, aber ich vermochte nicht, mich ihrer zu erwehren.

In der langen Gallerie, welche unmittelbar an den großen Muſchelſaal ſtößt, aus dem wir das Geräuſch einer großen königlichen Abendtafel ertönen hörten, fand ich bereits einige Damen der höchſten Potsdamer Geſellſchaft, welche gehört hatten, daß Mlle. Rachel hier den Majeſtäten vorgeſtellt werden würde. Um ſie perſönlich kennen zu lernen, hatten ſie die Tafel früher verlaſſen und waren in die Gallerie getreten. Generalin v. Luck Excellenz, eine geborene Franzöſin, redete die Künſtlerin ſogleich

an, und auch dieſen Damen gegenüber bewies ſie den vollendetſten Takt. Endlich wurde es im Muſchelſaale plötzlich ſtill, die Stühle rückten, alſo erhob ſich der König von der Tafel.

Gleich darauf traten beide Majeſtäten in die Gallerie und ſchienen verwundert, ſchon andere Damen hier zu finden, obgleich dieſe ſich ſogleich zurückzogen. Auch die Gallerie war nur ſchwach durch einzelne Lichter erleuchtet, deren trüber Schein den großen Raum noch größer erſcheinen ließ. Es war ſo dunkel, daß man die ſeitwärts ſtehenden Perſonen nicht erkennen konnte.

Nachdem ich Mlle. Rachel mit einer Verbeugung vor die Majeſtäten geführt, trat ich zurück. Der König hatte mich offenbar nicht erkannt, weil der Wechſel zwiſchen dem glänzend erleuchteten Muſchelſaale und der halbdunklen Gallerie zu plötzlich geweſen war; denn er fragte im Verlaufe des überaus gnädigen Geſpräches, ob ich ſie denn nicht hierher geführt. Als ich nun näher trat, ſtellte der König mich der Künſtlerin als ihren Dolmetſcher bei ihm vor, da ich ihm den „Polyeukt" vorgeleſen, wodurch er erſt im Stande geweſen, den Schönheiten ihres Spieles ganz zu folgen. Kein Wort, keine Miene verrieth hier die Republikanerin, und es war eben, als ob ſich das alles ganz von ſelbſt verſtände, als ob ſie ſich nie in anderen Verhältniſſen bewegt hätte. Auch die Königin richtete einige ungemein gnädige Worte an ſie, und die Generalin v. Luck ſagte mir ſpäter, daß ſie ganz enchantirt von den taktvollen Antworten der Rachel geweſen ſei.

So endete dieſes erſte Zuſammentreffen mit der Künſtlerin. Ich begleitete ſie, nachdem die Majeſtäten ſich zurückzogen, zum Wagen und nahm einen weſentlich anderen Eindruck von ihr mit mir, als ich ihn erwartet hatte.

Am nächſten Vorleſe-Abende im Sansſouci, am 10. Auguſt, hatte ich die Biographie der Rachel von Jules Janin, die ſchon erwähnte „Epitre" ihres Lehrers Samſon und hiſtoriſche Notizen über die Tragödie „Polyeukt" auf das Programm geſetzt,

und Seine Majeſtät wählten vorzugsweiſe dieſe drei Sachen gleich beim Beginn des Vorleſens. Bei dieſer Gelegenheit ſprachen beide Majeſtäten ihren vollen Beifall zu dem geiſtreichen und taktvollen Benehmen der Künſtlerin aus, und der König ſagte:

„Ich danke Ihnen, Schneider, daß Sie ſo freundlich gegen die Rachel geweſen, obgleich man Mir geſagt, daß Sie nicht beſonders gut auf ſie zu ſprechen ſind.“ (Programm Nr. 82.)

Zwei Jahre ſpäter, im Juli 1852, kam Mademoiſelle Rachel zum zweiten Male nach Berlin, und zwar beſonders dahin berufen, um während der Anweſenheit des Kaiſers und der Kaiſerin von Rußland aufzutreten. Für den 12. Juli war eine zweite Vorſtellung im Neuen Palais angeſetzt, ſie unterblieb aber wegen der drückenden Hitze, während welcher die Kaiſerin von Rußland ſich auf ärztliche Anordnung vorzugsweiſe im Freien bewegen ſollte. Am Tage darauf, den 13., erhielt ich nachmittags den Befehl, Mademoiſelle Rachel auf dem Bahnhofe zu empfangen und nach der Pfaueninſel zu führen, wo dieſelbe einige Scenen vor den Allerhöchſten Herrſchaften recitiren werde. Ich hatte kaum noch Zeit, mich anzuziehen, da mir geſagt wurde, daß ſie mit dem Zuge um 5 Uhr Berlin verlaſſen werde. — Als ſie, von ihrem Bruder Felix (Raphaël) begleitet, erſchien, war die Begrüßung von ihrer Seite eine faſt herzliche. Sie fragte mich, was ſie denn auf der Pfaueninſel ſolle; denn man hatte ihr nur ganz im allgemeinen geſagt, daß ſie einige Scenen recitiren möge. Da fragte ſie mich zu viel, denn ich wußte ebenſo wenig, wie ſie, was eigentlich die Abſicht des Königs ſei. Erſchrocken war ich aber, ſie in einem ganz ſchwarzen Anzuge zu ſehen. Sie trug ein ſchwarzſeidenes Kleid mit den koſtbarſten Spitzen-Falbalas, ſehr einfach, aber diſtinguirt, ſogar ſchwarze Handſchuhe von Spitzen, und nichts, was einer Geſellſchafts-

Toilette an einem schönen Sommertage im Freien ähnlich sah. Als ich sie nach dem Grunde dieser Wahl für ihre Toilette fragte, erwiderte sie:

„Daß ich Brillanten und kostbare Kleider im Ueberfluß besitze, weiß man. Der Künstlerin geziemt es aber, gerade in so hoher Gesellschaft, so einfach wie möglich zu erscheinen. Kostbar genug ist mein Kleid, das werden die Damen schon verstehen."

„Aber genau die Farbe der tiefen Trauer? — Bei Hofe erscheint man nie in Trauer, wenn es nicht befohlen ist."

„Schwarz ist aber nicht allein Trauer, es ist auch die Farbe der Modestie, der Bescheidenheit."

„Bescheidenheit läßt sich auch in Stoff und Schnitt ausdrücken, ohne der Farbe zu bedürfen. Ihre Majestät die Kaiserin ist leidend. Man hält ihr sorgfältig jeden trüben Anblick fern. In Rußland herrscht mancher Aberglaube in Bezug auf dergleichen. Kurz, ich möchte rathen, die Toilette zu verändern, wenn ich nur wüßte, wie das thunlich wäre. Ich würde Sie so schnell wie möglich erst in meine Behausung fahren und meine Frau zu Rathe ziehen; aber mein Befehl lautet, Sie vom Bahnhofe nach der Pfaueninsel zu bringen, und da ich nicht wissen kann, ob die Allerhöchsten Herrschaften Sie nicht schon erwarten, so darf ich meinerseits wenigstens nicht zögern."

„So führen Sie mich in das Schloß Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin Carl. Die hohe Frau hat mir gesagt, ich möge mich bei ihr melden, wenn ich nach Potsdam käme. Dort werde ich mich erkundigen, ob Ihr Bedenken gegründet ist, und dann schon ein Mittel finden, meine Toilette noch zu ändern."

Mit scharfem Blick hatte das weltkluge Mädchen erkannt, daß sie trotz der geschickten Ueberlegung bei der Wahl ihrer Toilette doch eine Unschicklichkeit begehen könne, und daß dies nicht geschehe, daran mußte der Frau ebenso viel liegen, wie

:lerin an dem zu hoffenden Succes. Aber freilich,
:n war sie ja sicher.

fuhren über Babelsberg nach Glienicke. Unterwegs
:athen, was den Allerhöchsten Herrschaften wohl er-
nd wie dies zu gestalten sein könne. Offenbar hatte
der Pfaueninsel nicht die ganze Schauspielergesellschaft
len. Es sollte sich die Recitation auf Monologe oder
solche Scenen beschränken, in welchen der Bruder
h chaperon — ihr das Stichwort gab. Monsieur
hatte ein endloses Packet Bücher mitgebracht! Ich
sen zu möglichst wenigen Vorschlägen und unter diesen
m wirklich Effektvollsten. Obgleich Chargé d'affaires
wester, hatte Sieur Raphael doch noch nicht einmal
ogramm gedacht, und dies zu redigiren, sollte unsere
je auf der Pfaueninsel sein. Rachel war in einer un-
hobenen Stimmung, denn sie schien ganz erfüllt von
ht, heute vor dem Kaiser von Rußland zu erscheinen,
sie mich immer wieder fragte: Ob er wirklich ein so
lann sei? — Ob er wirklich seine ganze Umgebung
:größe überrage? — Ob er denn auch freundlich sein
- Kurz ich mußte mein ganzes Wissen von ihm aus-

kamen wir nach dem Lustschlosse Glienicke. Ich ließ
der Comtesse Virginie v. Haack, Hofdame Ihrer
n Hoheit der Frau Prinzessin Carl, anmelden, während
hel im Wagen wartete, und schilderte hier unsere Ver-
wegen der Toilette. Mit der Einladung von Seiten
Prinzessin hatte es seine Richtigkeit, und die Künstlerin
on Ihrer Königlichen Hoheit auf das gnädigste
t. Dann ging es an ein Berathen mit der Comtesse
über den Anzug, und ich schlug endlich vor, aus dem
de durch Hinzufügung einer Rose im Haar, helle
je und Drapirung des schwarzen Spitzenschleiers als

Mantille ein ſpaniſches Nationalkoſtüm zu machen. Dazu ließ ſich Rath ſchaffen, und wahrlich, Mademoiſelle Rachel verlor nichts durch dieſe Aenderung. Die Roſe unter der Mantille ſtand ihr ganz vortrefflich und erhöhte das Pikante ihrer Erſcheinung. — So waren wir über das Eine beruhigt und wurden es auch über das Andere, nämlich die Anweſenheit der Allerhöchſten Herrſchaften auf der Pfaueninſel.

Wir hörten, daß der Hof erſt gegen 8 Uhr dort landen werde, nachdem auf dem königlichen Dampfſchiffe der Waſſerkorſo beſucht worden ſei, den die Potsdamer Geſellſchaft den kaiſerlichen Gäſten veranſtaltet. — Nun hatten wir Zeit, und als die Prinzeſſin Carl das Boot beſtieg, um ebenfalls zu dem Waſſerkorſo zu fahren, führte ich meine Pflegebefohlene auf die Terraſſe des Kaſino, von wo aus ſich die breiten Waſſerflächen zwiſchen der Glienicker Brücke und Sakrow bequem überſehen laſſen. Das lebendige Schauſpiel eines Waſſerkorſo ſchien Mlle. Rachel ungemein anzuziehen. Als wir indeſſen das königliche Dampfſchiff nahen und von einem Blumenregen aus allen Booten empfangen ſahen, wurde es Zeit, unſeren Weg nach der Pfaueninſel fortzuſetzen; denn es durften dort doch noch allerlei Anordnungen zu treffen ſein.

Nach dem Ueberſetzen mit der Fähre bat ich die Familie des Hofgärtners Fintelmann, der Dame einige Augenblicke den Aufenthalt zu geſtatten, und verſchaffte dem Bruder Schreibgeräth, um endlich das nöthige Programm aufzuſetzen, worauf ich mich nach dem Schloſſe begab, um die getroffenen Vorbereitungen in Augenſchein zu nehmen. Dazu aber hätte ich mir noch länger Zeit laſſen können, denn nirgends ſah ich auch nur die geringſte Anſtalt für das Erſcheinen der berühmten Schauſpielerin vor dem Hofe. Vergebens durchſtrich ich das ganze Gebäude, um etwas einer Bühne oder auch nur einem Zuſchauerraume Aehnliches zu entdecken, und wandte mich endlich an den Haushofmeiſter Kurs, der mit dem Ordnen der Theetiſche auf dem

aſenplatze vor dem Schloſſe beſchäftigt war. Auf die Frage, denn Mlle. Rachel vor den Allerhöchſten Herrſchaften erſcheinen ſolle, erhielt ich die lakoniſche und nur durch ein Hinzeigen auf den Kiesweg zwiſchen zwei Raſenſtücken erklärte Antwort: „Hier!“

„Wie, hier im Freien?!“

„Allerdings, die Allerhöchſten Herrſchaften können bei der Hitze doch nicht in den engen Zimmern ſitzen!“

„Das begreife ich, aber andererſeits begreife ich auch, daß eine Künſtlerin wie die Rachel nicht im Freien und auf Kieswegen zu ſpielen pflegt.“

„Für gewöhnlich glaube ich auch nicht, aber unter ſolchen Umſtänden wird es wohl einmal gehen müſſen!“

Das war eine ziemlich troſtloſe Ausſicht, und ich geſtehe, daß ich denn doch mit einiger Befangenheit zu der harrenden Tragödin zurückkehrte, um ihr das wenig ermunternde Reſultat meiner Erkundigungen mitzutheilen. Mit möglichſter Vorſicht brachte ich ihr bei, daß weder von einer Bühne oder auch nur von einem Verſuche dazu die Rede, noch irgend ein anderes Hülfsmittel vorhanden ſei, um äußerlich ihr Erſcheinen zu unterſtützen.

„Comment, en plein air? Me croyez-vous une saltimbanque?“

Da war es heraus, das gefährliche Wort, das ich allerdings gefürchtet hatte, und das ſchwer zu bekämpfen war. Die Abneigung jedes Schauſpielers vor einer Darſtellung unter freiem Himmel iſt eine vollkommen begründete, und gerade ich, der ich ſie doch hier beſeitigen mußte, war von ihrer Berechtigung durchdrungen. Das ſo verbindliche Lächeln der Gefeierten hatte einer ihrer ſtechendſten und geringſchätzendſten Phyſiognomien Platz gemacht, und ſehr entſchieden erklärte ſie mir, daß ſie ſofort nach Berlin zurückkehren werde, da ſie nicht die geringſte Luſt habe, ihren Ruf als erſte Schauſpielerin des Théâtre

français durch eine „comédie champêtre“ auf das Spiel zu ſetzen. Auch Sieur Raphaël gerieth in außerordentliche Aufregung und erklärte die abſolute Unmöglichkeit, daß ſeine Schweſter auf dem Raſen ſpiele. — Zunächſt wurde an den „ancien camarade“ appellirt, der denn doch das Erniedrigende dieſer Zumuthung begreifen werde, und ich mußte daher die Sache von der diplomatiſchen Seite aufgreifen, da aus künſtleriſchem Standpunkte ſich allerdings dem Widerſtande nicht beikommen ließ.

„Bei jeder anderen Schauſpielerin wäre das allerdings ein Wagniß; aber Sie ſind unter allen Umſtänden Ihres Sieges gewiß! Was vermag auch die ungünſtigſte Umgebung gegen Ihr Genie? — Im Gegentheil wird ſie nur dazu dienen, Ihr Talent noch heller ſtrahlen zu laſſen!“

„Allons donc! Trêve de compliments!“

Damit ging es alſo nicht.

„Haben Sie aber auch überlegt, daß Ihnen dadurch eine Auszeichnung widerfährt, wie ſie vor Ihnen noch keiner Schauſpielerin widerfahren iſt? — Wäre eine Bühne da, oder wäre der Ort, wo Sie auftreten ſollen, auch nur auf die unſcheinbarſte Art von dem Publikum getrennt, ſo blieben Sie die Schauſpielerin, die man zur Unterhaltung des Hofes berufen und für ihre Leiſtung glänzend honorirt. Man würde einige Komplimente an Sie richten, dann aber ſich zurückziehen und ich Sie nach Hauſe begleiten müſſen, wie Sie gekommen. — So aber werden Sie ſich mitten in der fürſtlichen Geſellſchaft befinden; Sie werden wie eine Eingeladene, nicht wie eine Befohlene, behandelt werden; Sie werden mit den Herrſchaften Thee trinken, und man wird das Wort an Sie richten, wie es einem Gaſte des Hauſes, nicht einer Virtuoſin zukommt. Tauſende werden Sie beneiden. Ich muß geſtehen, daß mir eine größere Auszeichnung für eine Künſtlerin noch nicht vorgekommen iſt. Was wird man in Frankreich ſagen, wenn man hört, daß Sie mit den Monarchen

in Preußen und Rußland Thee getrunken und nur ganz bei-
ufig und auf allgemeines Verlangen der höchſten Geſellſchaft
Europa einige Proben Ihres eminenten Talentes gegeben!"

„Croyez-Vous?" —

Damit ging es alſo. —

„Verſetzen Sie ſich in das Zeitalter Ludwigs XIV. Denken
ie an Molière in den Gärten von Verſailles! Die Geſchichte
s Theaters iſt ſtolz auf ſolche Vorgänge, die den Künſtler
eln! — Man wird die Rachel neben Molière nennen!"

„Croyez-Vous? — Mais" — —

Alſo noch ein mais! —

„Haben Sie aber auch bedacht, daß der heutige Abend
hnen zum mindeſten 300 000 Francs einbringen kann? —
enn der Kaiſer von Rußland Sie heute nicht ſieht und ich
er den Grund Ihrer Weigerung berichte, ſo bleibt Ihnen
ußland für immer verſchloſſen, und Sie ſelbſt haben mir ja
ſagt, daß es Ihr ſehnlichſter Wunſch ſei, in Petersburg auf-
ten zu dürfen. Man wird ſagen, Sie hätten Ihrer Majeſtät
r Kaiſerin nicht gefallen, und wenn Sie nicht nach Rußland
rfen, ſo triumphiren Ihre Feinde." —

„C'est vrai! pourtant" — — —

„Wenn man Sie ohne alle die gewöhnlichen theatraliſchen
ilfsmittel ſehen und bewundern will, ſo liegt darin die An-
kennung, daß Ihr immenſes Talent ſolch äußerlichen Beiwerkes
r nicht bedarf, und daß man Sie gar nicht als comédienne,
ndern als femme distinguée behandeln will!"

„Croyez-Vous?"

„Aber Sie müſſen ſich raſch entſcheiden; denn dort kommt
s königliche Dampfſchiff, und wenn die Allerhöchſten Herrſchaften
steigen, muß ich meinen Bericht machen."

„Eh bien, je jouerai!" —

Uff! das hatte ſchwer gehalten! — Um ihr den Raſenplatz,
f dem ſie ſpielen ſollte, nicht früher als im Augenblicke der

Entſcheidung zu zeigen, hielt ich ſie am Ufer zurück, bis der Hof gelandet war; denn ich fürchtete, daß die Troſtloſigkeit eines ſervirten Theetiſches mitten auf dem Raſen und ſonſt weiter nichts in der ganzen Umgebung als einige ſprudelnde Fontainen, deren Geräuſch weder einer Phädra noch einer Eſther bei dem Recitiren ihrer reſpektiven Tiraden beſonders hülfreich ſein mochte, meine bis dahin angeführten Gründe ſchlecht unterſtützen würde.

So überreichte ich denn das von Raphael geſchriebene Programm Seiner Majeſtät dem Könige. Ich war aber in keiner geringen Beſorgniß, als ſich im Anfange die ſo verführeriſch geſchilderte Aufnahme der Künſtlerin in die Geſellſchaft doch nicht ſo gleich machen wollte. Allerdings hafteten aller Augen auf der intereſſanten Perſönlichkeit; aber ehe die Herrſchaften nicht das Wort an ſie gerichtet hatten, war wenig Hoffnung, meine etwas poetiſchen Lizenzen in Erfüllung gehen zu ſehen. Endlich wurde Rachel Seiner Majeſtät dem Könige und dann dem Kaiſer von Rußland vorgeſtellt, und damit war das Eis gebrochen. Alles drängte ſich um ſie, und ſie war, wie bisher heimlich, jetzt auch offiziell der Mittelpunkt für das Intereſſe geworden.

Ich ſelbſt hatte die königliche Familie noch nicht ſo zahlreich und glänzend verſammelt geſehen, wie an dieſem Abende. Außer dem Kaiſer und der Kaiſerin von Rußland waren der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, der Prinz Friedrich der Niederlande mit ſeiner Gemahlin, die ſämmtlichen Prinzen und Prinzeſſinnen des königlichen Hauſes anweſend. Der Hof war in ſeinem vollſten Glanze.

Und nun ſollte es an die Recitation gehen. Das Zwielicht war ſchon hereingebrochen, und in kaum einer Viertelſtunde mußte es völlig dunkel ſein. Da Sieur Raphael, das lebendige Stichwort, ſeine Repliken ableſen mußte, während ſeine Schweſter frei recitirte, ſo war irgend eine Beleuchtung nothwendig. Wie

ſollten aber gewöhnliche Wachslichte im Freien brennen? oder wo ſollten Wandlampen aus dem Schloſſe auf dem Raſen angebracht werden? Glücklicherweiſe waren Glasglocken vorhanden, die ſchnell hergerichtet und in Bereitſchaft gehalten wurden. Es mußte denn auch bald genug nach ihnen gerufen werden; denn es wurde raſch ſo dunkel, daß von einem Erkennen der Geſichtszüge nicht mehr die Rede war. Da wurden denn die Wachslichte in den Glocken vor die Füße der Darſtellerin auf den Kiesweg geſtellt, und Sieur Raphaël gab ſein Stichwort als Theſeus, in der linken Hand eine Glasglocke, in der rechten das Buch; denn er war ja nur auf den Hippolyt eingerichtet.

In dieſer Umgebung gewährte das Ganze einen höchſt eigenthümlichen Anblick. — Unmittelbar unter den Fenſtern des Schloſſes ſaßen an dem noch gedeckten langen Theetiſche die Damen. Daneben ſtanden die Monarchen, nur durch den Kiesweg von dem Theater im Freien geſchieden. Als Kuliſſen und Hinterwand dieſer Bühne dicht gedrängt ein enger Kreis von Generalen, Diplomaten, Miniſtern, Hofherren; dahinter murmelten die kleinen Raſenfontainen, und mitten in dieſem wunderbaren Bilde die ſchwarze Geſtalt der Künſtlerin in der ganzen Ekſtaſe ihrer tragiſchen Kraft, ganz losgehoben von der faſt komiſchen Hülfe ihres Bruders, der mit dem Lichte in der Hand die Zwiſchenreden ablas. Wie ſie ſich bewegte, war ſie bald grell beleuchtet von den flackernden Windlichtern da vor ihr auf dem Kieswege; bald verſchwand ihr Geſicht im Dunkel, wenn ſie einen Schritt über den Kreis hinaus trat, bis wohin die Radien des Lichtſcheins drangen. — So zahlreich und belebt die Verſammlung war, ſo todtenſtill wurde ſie, ſo athemlos lauſchte ſie, als Phädra, Virginie und Adrienne Lecouvreur — aus dieſen drei dramatiſchen Dichtungen waren Recitationen gewählt worden — in den leidenſchaftlichſten Momenten in der Rachel ihre vollendete Vertreterin fanden. In der That feierte ſie einen Triumph, der ihr gewiß ſelbſt unvergeßlich geblieben iſt. Was

ich mir ſelbſt vorgeſpiegelt, um ſie zu überreden, wurde zur vollſten Wahrheit. Niemand vermißte das Beiwerk, ja ſeine Fehlen war recht eigentlich der Reiz des ganzen ſeltſamen Vorganges.

Faſt dreiviertel Stunden dauerte das Spiel, und es hätte ſehr viel länger dauern können, da niemand Ermüdung fühlte aber die unausgeſetzte Anſtrengung der Künſtlerin wurde endlich ſichtbar und veranlaßte Seine Majeſtät den König, ihr ſeine ungetheilte Zufriedenheit mit ihrer wahrhaft bewundernswerthen Leiſtung auszuſprechen. Der Kaiſer redete ſie an und zeichnete ſie auf jede Weiſe aus. Die Kaiſerin, Ihre Majeſtät die Königin und alle Prinzeſſinnen richteten freundliche und ehrende Worte an ſie. Der Kreis ſchloß ſich um die Gefeierte, und ich konnte nur für die Rückfahrt beſorgt ſein. Es war jedenfalls zu ſpät geworden, um den Bahnhof in Potsdam noch bis zum letzten Bahnzuge nach Berlin zu erreichen; ich holte daher Verhaltungsbefehle ein und ſandte infolge derſelben einen reitenden Boten voraus, der einen Extrazug um Mitternacht und ein Souper in der Reſtauration des Bahnhofes beſtellen mußte. Wir ſahen den Hof noch auf dem bunt beleuchteten Dampfſchiffe nach Potsdam abfahren und verließen dann ebenfalls die Inſel.

Das Souper en trois in einem kleinen Zimmer der Bahnhofs-Reſtauration machte der königlichen Beſtellung Ehre. Obgleich ſehr angegriffen, war die Rachel in der fröhlichſten Laune und von einer hinreißenden Liebenswürdigkeit. Immer wieder dankte ſie mir, daß ich ihre kindiſchen Bedenken — ſo nannte ſie es ſelbſt — beſiegt, daß ich ſie zu ihrem Glücke gezwungen; denn der Kaiſer hatte ſie wirklich nach Petersburg eingeladen, und ſo ſtand denn auch materiell eine reichliche Entſchädigung in Ausſicht. Ich mußte ihr ſämmtliche fürſtliche Perſonen aufſchreiben, welche auf der Pfaueninſel anweſend geweſen waren, und aus der Eile, mit der Sieur Raphael ſich

Papiers bemächtigte, glaubte ich auf einen baldigen Abdruck
lben in einer französischen Zeitung rechnen zu dürfen. Der
ndschaftsversicherungen waren kein Ende, und auch Sieur
haël, der bei der Ueberredungs-Scene vor der Fintelmannschen
nerwohnung seinen Unwillen gegen meine diplomatischen
te kaum verbergen konnte, auch keineswegs mit Beifalls-
gungen für seine „répliques“ überhäuft worden war, wurde
beim Champagner, und da denn doch alles so glücklich
ber gegangen war, mein Freund. Beide gaben mir auf
gewohnten Champagner-Etiquette ihre Autographen als
nerung an diesen für uns alle merkwürdigen Tag (siehe
363 der betreffenden Sammlung), und so trennten wir uns,
scheinlich auf Nimmerwiedersehen.

Im Dezember desselben Jahres erhielt ich durch den Doktor
lle — er starb 1854 — den beiliegenden Brief der Rachel
Paris und mit ihm eine ungemein geschmackvolle Brust-
l, aus einer reich gefaßten, großen Perle bestehend. Sie
b:

Je ne puis oublier l'intérêt, que Vous m'avez
ontré à ma dernière visite au palais de Votre mille
is gracieux Roi, et Votre presque paternel désir, de
e faire bien accueillir auprès de Leurs Majestés Im-
riales. J'en ai gardé le plus doux souvenir, et comme
tiens de n'être pas oubliée par Vous, je Vous prie
accepter une petite épingle, qué je prends sur ma
ilote, et que je serai heureuse de voir sur Votre
avate à mon prochain voyage en Prusse.

Recevez, mon cher Monsieur, l'assurance de ma
atitude, et veuillez me croire Votre très dévouée

Rachel.

Die jedenfalls unerwartete Liebenswürdigkeit mußte erwidert
en. Ich sandte ihr ein Exemplar der Folio-Luxusausgabe
er „Geschichte der Berliner Oper“ in einem besonders kost-

baren Einbande. Ein angeſtrengt liebenswürdiger Brief begleitete das Geſchenk. Später las ich einmal in den Zeitungen, daß die Künſtlerin hin und wieder eine Auktion von den tauſend und aber tauſend Nippes anſtellen laſſe, die man ihr huldigend zu Füßen legt, weil die Menge der überflüſſigen und unbrauchbaren Dinge ihr die Wohnung verengt. Wahrſcheinlich iſt alſo auch meine „Geſchichte der Oper", oder vielmehr der luxuriöſe Einband derſelben, unter den Hammer gerathen.

Beim Schreiben fällt mir allerlei Nachträgliches ein. — An jenem Abende, wo die Rachel im „Polyeukt" auftrat — am 6. Auguſt 1850 — befand ſich auch der König von Frankreich Henri V., damals noch Duc de Chambord, unter den Gäſten des königlichen Hofes. — Ich erwähnte, daß einige Damen vom Hofe vor beiden Majeſtäten in jener halbdunklen Gallerie des Neuen Palais mit ihr ſprachen. Es war die Generalin v. Luck Excellenz mit ihrer Tochter Luiſe und der Hofdame Comteſſe Virginie v. Haack. Die Generalin, ein eifrige Royaliſtin und Type des Faubourg St. Germain, erzählte mir ſpäter, daß ſie die Rachel gefragt:

„N'est ce pas, Mademoiselle, il Vous a fait plaisir de jouer devant un parterre de rois, car Vous savez, le Duc de Chambord Vous a vu?"

„Certainement, Madame, et j'espère bien de jouer devant le Duc de Chambord à Paris!"

Ich habe dieſe Aeußerung nicht gehört, weil ich aufmerkſam auf das Geräuſch im Muſchelſaale war, um zu berechnen, wann die Majeſtäten kommen würden. Iſt ſie — und gerade ſo — gefallen, ſo wäre ſie nur eine Beſtätigung der Betrachtungen, deren ich mich nicht erwehren konnte, als ich die determinirte Sängerin der Marſeillaiſe durch die Zimmer Friedrichs des Großen führte.

Als ſie im Juli 1852 zum zweiten Male nach Berlin kam, hatte ſchon vor der Ankunft des Kaiſers von Rußland eine Vor-

ng des Trauerſpiels „Les Horaces“ vor Ihrer Majeſtät Kaiſerin auf dem Theater des Neuen Palais ſtattgefunden. bei dieſer Gelegenheit erhielt ich den Befehl, Mademoiſelle el zu empfangen, ſie zur Tafel zu führen und ihr alles zu n, was ſie von Sansſouci zu ſehen wünſche. Es geſchah dem Diner in einem königlichen Wagen. Die Unterhaltung eine angenehme, wenn auch gemeſſene. Irgend wie Hervorndes iſt mir davon nicht im Gedächtniß geblieben. — Ich eben nichts, als das Gebotene, und mag es auch wohl s unbehülflich gethan haben. — Nur ihres gar nicht endenden aunens erinnere ich mich, auf der Bruſt des „ancien caade“ mehrere Orden zu ſehen. Sieur Raphaël meinte, ſo ſei man in Frankreich doch noch nicht, obgleich ſie jetzt eine ublik hätten. Aber die Schauſpieler ſeien dort immer noch rs rang“. — Da kein Souper ſtattfand, ſo endete mein rag mit dem Augenblicke, wo wir von der Spazierfahrt h die königlichen Gärten zurückkamen und ſie ſich in ihre derobe begab, um ſich zu koſtümiren.

Einer Unterhaltung jenes Abends auf der Pfaueninſel muß noch gedenken. Vor dem Beginn der Recitation hatte die hel gegen einige der komplimentirenden Herren geäußert, daß nur aus Rückſicht für die ſo überaus gnädige Aufnahme der rhöchſten Perſonen ſich dazu verſtanden, ohne Koſtüm, ohne uchtung, ohne eine Bühne einige ihrer Scenen zu ſpielen. s konnte ein General gar nicht begreifen und ſprach ſpäter Beendigung der Recitation mit mir über dieſe Ziererei der ſtlerin, die ſich dadurch wohl nur noch intereſſanter machen e. In noch ganz friſcher Erinnerung der Ueberredungskünſte, ich hatte anwenden müſſen, und da ich es wirklich als eine e Selbſtverleugnung von ihr anerkannte, daß ſie ſich dazu egeben, erwiderte ich:

„Nun, ſo ganz nichtig und unweſentlich iſt doch die äußere gebung nicht, und Sie ſelbſt würden Anſtand nehmen, beim

Kommando Ihres Korps alles rein Aeußerliche bei Seite zu ſetzen!“

„Wie ſo?“

„Die ganze militäriſche Welt kennt Sie als einen der verſuchteſten und geſchickteſten Truppenführer. Wollten Sie es aber unternehmen, etwa nur in einen Bademantel gehüllt vor der Front zu erſcheinen und ſo zu kommandiren, ſo würde das Reſultat doch ein weſentlich anderes ſein. Das Koſtüm erhöht weder, noch vermindert es Ihre Fähigkeit. Sie bleiben der anerkannt tüchtige General auch im Bademantel, aber die Wirkung iſt eine andere!“

„Freilich wenn man es von der Seite betrachtet! — Ich verſtehe allerdings nichts vom Theaterweſen. — Aber Sie haben Recht, nun wird mir die Leiſtung des Mädchens noch intereſſanter!“

Und in der That, ſie war in hohem Grade intereſſant. Wenigſtens gehört ſie unter die merkwürdigſten theatraliſchen Erfahrungen meines Lebens.

Das von Sieur Raphael geſchriebene Programm liegt unter Nr. 174 in der Sammlung meiner Vorleſe-Programme.

Eine Kurierreiſe mit Hinderniſſen.

1851.

Nach den Begebenheiten des Jahres 1848 war zwiſchen m preußiſchen und dem ruſſiſchen Hofe eine unverkennbare Kälte igetreten. Kaiſer Nikolaus hat es nie begreifen und noch weniger ligen können, daß König Friedrich Wilhelm IV. nicht mit Auf- :tung der vollſten militäriſchen Kraft den Märzaufſtand nieder- ſchlagen. Auch ſpäter mißbilligte der Kaiſer faſt alles, was in :eußen geſchah, und das früher ſo vertraute Verhältniß war ter gewiſſen Gereiztheit gewichen, die ſich in Wort und That ihrend der Jahre 1849 und 1850 kund gab.

Ich ſtand damals den Verhältniſſen noch zu fern, um zu ſſen, was endlich im Jahre 1851 wieder eine Annäherung iſchen beiden Monarchen herbei geführt, hörte aber mit Freude ’angs Mai dieſes Jahres, daß der König eine Reiſe nach ırſchau machen werde, um den dort eintreffenden Kaiſer Nikolaus beſuchen, welcher ſich von dort nach Olmütz zum Beſuch des ſers von Oeſterreich begeben wollte. Der Gedanke, dieſe Reiſe zumachen, kam mir nicht im entfernteſten in den Sinn; hatte bis dahin doch noch keine Reiſe des Königs mitgemacht. Ich c daher nicht wenig erſtaunt, als ich am 22. Mai, alſo ırere Tage nach der Abreiſe des Königs, und nachdem die

Zeitungen ſchon Berichte über ſeinen glänzenden Empfang Warſchau gebracht, eine telegraphiſche Depeſche vom Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten in Berlin empfing, nach welcher ich mich auf Befehl Seiner Majeſtät des Königs mit dem nächſten Eiſenbahnzuge nach Warſchau zu begeben, vorher aber im Miniſterium zu melden hätte, um Depeſchen mitzunehmen. Paß und Reiſegeld würde ich bei der Meldung erhalten.

Der freudigen Ueberraſchung folgte indeſſen ſehr bald der Zweifel, zu welchem Zweck ich denn eigentlich dahin berufen würde. Sollte ich als Dolmetſcher dienen? Sollte ich überhaupt nur Depeſchen dorthin bringen? Denn daß der König mich als Vorleſer verlangen werde, ließ ſich doch kaum denken, da er ja, nach der bekannten Sitte beider Höfe, den Abend im Familienkreiſe zubringen mußte und man ſeine gewohnte häusliche Unterhaltung doch nicht mit in das Haus des Gaſtfreundes bringt. Da aber die Depeſche nichts darüber ſagte, ſo war eben alles möglich, nnd ich bereitete mich daher auf alle Fälle vor. Sehr raſch war gepackt, und ſchon der nächſte Zug brachte mich nach Berlin, wo ich im Miniſterium Paß und Reiſegeld, ſowie die Weiſung empfing, mich bei dem Hofpoſtmeiſter Schneider zu melden, von welchem ich die Depeſchentaſche erhalten würde. Näheres über den eigentlichen Zweck meiner Reiſe wußte man mir nicht zu ſagen, nur daß ich keineswegs bloß zum Chargé de dépêches ausgeſucht worden ſei, erfuhr ich; ich ſollte ſie nur mitnehmen und dadurch eine Feldjägerreiſe erſparen, weil ich ja dorthin berufen war.

So begab ich mich denn zu dem mir längſt befreundeten Hofpoſtmeiſter Schneider, der ſein Erſtaunen und zugleich ſeine Freude darüber ausſprach, daß mir eine ſolche Auszeichnung zu Theil wurde. Denn der ſo ungemein liebenswürdige Mann hatte von ſeinem Schwiegervater, dem Geheimen Kämmerier König Friedrich Wilhelms III., Timm, einmal gehört, daß der König ſich ſehr gnädig über mich geäußert und, wie er ſagte, große

Stücke auf mich gehalten habe. Hier erfuhr ich, daß man mir eine Kurier-Brieftaſche einhändigen werde, die ich natürlich mit äußerſter Sorgfalt zu behandeln, vor jedem Schaden zu bewahren und in Warſchau in die Hände des Reiſepoſtmeiſters Balde abzuliefern hätte.

Ich hatte wohl bei Feldjägern und Kurieren geſehen, daß ſie eine verſchloſſene Ledertaſche auf der Bruſt und an einem Riemen um den Hals gehängt getragen, machte mir daher keine Sorge über die Schwierigkeit des Geſchäfts, kaufte raſch noch allerlei beim Einpacken Vergeſſenes und begab mich dann gegen 9 Uhr abends in das Hofpoſtamt, wo ich den Hofpoſtmeiſter noch anweſend und in voller dienſtlicher Beſchäftigung traf. Gleich die erſte Bekanntſchaft mit der ſogenannten „Taſche“ begann den Reigen der Hinderniſſe, aber auch des Humors, der mich auf dieſer ganzen Reiſe nicht verlaſſen ſollte und es erklären mag, wenn ich auch in der Erinnerung und für die Aufzeichnung meiner Erlebniſſe den Humor vorwalten laſſe.

Schon bei meinem Eintritt zeigte mir Freund Schneider einen ganzen Stoß von Briefen, der durchaus nicht zu dem Bilde paßte, das ich mir von einer zierlichen, vor der Bruſt hangenden Feldjägertaſche gemacht, und mit jeder Viertelſtunde, endlich von Minute zu Minute wuchs dieſer Berg von Briefſchaften, Zeitungen und Packeten, welche von den verſchiedenen Miniſterien einliefen. Zurückgelaſſene Gattinnen des königlichen Gefolges brachten ganz unverhältnißmäßige Volumina verheiratheter Korreſpondenzen. Suppliken, Gnaden- und Unterſtützungsgeſuche ſchwollen bedrohlich an, und hin und wieder ſtahlen ſich auch Packete mit unter die Maſſe, deren Inhalt eher alles Mögliche, nur keine Depeſche vermuthen ließ. Dieſe angenehme Vermehrung dauerte bis Schlag 10 Uhr, wo das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten dem ſchon vorhandenen Harzgebirge von Packeten noch einen „Brocken“ hinzufügte, der ſchon allein eine Kurierreiſe gelohnt haben würde.

Schweigend hatte ich der Anhäufung dieſer Papiermaſſen zugeſehen und gehofft, daß nun eine Art von Sichtung ſtattfinden werde; denn daß alle dieſe Briefe und Packete ſo außerordentliche Eile haben ſollten, konnte ich ſelbſt bei der gouvernementalſten und regierungsfreundlichſten Auffaſſung nicht annehmen. Wie ungerechtfertigt war aber dieſe Anſicht! Kaum war der auswärtige Miniſterialbote mit ſeiner Quittung und dem Ausrufe verſchwunden: „Heute iſt es viel geworden!“ ſo begann das Geſchäft des Einpackens, zu welchem Ende ein Poſtbote zwiſchen Ofen und Holzkorb ein Felleiſen hervorzog, das in der That — aber wahrſcheinlich vergebens — ſeines gleichen geſucht haben würde.

Der auswärtige Miniſterialbote hatte jenen Ausruf, daß es heute viel geworden, nur auf das Packet bezogen, welches er ſelbſt gebracht. Hätte er die nun beginnende Manipulation geſehen, er würde das nicht geſagt haben.

Mit wahrhafter Befremdung ſah ich, wie nach und nach der Berg auf dem Tiſche in das Thal jenes Felleiſens verſchwand. Mit einer wirklich bewundernswerthen, vielfache Uebung bekundenden Geſchicklichkeit wurde hinein gelegt, geſchoben, gedrückt, gepreßt und endlich, als es nicht mehr möglich, auch nur einen kleinen Finger noch hinein zu bringen, die Klappe gewaltſam herübergezogen, was indeſſen nur durch Anwendung beider Kniee gelang. Verſchloſſen, verſiegelt und mit der Adreſſe „An den königlichen Reiſepoſtmeiſter Balde“ verſehen war das Monſtrum bald, und nun fand die Ueberlieferung an mich ſtatt.

Man deutete mir an, daß ich nach der Vorſchrift die Taſche — das ſchamloſe Wort wurde wirklich in Gegenwart dieſes unglaublichen Felleiſens ausgeſprochen — ſtets bei mir behalten müſſe, daß ich nie ohne dieſelbe den Wagen verlaſſen dürfe, daß ich aber nicht nöthig hätte, ſie abſolut um den Hals zu tragen — obgleich zu dieſem Zweck zwei Riemen vorhanden waren — ſondern ſie auf den Schoß legen könne. Schweigend,

ie ein Opferlamm, empfing ich dieſe ganz allgemein gehaltene
nſtruktion und verſuchte es, das depeſchengeſchwollene Ungethüm
ıfzuheben. Der Poſtbote, theils in Erwartung eines Trink-
ldes, theils in der gutmüthigen Abſicht, mir kein zu deutliches
orgefühl der mich erwartenden Vergnügungen zu verſchaffen,
hnitt meinen Aufhebungsverſuch dadurch ab, daß er mein baldiges
:choßkind in die Droſchke ſchleppte, in welcher bereits mein eigener
:offer, eine Hutſchachtel, ein Regenſchirmfutteral und mein Mantel
3latz gefunden hatten. Der Kutſcher ſchüttelte bedenklich den
topf, als er auch noch das Felleiſen hinein wuchten ſah, und
rbot ſich, als er bemerkte, daß ich neben all dem Gepäck keinen
3latz zum Sitzen hatte, das Felleiſen zu ſich auf den Bock zu
ehmen. Der bedauernswerth Unwiſſende hielt es wahrſcheinlich
ür ordinäres Paſſagiergut und hatte keine Ahnung davon, daß er
ielleicht das Gleichgewicht Europas für ſieben und einen halben
Silbergroſchen transportiren ſollte. In dienſteifriger Entrüſtung
ies ich das Anerbieten zurück, und da der Rückſitz für das Fell-
ſen zu ſchmal war, ſo ſpedirte ich es achtungsvoll auf den
Vorderſitz, ſetzte mich ſelber aber auf den Rückſitz, um keinen
ıugenblick ſeines Anblicks verluſtig zu gehen. Schon beim Aus-
eigen am Frankfurter Bahnhofe ſtellten ſich die erſten Süßig-
:iten des Transportes ein, da ich einem Träger die geheiligte
aſt nicht anvertrauen wollte und ihm lieber meine eigenen Sachen
ls jene Vorrichtung überwies, die man mit Hintenanſetzung aller
Vahrheitsliebe eine Taſche zu nennen gewagt hatte.

Ich ging mit mir zu Rathe, in welcher Wagenklaſſe ich
ıit Berückſichtigung des vorgeſchoſſenen Staatsintereſſes fahren
ıllte, und entſchied mich für das juste milieu der zweiten. Bald
ıß ich mit meinem Schoßkinde im Coupé, das ſich denn auch
ıfort mit anderen Reiſenden füllte; darunter war eine Amme
ıs Guben mit einem ungemein ſchreienden Kinde, ein Jude aus
Teſeritz mit einem endloſen Bärenpelze und auf dem Schoße
nem Käſtchen mit Proben von Schwefelſäure, Vitriol, Salmiak,

Theriak und anderen nicht ausschließlich zu den Wohlgerüchen gehörigen Substanzen; ein Amtmann aus der Gegend von Schweidnitz, der seiner Frau einen Berliner Baumkuchen mitbrachte und diesen schonend auf seinen Knieen hielt; ein Engländer, der schon zum Wollmarkt nach Breslau wollte, und noch einige andere Personen, die sich erst im weiteren Verlauf der Dinge entwickeln sollten.

War mir die Amme oder vielmehr ihr säugender Staatsbürger aus Guben bereits beim Einsteigen unangenehm, so schien ich oder vielmehr mein Felleisen den übrigen Reisenden auch entschieden verdächtig zu sein. Hätte ich einen Platz zwische zwei Nachbarn wählen können, so würde sich das unangenehm Gefühl einer allerdings fortdauernden Felleisen-Belästigung do mehr vertheilt haben; so aber saß ich am Fenster, und ei ganzes Drittel der Breite meines ledernen Staatsgeheimniss befand sich daher in fortgesetzter Friktion auf den respektive Knieen meines Nachbars, eines Berliner Handlungsreisenden, d leider die Zeit vor der Abfahrt zum Genuß verschiedener Gläs bayerischen Bieres benutzt hatte und sich daher in einer vorzug weise angeregten Stimmung befand. Wir waren noch nicht a gefahren, als derselbe bereits seine Abneigung gegen mein Scho kind durch allerlei Sticheleien zu erkennen gab.

„Hören Sie mal, mein Herr, wenn Sie sich vielleicht m dieses etwas korpulente Portemonnaie malen lassen wollten, dan würde es ein Kniestück werden müssen. Wenigstens was mein Knien betrifft, so fangen diese nach und nach an, das zu begreifen Vielleicht könnten wir mit diese stillende Dame da drüben ei Abkommen treffen, daß Sie beide sich manchmal in das Gepäc abwechselten. Sie könnten das kleine Wurm nehmen, das heiß wenn es gerade satt ist, und die Dame könnte sich diesen Pom padour zulegen, weil das weibliche Geschlecht mehr an Mitnehme von viel Gepäck gewöhnt ist! — Verzeihen Sie, daß ich die

Anſtalt einen Pompadour nannte; wenn ich ſie recht anſehe, ſo kommt ſie mir wie ein Ridikül vor."

„Hindert Sie denn das Packet ſo ſehr?"

„Ach nein! noch nicht! — Aber das kommt noch; denn nachts möchte ich gerne ſchlafen, und ich liebe die dicken Oberbetten nicht, namentlich wenn ſie ſo hart ſind! Ach Gott! da fängt das geſchätzte Wurm da drüben an zu ſchreien. Na! buſſe, buſſe bäcken! Iſt ein recht niedliches Kind, dieſer Säugling! — Recht angenehme Stimme, aber für das Vokal-Konzert doch noch nicht ganz ausgebildet. Hat ſich wahrſcheinlich über das Pfeifen erſchrocken. Na! Na! — buſſe, buſſe! Buhkühken von Halberſtadt, bringſt doch unſe Kindken wat! — Wie iſt es denn mit einer Cigarre, meine Herren? iſt doch wenigſtens eine Abwechſelung. Kann ja eine recht niedliche Nacht werden! Dieſer Sack hier und das liebe kleine unruhige Kind! — Sagen Sie mal, könnten Sie den Pompadour nicht da oben hinter uns an den Hutnagel hängen? oder vielleicht das Kind oder den Baumkuchen vor dem Herrn da — denn könnten wir vielleicht ſitzen. So wie es jetzt iſt, möchte das ſeine Schwierigkeiten haben."

Unter ſolcher Unterhaltung ging es ziemlich bis Frankfurt, wo ich mich, der erhaltenen Inſtruktion gemäß, in dem Poſt-Büreau erkundigen mußte, ob dort aus den öſtlichen Provinzen unterdeſſen Briefe an Seine Majeſtät den König eingelaufen waren. Natürlich konnte Ausſteigen und Erkundigung nur in Begleitung meines offiziellen Gegenſtandes vorgenommen werden, der ſich ungemein pittoresk auf meinem Rücken ausnahm. Ich glaube ſogar ein Lächeln des ſchmerzlichſten Mitgefühls bei dem dienſtthuenden Poſtbeamten bemerkt zu haben, als er mich in der Funktion eines Kofferträgers erblickte. In der That hatten ſich dort einige Briefe eingefunden, über deren Empfang ich quittiren mußte, deren Verpackung in das mehrerwähnte Fell-eiſen aber erſtens deſſen Verſiegelung, zweitens die abſolute Un-

möglichkeit entgegen ſtand. Sie wurden daher geheimnißvoll in die Bruſttaſche geſteckt und wieder in das Coupé eingeſtiegen. Mein unverwüſtlicher Nachbar empfing mich ſogleich mit ſeiner liebenswürdigen Unterhaltung.

„Ach da ſind Sie ja wieder! Na das iſt ja recht hübſch. Und Ihr Pompadour iſt auch wieder mitgekommen? Hiergelaſſen ſcheinen Sie von dem werthvollen Inhalte nichts zu haben? Sie glauben gar nicht, wie lieb es mir iſt, daß dieſes Möbel wieder mitgekommen iſt; denn mir fingen ſchon an die Knien kalt zu werden, weil ſie nun mal eine Weile nicht ſo gut bedeckt waren. So! So! Nanu iſt ja alles wieder in der ſchönſten Ordnung! — Da, da! da fängt unſer junger Reiſegefährte wieder an zu ſchreien. Er hält wahrſcheinlich Ihr Etui für eine Wiege. Nein, mein Söhnchen! das iſt keine Wiege, da kommſt Du nicht rein! — Wie wäre es denn, Madame, wenn Sie dieſes geſchätzte Wurm einen Lutſchbeutel anvertrauten?“

Leider war das Kind aber faſt die ganze Nacht nicht zu beruhigen. Der Berliner ſchwatzte, der Amtmann ſchnarchte wie eine Lokomotive, der Jude oder ſein Pelz oder ſein Kaſten mit chemiſchen Präparaten roch ſehr übel, der Engländer und die übrigen anonymen Mitreiſenden rauchten, einige ſogar eine wahrhaft beängſtigende Sorte von Cigarren, und mein Felleiſen drückte mir ununterbrochen die Knice wund. Es war eine Nacht, wie ich dergleichen nicht oft erleben möchte, auf dieſer Reiſe aber doch noch einige erlebt habe. In der Rückerinnerung und Beſchreibung geſtaltet ſich dergleichen um Vieles amüſanter, als es ſich in der Wirklichkeit durchlebt. Nächte ſind überhaupt ſchon Schattenſeiten des Lebens, eine nächtliche Kurierreiſe mit einem fünfundſechzigpfündigen Felleiſen auf den Knieen und in ſolcher Umgebung aber wahrer Nachtſchatten, und nicht einmal von dem Lichtpunkte der Coupélampe erhellt, denn dieſe war bereits hinter Köpenick vorſichtig ausgegangen.

In Breslau angekommen und durch die angenehme Nach-

richt überraſcht, daß man dort drei Stunden liegen bleiben müſſe, wollte ich raſch einige Bekannte beſuchen. Da ich mich aber von meinem ledernen Begleiter nicht trennen durfte, ſo wurde er natürlich in einer Droſchke mitgenommen und die Fahrt in trauter Gemeinſchaft angetreten. Vor dem Hauſe eines zu Beſuchenden angekommen, begann ich ſofort das Kapituliren mit dem Droſchkenbändiger, wer hinaufgehen und den Freund herunter citiren ſollte; denn von Treppenſteigen mit meiner geliebten Bürde war phyſiſch, von einem Zurücklaſſen derſelben in der Droſchke aber moraliſch keine Rede. Einen fand ich nicht zu Hauſe; der zweite, welcher glaubte, es mache ſich jemand einen ſchlechten Spaß mit ihm, ließ mir ſagen: „Der Herr Hofrath möchte nur wieder nach Potsdam zurückreiſen, wo er hergekommen ſei!“ ein dritter endlich warf den Boten zur Treppe hinunter, weil er ebenfalls an einen ſchlechten Scherz glaubte. Mit dieſen Verſuchen waren meine freundſchaftlichen Abſichten in Breslau abgethan, denn der Kutſcher weigerte ſich, noch weitere Botengänge bei ſolchen Konſequenzen zu unternehmen. Mit einem Blick des Vorwurfes auf mein Felleiſen fuhr ich zum Bahnhofe zurück, was topographiſch nicht anders, als beim dortigen Theater vorbei, geſchehen konnte.

Der Direktor deſſelben, Dr. Nimbs, ſtand vor der Thür und wurde meiner kaum anſichtig, als er mit dem Rufe: „Wir haben die Sonne aus dem Propheten leuchten laſſen!“ auf mich zuſtürzte. Ich ſagte bon jour! Er wiederholte aber mit Stolz und faſt ſchreiend: „Wir haben diesmal bei der Illumination die Sonne aus dem Propheten leuchten laſſen!“ Jetzt erſt wurde mir klar, was Herr Dr. Nimbs von mir wollte. Als nämlich Seine Majeſtät der König im Jahre 1849 in Breslau die Rückkehr Ihrer Majeſtät der Königin erwartet hatte, war das Theatergebäude mit einer beſonders glänzenden Illumination geſchmückt geweſen. Faſt gleichzeitig, als die Nachricht davon in Berlin bekannt wurde, hatte Dr. Nimbs an mich geſchrieben

und die von mir umgearbeitete Oper „Cosi fan tutte“ verlangt, auch eine Angabe des Honorars erbeten. Da nun sowohl das Breslauer Theater als Herr Dr. Nimbs in trüber Zeit nichts weniger als loyale Gesinnung gezeigt, so freute mich die Nachricht von jener Illumination, und ich schrieb ihm, daß ich wegen Rückkehr zur gesunden Vernunft und wegen der Illumination gar kein Honorar verlangte, sondern mich freute, daß er nach besten Kräften meinen Allergnädigsten Herrn geehrt. Dieser Vorgang schien dem Dr. Nimbs ins Gedächtniß zu kommen, als er meiner in vorüberfahrender Stellung ansichtig wurde, und der Gedanke, vielleicht noch andere Stücke von mir ohne Honorar zu erhalten, hatte jene sonderbare Begrüßung veranlaßt. Mit dem Versprechen, jene Prophetensonne nicht zu vergessen, kehrte ich, ohne einen Freund besucht zu haben, nach dem Bahnhofe zurück.

So kurz eine Stunde am Arbeitstisch ist, so länglich wird sie in einer Bahnhofs-Restauration, wenn man sich bewußt ist, eigentlich ein Kurier zu sein. Ich holte daher eine russische Grammatik hervor und rekapitulirte die Gespräche. Auch eine sehr unterhaltende Beschäftigung, wenn man näher an der fünften als an der zweiten Null ist. Einen Trost hatte ich indessen während dieser Zeit. Mein Felleisen lag nämlich nicht auf, sondern unter meinen Knieen, was wegen der physikalischen Gesetze der Schwere und des Druckes sehr dankbar anzuerkennen war.

Endlich schlug die Stunde der Abfahrt, und das Felleisen wanderte in meiner Begleitung wieder in ein Coupé. Vergebens hatte ich dem Kondukteur einen Wink, das heißt zehn Silbergroschen, gegeben, daß er womöglich einen Platz neben mir leer lassen sollte. Bis zum Augenblick der Abfahrt sah es so aus, als ob diesmal mir der kühne Wurf gelingen sollte, aber „mit des Schicksals Mächten ist kein sicherer Bund zu flechten!“ Eben sollte es zum dritten Male klingeln, als das

Geſicht meines Berliner Reiſegefährten in die Coupéthüre herein ſah und rief: „Aber da iſt ja noch ein Platz, Herr Kondukteur! Und der Herr mit dem Sack iſt auch da! Na, wo der Platz hat, da werde ich wohl auch noch ſitzen können. Den Sack, ich wollte ſagen den Herrn, kenne ich ſchon!“ Achſelzuckend und mit einem entſchuldigenden Blick auf mich, in dem ſich die ganze ſchmerzliche Idee eines vergebens ausgegebenen Achtgroſchenſtücks malte, öffnete der Kondukteur, das Coupé war voll von Reiſenden nach Krakau und der Unglücksſack wieder auf meinem Schoße. Obgleich man Wiederholungen in einer Erzählung vermeiden ſoll, ſo muß ich doch noch einmal bemerken, daß er fünfundſechzig Pfund wog.

„Na da ſind wir ja wieder beiſammen. Das freut mich! Habe Ihr Etui da wirklich recht vermißt, während ich auf der Börſe war. Wäre mir ſehr lieb geweſen, wenn die Preiſe ein wenig mehr gedrückt geweſen wären, und dies hätte nicht fehlen können, wenn uns Ihr Sack mit ſeiner angenehmen Gegenwart erfreut hätte. Zanken ſich jetzt auf der hieſigen Börſe, ob ſie Juden zulaſſen ſollen oder nicht; war ſehr amüſant! Zanken ſich auch wegen der Bürgermeiſter-Wahl. Verträglichkeit ſcheint überhaupt hier in Breslau keineswegs chambre garni zu wohnen. — Iſt mir nur lieb, daß die Staatsbürgerin aus Guben mit ihrem jungen Geſangskünſtler nicht weiter mitgereiſt iſt. Ihr Sack iſt doch wenigſtens ſtille. Wenn der auch noch Töne von ſich geben könnte, denn würde er wirklich ſtören. — Bitte, meine Herren, etwas fou! hat keiner kein Feuer nicht? Nach dem Frühſtück iſt eine Cigarre äußerſt — — —!“

Schon wollte einer der Mitreiſenden in die Taſche greifen, als ein ältlicher Herr erklärte, er könne das Rauchen nicht vertragen und müſſe daher ſehr bitten, es zu unterlaſſen. Glücklicheres konnte mir nicht wohl begegnen, denn nun wendete ſich der ganze Strom der Beredſamkeit meines Berliners gegen den

hinter der Zeit zurückgebliebenen Greis drüben in der Ecke, und mein Sack hatte einige Stationen Ruhe. Ich wollte, ich hätte das auch von meinen Knieen sagen können.

Ohlau, Brieg, Oppeln und Cosel lagen bald hinter uns. Auf der Station Gleiwitz gab es aber Aufenthalt, denn die sämmtlichen Coupés wurden von Polizeibeamten durchsucht, weil von der Festung Silberberg zwei Staatsgefangene entkommen waren, mit deren Signalement alle Reisenden aufmerksam verglichen wurden. Einer derselben muß klein und dick gewesen sein; denn ich schien den Untersuchenden vorzugsweise verdächtig. Pässe und Paßkarten mußten produzirt werden, wobei ich bemerke, daß der Polizeibeamte in Potsdam, der meine Paßkarte ausgestellt, das Wort dick durch den ungleich höflicheren Ausdruck korpulent umgangen hatte. Mein Paß sowohl als meine Paßkarte imponirten dem oberschlesischen Fouché nur wenig, das mit offiziellem Siegel versehene Post-Felleisen aber desto mehr; denn flüchtigen Verbrechern pflegt das Hof-Postamt in Berlin durchschnittlich keine Depeschen anzuvertrauen. Durch diese unvermuthete Untersuchung war mein Name, mein Auftrag und die eigentliche Natur meines Felleisens den Mitreisenden bekannt geworden, und ich wurde nun mit Fragen über den Zustand der europäischen Politik bestürmt.

Da meine politische Wissenschaft aber nicht über die äußere Form meines Schoßkindes hinausging, so war ich so politisch, gar nichts zu wissen. Nur über Portugal kramte ich unglaubliche Nachrichten aus, die aber sämmtlich blinden Glauben fanden, da sie von einer offiziellen Person geäußert und von der schwerwiegenden Autorität meines Felleisens unterstützt wurden. Mein Berliner war von dem Augenblick an auffallend stille geworden. Auf der nächsten Station Ruda stieg er aus und hatte, als er wieder herein kam, eine preußische Kokarde an seiner Mütze befestigt, die vorher nicht zu bemerken gewesen war.

Bis Myslowitz hatte ich nun Ruhe vor ihm, denn mit

Leuten von der Regierung ſchien es der Handlungsreiſende doch nicht verderben zu wollen.

Ohne Myslowitz beleidigen zu wollen, kann man dieſen geographiſchen Punkt auf der Landkarte einen Flecken nennen, inſofern der Gedanke eines Fleckens, der ſich auf irgend einem Gegenſtande befindet, auch den Gedanken an Schmutz involvirt.

Von dieſer, im Zuſtande der Anfeuchtung beſonders aufdringlichen Formation erdiger Stoffe beſitzt Myslowitz einen anerkennenswerthen Ueberfluß, und vertheilt ſich derſelbe ſowohl auf den angeblich gepflaſterten Straßen, als in dem Innern der Häuſer, von denen indeſſen damals nur zwei dieſe ſtaatswirthſchaftliche Bezeichnung verdienten, und dieſe beiden waren Hotels, welche ſich gegenſeitig mit lebhaftem Brotneide beſchäftigten. In dem einen, bei Herrn Freund, hatte Seine Majeſtät der König bei der Hinreiſe nach Warſchau gewohnt, worüber begreiflich das andere, Herr Kraezzer, empört war. — Ein ſpekulativer Hausknecht des letzteren bemächtigte ſich meiner und führte mich triumphirend vor dem Hotel Freund vorbei in das Hotel Kraezzer. Ich war bereits durch mein Felleiſen ſo windelweich und ſanft geworden, daß ich alles mit mir und meinem eigenen Gepäck machen ließ, wenn nur keiner meinen Depeſchen in die Nähe kam. Unter Verſicherungen der vortrefflichſten Bedienung und einigen brotneidiſchen Bemerkungen gegen das Hotel Freund, welches denn doch nicht alles allein ſchlucken könne, wurde ich in ein Zimmer geführt, in welchem einige weibliche Mitglieder der Hoteldienerſchaft unter annuthigen, aber polniſchen Geſprächen beſchäftigt waren, zu ſcheuern oder, wie der Wirth ſagte, die Dielen naß aufzunehmen. So beſchönigend dieſer Ausdruck auch klang, ſo war er doch eine ſchreiende Lüge, denn die Dielen ſchwammen buchſtäblich im Waſſer. Mein beſcheidenes Bedenken gegen die Möglichkeit, in einem friſch geſcheuerten Zimmer zu ſchlafen, wurde durch die einfache Bemerkung niedergeſchlagen, daß kein anderes Zimmer

leer sei und ich daher froh sein solle, überhaupt in Myslowitz ein Unterkommen zu finden, da der heutige Bahnzug viele Passagiere gebracht, die doch sämmtlich untergebracht sein wollten.

Ein Blick aus dem Fenster auf die Häuser der Stadt überzeugte mich, daß schwerlich anderweitig ein Unterkommen zu haben sein werde, und ich entschloß mich daher, das Zimmer zu behalten. Einstweilen könne ich ja, so wurde mir vorgeschlagen, unten in dem Wirthszimmer bleiben. Hatte ich mein Felleisen hinauf geschleppt, so konnte ich es jetzt wieder hinunter schleppen. Mein eigenes Gepäck ließ ich dagegen, nachdem ich Bücher und Schreibgeräth herausgenommen, oben, empfahl aber noch Oeffnen der Fenster und Einheizen, damit der feuchte Dunst möglichst schwinde. Nach dem jedenfalls anspruchslosesten Abendessen setzte ich mich, um jener Feuchtigkeit oben möglichst Zeit zum Schwinden zu lassen, an das Pult des Wirthes und schrieb das Programm für einen doch immerhin möglichen Warschauer Vorlesungsfall. In der Hast und Eile hatte ich eine ganze Bibliothek in meinen Koffer geworfen, Manuskripte und Bücher von Duodez bis Folio. Aus diesen wurde jetzt gewählt und das Programm mit Eleganz, aber unter erschwerenden Umständen, namentlich durch den vollständigen Mangel eines landesüblichen Lineals, konfektionirt. Da meine Handschrift für gewöhnlich eine empörende ist, für jenes Programm aber eine zeitraubende war, weil ich mir Mühe geben muß, lesbar zu schreiben, so wurde es Mitternacht, ehe das Literatur-Extrakt vollendet war.

Das Bereiten einer großen Streu in dem Wirthszimmer und das nicht zu Zubette-, sondern Zustreuegehen verschiedener Reisenden aus der oberschlesischen basse volée hatte mich durchaus nicht gestört. Wirth, Wirthin und Gäste hatten sich bereits zur Ruhe begeben; nur ein schläfriges polnisches Stubenmädchen harrte meiner noch. — Wie die Jungfrau von Orleans angeblich nicht ohne ihre Fahne kommen durfte, so durfte ich nicht ohne mein Felleisen zu Bette gehen. Ich wanderte, oder vielmehr es

anderte alſo wieder die Treppe hinauf. Als Beleuchtung rückte mir das mit polniſcher Redeweiſe behaftete Stubenmädchen n ungemein fließendes Talglicht in die Hand und wünſchte ir eine „dobre notsch“ oder etwas dem Aehnliches; was ich ir aus der Situation kombinirte.

In dem Zimmer war eine ſchwebende Hitze, weil wirklich ngeheizt worden war, um die Näſſe aufzutrocknen. Ich eilte aher, ohne mich weiter umzuſehen, an die Fenſter, um friſche uft einzulaſſen, die denn auch wirklich in ſo angenehmer Fülle reinſtrömte, daß mein ſchon halb ohnmächtiges Talglicht ſofort rloſch. Das war ſchlimm, aber eigentlich ein Vortheil, da h nun die Reize des Zimmers nicht mehr in ihrer ganzen ollkommenheit genießen konnte.

Nachdem ich im Dunkeln vorſichtig die Thür verſchloſſen, nn beim Abendeſſen hatte Herr Kraezzer erzählt, daß die aus ilberberg entſprungenen Verbrecher einen Förſter in der Um- gend auf die grauſamſte Weiſe ermordet, näherte ich mich dem ette, um mich auszuziehen, erſchrak aber nicht wenig, als mir ötzlich beim Abnehmen der Decke ein Strom polniſcher, alſo rchaus unverſtändlicher Worte entgegenquoll. Mein erſter edanke war an irgend einen der Silberberger, mein zweiter krampfhafter Griff nach meinem Felleiſen, das ich in der egend des Ofens deponirt hatte. Erſichtlich hatte ſich ent- eder ein ſpäter angekommener Reiſender oder ein Hausgenoſſe, öglicherweiſe aber auch ein Silberberger Förſtermörder in mein ette gelegt.

In der Poſſe: „Pagenſtreiche“ ruft der alte Herr v. Stuhl- in aus: „Großer Gott! habe ich mein Bette dazu, daß ſich eſtalten hinein legen?“ — Dieſe Worte von Gern geſprochen, er vielmehr von Gern geräuſpert, klangen mir in den Ohren. ch verſuchte es, dem vor mir in meinem Bette liegenden enſchlichen Weſen zu expliziren, daß er ſich im unredlichen eſitze einer fremden Lagerſtätte befinde; da beſagtes Weſen

aber deutschen Lauten unzugänglich war und immerfort polnischen Unmuth aussprudelte, so versuchte ich es mit Russisch; aber auch das ließ ihn kalt, natürlich die Bettwärme abgerechnet; ein Beweis, daß dieser Pole nicht aus dem Königreich Polen war, denn dort läßt ein russischer Naturlaut das Ohr eines polnischen Hörers nicht ungerührt und auch nicht unaufmerksam. So viel wurde mir klar, eine Verständigung mit diesem ungesetzmäßigen Inhaber meines Bettes war nicht möglich.

Was sollte nun aber geschehen? Das ganze Haus schlief bereits, und wenn es mir selbst gelungen wäre, den Mann wieder aus meinem Bette herauszubringen, so hatte der Gedanke, mich in das bereits von ihm benutzte Möbel hineinlegen zu müssen, wenig Fesselndes. — Eine prächtige Situation! — Ich dachte endlich, der Klügere giebt nach, und wollte wenigstens mein Talglicht wieder anzünden, um denn doch um mich her sehen, Terrain und Gegner rekognosziren und mein Felleisen vor jedem Angriff wahren zu können. — Im Ofen glühten noch Kohlen und mit Hülfe eines abgerissenen Stückes der Breslauer Zeitung, die bekanntlich in Behandlung brennender Fragen viel leistet, brannte bald darauf mein Talglicht. Kaum wurde es hell im Zimmer und konnte ich die Gegenstände nothdürftig unterscheiden, so begann der Bettlägerige ein erneutes Ausspruddeln unverständlicher Worte, die ich fortfuhr nicht zu verstehen. Die Helle schien den Schlafenwollenden zu stören, und da ich davon weiter keine Notiz nahm, sondern mich, mit meinem Felleisen bewaffnet, auf das bewundernswürdig harte Sopha setzte, so ging mein Stubenbursche von wahrscheinlichen Verbal-Injurien zu einer unter diesen Umständen realen Injurie über, erhob sich, in malerischer Drapirung des urwüchsigen aller Kleidungsstücke, von seinem, das heißt eigentlich von meinem Lager und pustete mit einem entsetzlichen Luftstoß das Licht wieder aus.

Meine bisher schon geringe Achtung vor Talg sank durch

ese Exhalation des Myslowitzer Fabrikats noch tiefer, und
) freue mich, daß oberschlesische oder polnische Grenz-Talglichte
cht zu meinen täglichen Bedürfnissen gehören. Diese resolute
hat meines Konkurrenten in nächtlicher Ruhe bewies mir in-
ssen, daß ich es mit einer entschlossenen Persönlichkeit zu thun
ıbe. Brömmelnd und wahrscheinlich schimpfend schlurrte ge-
ınnte Persönlichkeit wieder in mein Bette und überließ es mir,
ern von demselben darüber nachzudenken". Wollte ich überhaupt
ch ein paar Stunden schlafen, so mußte ich gute Miene zum
ısen Spiele machen und auf meinem Brettergerüst, angeblich
opha genannt, einzuschlafen suchen.

Wenn das Sprichwort wahr ist: „Mai kalt und naß,
llt dem Bauer Scheun' und Faß", so müssen die Bauern im
:rbste dieses Jahres sehr volle Fässer gehabt haben; denn
ußen goß es in Strömen, und der Wind peitschte die Schlacken
das Fenster. Geht es mir schlecht, so ist es mein Prinzip,
mer an solche Lagen zu denken, in denen es mir noch schlechter
)en könnte. Dazu gehörte in diesem Falle die Annahme: wenn
draußen auf der Straße läge — ein in Myslowitz besonders
derdrückender Gedanke; denn hier wäre eine Niederlage flecken-
nigender Seife vorzugsweise wünschenswerth, um diesen Flecken
erhaupt zu reinigen. Uebermüdet schnallte ich mir die beiden
emen des Felleisens um die Beine, damit ich nothwendig
achen mußte, wenn jemand es berühren wollte. Vergebens
:itete ich mein gutes Gewissen über die Sophalehne, sie wurde
durch als Ruhekissen durchaus nicht sanfter.

Die gequälte Natur spricht endlich auch dem Mangel an den
wohntesten Bequemlichkeiten Hohn, und ich schlief wirklich etwas
ch 1 Uhr ein, verharrte aber in diesem, eben noch so sehr
ehnten Zustande nur sehr kurze Zeit. Plötzlich fehlte mir die
ft; konvulsivisch erwache ich und fühle, daß ein menschliches
esen mir mit vehementem Drucke die Nase zuhält. Jetzt wußte
, woran ich war! Ich habe nämlich die störende Angewohn-

heit, ſchonungslos zu ſchnarchen. Bekanntlich iſt das beſte, leider auch kräftigſte Mittel gegen dieſe Untugend das Zuhalten der Naſe. Es hilft ſchon deswegen radikal, weil unausbleiblich ein Aufwachen damit verbunden iſt, was freilich durch eine Ohrfeige oder irgend eine andere körperliche Zumuthung eben ſo vollſtändig zu erreichen wäre. — Die Kenntniß dieſes Mittels ſchien ſich nun aber, wie Figura zeigte, keineswegs auf die Völker germaniſcher Zunge zu beſchränken, ſondern auch Beſitzer ſlaviſcher Zungen von ſeiner Zweckmäßigkeit überzeugt zu haben. Kurz ich wachte wieder, und mein Naſendrücker ſchlurrte wieder brömmelnd in mein Bett. — Dieſe erheiternden Zwiſchenſpiele wiederholten ſich noch einige Male, nur mit der Abwechſelung, daß die dabei ausgeſtoßenen Reden jedesmal heftiger wurden, alſo auch eine Steigerung für das Intereſſe eintrat, und zwar um ſo mehr, als ich in verſchiedenen Büchern geleſen hatte, daß im Oſten Europas die ultima ratio „körperliche Züchtigung" nicht außer aller Berechnung bei geſellſchaftlicher Unterhaltung mit Polen liegt. Iſt dies aber ſchon beim Unterhalten möglich, wie viel eher beim Zuhalten, noch obendrein einer Naſe.

Die erſte Nacht mit meinem Berliner, der Gubener Amme und dem chemiſchen Präparat-Juden war ſchon ſchlimm geweſen, die zweite aber mit meinem polniſchen Zuhalter ließ ſich doch noch ſchlimmer an! Von Schlaf war unter dieſen Umſtänden natürlich nur intermittirend die Rede, bis endlich um drei Uhr der Tag anbrach. Mein vis-à-vis ſchien auch zu dem Einſehen gekommen zu ſein, daß es ſich in illegaler Geſellſchaft ſchlecht ſchlafen laſſe, ſtand auf, zog ſich an und verließ unter lebhaften Exklamationen das Zimmer. — Gott ſei Dank! Jetzt konnte ich doch wenigſtens noch bis fünf Uhr ſchlafen, zu welcher Zeit ich geweckt werden mußte, um mit dem Sechs-Uhr-Zuge nach Granſee abzureiſen.

Mit dem ſüßeſten Bewußtſein, daß Polen, oder wenigſtens einer ſeiner Einwohner, nun doch für mich verloren ſei, verfiel

nen tiefen Schlaf, aus dem ich ganz zufällig, wahr-
weil mir die Sonne in das Geſicht ſchien, um drei
uf ſechs Uhr aufwachte. Ich wollte meinen Augen nicht
denn ich hatte mich feſt auf das Wecken verlaſſen, als
Zeiger meiner Uhr auf dem ſo verhängnißvollen Punkt
t ſah. An der Klingel reißen, alles oberflächlich zuſammen-
ie Treppe hinunterſtürzen, ſehr grob werden, nach einem
chreien, unbeſehen die Rechnung bezahlen, war das Werk
Minuten. Von Erkundigen nach meinem Schlafkameraden,
Waſchen, Frühſtücken war keine Rede; denn der Gedanke,
ier die Zeit der Abreiſe verſchlafen zu haben, war doch
ämend. Ich hob mir alle Vorwürfe, Erkundigungen,
je der Unzufriedenheit bis zu meiner Rückkehr auf und
f der Eiſenbahn, daß die Gaſtwirthe in Myslowitz ſich
Geſchäft legten, die Reiſenden die Abfahrtszeit verſchlafen
, weniger um ihnen den längeren Genuß der umliegenden
önheiten, als ſich den Vortheil ihres längeren Aufent-
wenigſtens bis zum Abgange des nächſten Zuges, zu
n.

eilig ich begreiflicherweiſe war, ſo trieb das mit Reiſe-
beſchwerte Pflichtgefühl mich doch noch in das Poſtbüreau,
a dort geſammelte Briefe mitzunehmen. Ein junger,
n noch nicht ausgeſchlafener Poſtbeamter ließ mich hier
ten Male mein hierarchiſches Abhängigkeitsverhältniß
Mit außerordentlicher Geringſchätzung behandelte der
sgeſchlafene Mann von der Feder den leider ebenfalls
3geſchlafenen Mann vom Felleiſen und drückte den Stachel
rordnung, wenn auch nur der vorübergehenden, tief in
iſch des Gelegenheitskuriers.

chdem ich mich hatte mit Geringſchätzung behandeln laſſen
klich noch einen Brief erhalten hatte, ſtürzte ich gerade
: dem letzten Zuge der Klingel in das Coupé und befand
ıf Minuten darauf im Kaiſerthum Oeſterreich. Wie mit

einem Zauberſchlage war die Gegend, inſoferne bei Czaczkowo überhaupt noch von Gegend die Rede ſein kann, eine andere geworden. Es war, als ob die politiſche Grenze ſich bis in das Innere der Erde erſtreckte; denn bei Myslowitz Kohlenbergwerke, Kohlenbrüche, rauchende Fabrik-Schornſteine, unmittelbar jenſeits der Brücke aber keine Spur mehr von Induſtrie, nicht einmal mehr Sandgräbereien, die doch gewiß dort einen äußerſt lohnenden Ertrag liefern müßten.

Da man ſehr bald in Czaczkowo iſt, ſo hat man nicht viel Zeit, über dieſen Unterſchied nachzudenken, freut ſich aber im allgemeinen, daß die politiſche Grenze gerade ſo glücklich auch die mineraliſche und induſtrielle getroffen hat. Ich bemerke indeſſen, daß dieſe Freude eine rein dieſſeitige iſt.

Auf dem Bahnhofe zu Czaczkowo durften diejenigen Reiſenden, welche nach Rußland wollten, nicht ausſteigen, obgleich dies durchgängig der Wunſch der Reiſenden war. Da aber nicht allein der Wunſch, ſondern die Reiſenden ſelbſt ebenfalls nur durchgängig waren, ſo poſtirte ſich an jedes Coupé ein Soldat „von der Finanzwache" — die zu meinem nicht geringen Erſtaunen Pickelhauben nach preußiſchem Muſter, wenn auch nicht nach preußiſchem Zuſchnitt, trugen. Das fiel mir um ſo mehr auf, als die öſterreichiſchen Militär-Zeitſchriften ſich ſeit einem Jahre abmühten, die Einführung der Helme in die öſterreichiſche Armee dadurch zu verhindern, daß ſie behaupteten, dieſelben ſeien unzweckmäßig. Wie figura oder vielmehr figurae zeigten, ſchien die preußiſche Pickelhaube aber doch dazu beſtimmt zu ſein, die Reiſe um die Welt zu machen.

Ob es auf dem Bahnhofe in Czaczkowo Kaffee oder ähnliche Einrichtungen giebt, kann ich nicht angeben. Man hielt ſich nicht lange mit uns auf, und nun flog der Zug der ganz nahen ruſſiſchen Grenze zu. Neben dem Grenzpfahl ſtand ein Koſak, der den Säbel präſentirte, als der Zug vorüber brauſte, wahr-

inlich auf die mögliche Annahme hin, daß doch vielleicht auch Offizier in einem Coupé ſitzen könnte.

Am Ufer des Grenzfluſſes war eine Baracke errichtet, in lcher eine Kompagnie des Erivanskiſchen Jäger-Regiments tonnirte. Hinter derſelben ſtanden die Zelte einer anderen mpagnie, welche bei der Ankunft Seiner Majeſtät des Königs t Preußen die Ehrenwache gegeben hatte. Die Mannſchaften der waren beſchäftigt, ihre weißen Beinkleider zu waſchen, bei ſem Wetter ein unverantwortlicher Leichtſinn und ſogar eine maßung den unzweifelhaften Witterungsverhältniſſen gegen- :r. Bei dieſer häuslichen und ökonomiſchen Beſchäftigung leißigten ſich die Soldaten eines Negligés, das abſolut nicht iter zu treiben war und lebhaft an eine Militär-Schwimm- ule erinnerte, aber ohne Bademäntel.

Jetzt erſt, in einem fremden Staate, fühlte ich die ganze rantwortlichkeit meines Felleiſens und nahm ein gewiſſes lzes und unzufriedenes Weſen an, das nach Goethe andeuten l, daß man aus einem edlen Hauſe iſt. Ein uniformirter amter, zwar dies iſt in Rußland kein Unterſcheidungszeichen alſo ein Beamter ſchlechtweg — führte mich in das Zimmer, die Effekten der Reiſenden unterſucht werden ſollten und n Koffer bereits auf dem Tiſche ſtand. Da mir der Paß ın vor dem Ausſteigen aus dem Coupé abgenommen worden r, ſo gab es gleich Weitläufigkeiten, als ich erklärte, „Kurie- n Depeschami“, auf Deutſch „als Kurier mit Depeſchen“, zu en, der nach völkerrechtlichen Ideen nie viſitirt werden darf. ı Kurier ohne Uniform war den Herren von der Douane chtlich etwas ganz Unſtatthaftes, und es erfolgte eine weit- ſige Expektoration. Die preußiſchen Kuriere pflegen nämlich : Oppeln aus gerade über die Grenze nach Czenſtochau zu en, wodurch ſie die Nacht in Myslowitz ſparen und mit dem ihzuge nach Warſchau kommen. Stolz verwies ich alle eifel auf meinen Paß und auf die Dienſtſiegel meines Fell-

eiſens und beſtand auf Nichtöffnung meines Koffers, ſowie meines Parapluie-Futterals.

In meinem Paſſe ſtand nur „Notre conseiller de cour se rendant, pour des affaires de service, à Varsovie“ — nebenbei geſagt, würde Conseiller aulique ſprachliche Autoritäten für ſich haben. — Von einer Beamtung als Kurier war aber nicht die Rede, und Hofräthe ſind auf jeder Grenze durchſuchungsfähig, ſelbſt alliirte und freundnachbarliche Hofräthe. Die Sache fing an, eine bedenkliche Wendung zu nehmen. Schon war man ruſſiſcherſeits ſo weit, die Oeffnung meines Felleiſens zu verlangen, nur um ſich zu überzeugen, daß keine Kontrebande, ſondern wirklich Depeſchen darin ſeien; da wollte mein gutes Glück, daß Seine Königliche Hoheit der regierende Großherzog von Mecklenburg-Schwerin auf dem Perron erſchien, um mit dem nächſten Zuge über die Grenze zurückzukehren. „Wo kommen Sie denn her, Schneider?“ — Mit dieſer Anrede waren alle Zweifel der ruſſiſchen Douaniers gelöſt, und als das Geſpräch noch länger dauerte, Seine Königliche Hoheit mich dem Rittmeiſter und Flügel-Adjutanten Fürſten Galizin vom Stabe des Fürſten-Feldmarſchalls empfahl, der den erlauchten Gaſt bis zur Grenze begleitet hatte, da trat bei den Viſitirluſtigen eine weſentliche Veränderung ein, die mich, den Viſitirunluſtigen, entſchieden erfreute. — Fürſt Galizin lud mich zu einem Thee ein, und ſofort ging alles am Schnürchen. Es iſt doch ſchön, wenn man mit zur Regierung gehört!

Um 9 Uhr ging der Zug ab. — Ich unterrichtete mich ſo viel wie möglich über Warſchau, was ſich um ſo leichter thun ließ, als Fürſt Galizin ganz allein mit mir in einem Coupé erſter Klaſſe fuhr, mein Felleiſen begreiflich nicht mehr auf meinem Schooße, ſondern maleriſch hingegoſſen neben mir lag. Wir blieben auch bis Piotrikau allein, wo ein unbeſchreibliches Diner eingenommen wurde. Hier ſtieg eine Dame in ungemein moderner, faſt prächtiger Toilette, mit einer ruſſiſchen Amme und zwei

ı ein. Es ergab ſich ſogleich, daß ſie die Gattin eines
:n ſei, deſſen Regiment bei Lowicz im Lager ſtand, und
zur großen Parade dorthin reiſte, um den Kaiſer zu
Preußiſche Regiments-Damen ſind ſchon ſehr gut in der
ſte bewandert, namentlich was die Avancementsverhältniſſe
; dieſe ruſſiſche Polkownika aber ſetzte mich doch in Er-
. In ihrer angeſtrengt fließenden und nicht einen Augen-
ɔckenden Unterhaltung mit dem Fürſten Galizin gab ſich
:nntniß der zuletzt geſchehenen Avancements, eine Wahr-
chkeitsberechnung der nächſt zu erwartenden, eine Dienſt-
ß, eine Uniform-, Litzen-, Kragen- und Knopfwiſſenſchaft,
heil über gutes Abſchneiden beim Exerziren, über Kranken-
nd Fourage-Rationen kund, die mich mit Ehrfurcht vor
litäriſchen Verhältniſſen Rußlands erfüllte, da es ſolche
ınikas in ſeiner Armee zählt.
:ieſe dienſtlichen Unterhaltungen der Regiments-Kommandeuſe
m Flügel-Adjutanten wurden zwar hin und wieder durch
er alle Beſchreibung kühnen Sprünge und Kapriolen des
Kindes geſtört; die Mutter ließ ſich aber nicht ſtören,
ı ſuchte durch Darſtellung der ſchlechten Quartiere ihres
:s die Verwendung des Fürſten-Rittmeiſters bei dem
ı-Feldmarſchall für eine Verlegung des Regiments anzu-
. Das zweite Kind, wie ſchon erwähnt, unter Obhut
ɔurchaus nicht hervortretenden Amme, ſchlief den ganzen
ıis nach Skierniewice, von wo die Eiſenbahn nach Lowicz
gt. Das erſte, leider auch ſchon erwähnte Kind ſchien
n ſchon in zarteſter Jugend nachhaltigen Unterricht in der
ınſt erhalten zu haben; denn der holde, blond gelockte,
ungezogene Knabe erging ſich in der That in den
ıerregendſten Equilibrien, die nur den einen, aber wirk-
ılebelſtand hatten, daß ſie zum Ausgangspunkt als Anſatz-
ewiſſermaßen als Trampolinbrett jedes Mal meine Kniee,
Füße, Arme, eventuell meine Schultern wählten. Die

Mutter, die so glücklich war, bereits an solche körperliche Uebungen gewöhnt zu sein, schien dies auch bei anderen voraus zu setzen und schenkte daher den schäkerhaften Bewegungen ihres Lieblings keine Aufmerksamkeit. Ich wollte nicht empfindlicher scheinen als der, wie es schien, für dergleichen abgehärtete Rittmeister, duldete also schweigend, aber mit innerlichem Raisonnement die Voltigen des kleinen Russen, den Gavarni in seinen geistvollen Illustrationen des „enfant terrible“ gewiß auch illustrirt haben würde, wenn die Anwesenheit eines Gavarni in Piotrikau oder Skierniewice überhaupt anzunehmen wäre. — Da die Polkownika so außerordentlich wohl über die inneren Verhältnisse der russischen Armee unterrichtet war, so bereicherte ich meine Kenntnisse unbemerkt und erfuhr so manches, was mich für die bevorstehenden militärischen Schauspiele vortrefflich orientirte.

Als die Dame einstieg, hatte Fürst Galizin sowohl als ich die bis dahin geraucht Cigarre weggeworfen, die an und für sich schon in der ersten Klasse eine Ueberschreitung war. Als nun die Unterhaltung über wahrscheinliche und hoffentliche Avancements beim 2. Infanterie-Korps und namentlich bei der 2. leichten Kavallerie-Division im Gange war, sah ich dem wie ich Entbehrenden an, wie er mit sich zu Rathe ging, auf welche Art wohl die Billigung fortgesetzter Rauchvergnügungen von der Dame zu extrahiren wäre. Es kamen dabei natürlich allerlei Rangverhältnisse zur Sprache, denn in Rußland ist das Tschinu Tschina potschitagit, zu Deutsch: „Ein Rang respektirt den andern!“ für alle gesellschaftlichen Verhältnisse maßgebend. Er war zwar nur Rittmeister und die Dame Oberstin und Regiments-Kommandeuse, dafür war er aber Fürst, Flügel-Adjutant und, was fast noch mehr sagen wollte, in der militärischen Umgebung des Fürsten-Feldmarschalls; die Hauptsache war indessen, daß sie ein Mitglied des schönen und er des demnach häßlichen Geschlechts war.

Kurz, er ſchien zweifelhaft, auf welche Weiſe er die Extra-
irung jener Raucherlaubniß bewerkſtelligen ſollte, ohne ſich und
iner „gelehrten Kante“ etwas zu vergeben. Die Uniformen
er Offiziere aller wiſſenſchaftlichen Korps ſind nämlich am
ntern Theil des Kragens mit einem farbigen Paſſepoil verſehen,
elcher „utschonni kant“, zu deutſch „gelehrte Kante“ ge-
nnt wird.

Die Art und Weiſe nun, wie mein Reiſegefährte zum Ziele
m, ohne ſich einer abſchlägigen Antwort auszuſetzen, gab mir
n Beweis, daß er ſeine „gelehrte Kante“ mit vollem Rechte
ug. Gäbe es eine „kluge Kante“ oder noch beſſer eine
ſiffige Kante“, vielleicht für Kriegsliſten, ſo wäre auch dieſe
i ſeiner Uniform wohl angebracht geweſen. Als nämlich die
ame ſich bei der Schilderung der ſchlechten Quartiere auch
Schilderungen der Entbehrungen erging, welche die Offiziere
res Regiments ſich auferlegen müßten, brachte Fürſt Galizin
s Geſpräch mit Geſchick auf die Art und Weiſe, wie der
emahl der Dame denn eigentlich in einer ſo ſchlechten Garniſon
nen Tag zubringe. Die Antwort war nun freilich keine er-
uliche; kaum hatte aber die nichts Arges ahnende Polkownika
s unvorſichtige Wort heraus: „Nicht einmal ſeine Pfeife kann
in armer Mann mit Ruhe rauchen“, ſo zog der aufmerkſam
thörende auch ſchon vom Leder, das heißt, zwei Cigarren aus
n ledernen Etui und reichte mir eine mit den Worten: „Da
: Herr Oberſt raucht, ſo iſt die Frau Oberſtin an das Rauchen
wöhnt; es wird ſie alſo nicht geniren, wenn wir uns eine
garre anzünden.“

Mit einem unbeſchreiblichen Blick merkte die Polkownika
Ueberrumpelung, und wäre die „Umgebung des Fürſten
ld-Marſchalls, der Fürſt und die gelehrte Kante“ nicht ge-
ſen, ſo hätte doch wohl eine Bemerkung von Seiten des
heren Dienſtranges ſtattgefunden; ſo aber löſte ſich das ſauer-
ie Lächeln der Dame in den bläulichen Dampfringeln unſerer

Cigarren auf und ging alles ganz friedlich von
— Von Skierniewice aus füllte ſich das Coupé mit
aus dem Lager bei Lowicz und mit der Familie eines
Gutsbeſitzers aus der Nachbarſchaft, die ſich zu der hei
angeſagten Illumination in Lazienki nach Warſchau
wollten.

So flogen wir der Hauptſtadt entgegen, der wir
das Schlachtfeld der Wolaer Schanzen näherten. Zwi
Kirchdorfe Wola ſelbſt und dem durch Munifizenz de
errichteten Denkmale für die bei der Erſtürmung W
gefallenen ruſſiſchen Krieger führt die Eiſenbahn ge
das Schlachtfeld ſelbſt, und einzelne Erdwälle erinnerte
berühmten Schanzen, welche eben ſo tapfer vertheidigt,
lich dennoch tapfer erſtürmt worden waren. Was ha
Vernet in ſeinem wunderbaren Bilde künſtleriſch a
flachen Gegend bei Wola zu machen gewußt?! Wie
Stempel des Genies auf dieſer Darſtellung und Gr
Mit Freude fanden die ruſſiſchen Offiziere mich über d
momente des Kampfes orientirt, und mit Zuvorkommen
vollſtändigten ſie, zum Theil aus eigener Anſchauun
Kenntniß. Ernſt und einſam beherrſcht das ſchwarze
in ſeiner maſſiven, ſchweren Form das jetzt im reichſten
ſchmuck des Frühlings prangende Feld jenes Entſcheidung
Wäre mir ein nur irgend längerer Aufenthalt in Warſ
ſtattet geweſen, ſo würde ich gewiß nicht verſäumt ha
Denkmal genauer in Augenſchein zu nehmen, um ſo
als der Kaiſer auf allen ruſſiſchen Schlachtfeldern ähn
wenn ich recht gehört habe, gleiche Monumente hat
laſſen.

Der preußiſche König (prusski karol) war neb
militäriſchen Unterhaltung in aller Munde. Man erz
was er geſagt, wie er ausſehe, ob er Aehnlichkeit n
kaiſerlichen Schweſter habe, was alles zu ſeiner Unt

in Warſchau veranſtaltet worden ſei und noch veranſtaltet werden würde. Zu dem Bevorſtehenden ſollte auch eine Dſchigitoffka oder Scheingefecht zu Pferde gehören, zu welchem auf dem Bahnhofe der letzten Station vor Warſchau ausgeſuchte Mannſchaften des muſelmänniſchen Regiments verſammelt waren, welche dort aus ihrem Garniſonorte Sochaczew hingekommen waren und weitere Befehle aus Warſchau erwarteten. Sie hofften, am anderen Tage um 12 Uhr dazu befohlen zu werden; da aber Sonntag war, ſo glaubte ich einige beſcheidene Erfahrungszweifel ausſprechen zu müſſen. Ungläubig wurde ich angeſehen und mir erwidert: „Aber es iſt befohlen worden!“ Ein Umſtand, der an der Weichſel, wie am Irtiſch, in Piotrikau, wie in Irkutsk den Gedanken an eine Abänderung vollſtändig und dauerhaft ausſchließt. Das war auch die Station, wo zwei meiner Reiſegefährten, deren Anweſenheit auf dem Bahnzuge ich überhaupt erſt in Czenſtochau erfahren, von den Muſelmännern mit Kenneraugen und aufmerkſam gemuſtert wurden.

Es war nämlich ein Paar Pferde aus dem königlichen Marſtall in Potsdam, welche Seine Majeſtät der König zum Geſchenk für den Fürſten Feldmarſchall nach Warſchau zu ſenden befohlen hatte. Ich hörte von dieſen vierfüßigen Paſſagieren erſt, als ich ganz erſtaunt die königlich preußiſche Livree der Stallbedienten in einem der Wagen erblickte, und freute mich, den Muſelmännern meine zoologiſchen Landsleute vorſtellen zu können. Dieſe Vorſtellung fand unter erſchwerenden Umſtänden ſtatt, inſofern die Muſelmänner nur mühſam durch die halb geöffnete Thür des Stallwagens oder Wagenſtalles hineinſehen konnten, die Pferde aber ſich in einer offenbar gereizten und unfreundlichen Stimmung befanden; wahrſcheinlich war ihnen die Art des Transports unangenehm. Mit allerlei zärtlichen Gurgeltönen, vermuthlich gruſiniſchen Liebkoſungen, wollten die irregulären Söhne irregulärer Gegenden die Thiere ſtreicheln; die Pferde ſchlugen aber die ſtreichelnde Hand aus, und wenn

Pferde etwas ausſchlagen, ſo findet man ſich oft ſehr unangenehm berührt.

Einer der Offiziere in meinem Coupé ſprach mit den Muſelmännern eine Sprache, die durchaus nicht wohlklingend zu nennen war; es war eben Gruſiniſch. Wie hätte wohl Karl V. dieſe unverantwortliche Anhäufung von grunzenden, gurgelnden Hauch-, Ziſch-, Naſen- und Kehl-Tönen genannt? er, von dem man den bekannten Ausſpruch beſitzt:

La lengua castellana es la lengua de los diosos.
La lengua italiana — de los amorosos.
La lengua francesa — de los cortezanos.
La lengua alemana — de los caballos.
La lengua ingleza — la lengua de los puercos.

Da eine weitere Steigerung nach unten nicht möglich iſt, ſo ſcheint Karl V. nie Gruſiniſch gehört zu haben. Durch den Offizier erfuhr das Coupé, daß einer der Muſelleute vor kurzem geheiratet habe, und zwar ein Mädchen aus Sochaczew; eine unzweifelhaft gemiſchte Ehe, da die Polin deswegen keine Muſelfrau geworden, ſondern Katholikin geblieben war. Das Familienverhältniß muß mit der Zeit noch gemiſchter werden, da nach ruſſiſchem Geſetz die Muſelkinder in der griechiſchen Religion erzogen werden müſſen.

Ich hatte das Regiment 1835 in Kaliſch geſehen, fand aber, daß es ſich in ſeinem Aeußern ſehr verbeſſert hatte. Die Farben der Kleidung waren zwar immer noch verſchieden, aber der Schnitt übereinſtimmend, die Waffen glänzender, die Haltung und das Benehmen der Leute bedeutend anders als früher. Vor ſechszehn Jahren war es ein intereſſantes, jetzt war es ein imponirendes Korps geworden. Schade, daß es zu keiner Dſchigitoffka kam. Es iſt ein Schauſpiel, das man ſo in Europa nicht zum zweiten Male ſieht.

Auf der letzten Station vor Warſchau brachte mir der Zufall einen Eindruck, der ſchmerzlich in meine immer froher ge-

wordene Stimmung, nun bald am Ziele zu ſein, eingriff. Da ein Extrazug von Warſchau erwartet wurde, ſo mußte unſer Zug länger als gewöhnlich warten. Um etwas friſche Luft zu ſchöpfen, die bei einem ganz gefüllten Coupé ſtellenweiſe denn doch wirklich ein Bedürfniß wird, hatte ich mich, natürlich toujours in Geſellſchaft meines Felleiſens, auf eine Bank des Perrons geſetzt und beobachtete das lebendige Treiben um mich her; denn ſo ſpärlich beſetzt der Zug von der Grenze bis Skierniewice geweſen, ſo voll wurde er, je mehr wir uns der Hauptſtadt näherten.

Nicht weit von mir zog eine Gruppe meine Aufmerkſamkeit auf ſich, in der ich deutſch und zwar mit halb ſchwäbiſchem, halb pfälziſchem Dialekt ſprechen hörte. Zwei Frauen, offenbar Mutter und Tochter, in halb bäueriſcher, halb bürgerlicher Tracht, freuten ſich, einen jungen Mann wieder zu ſehen, der in Begleitung eines Mädchens mit dem letzten Zuge aus Warſchau gekommen war und jetzt den Extrazug erwartete, um ſeine Reiſe nach Czenſtochau fortzuſetzen. Die beiden Frauenzimmer trugen das Gepräge der Einfachheit und Beſchränktheit, der junge Mann das eines vollendeten Lüdrians, ſeine Begleiterin das der Unbedeutendheit.

Sehr gleichgültig ließen mich die Ausrufe des Erſtaunens und des Wiederſehens unter den drei Landsleuten. Aufmerkſamer wurde ich aber, als das junge Frauenzimmer plötzlich ausrief: „Ei du großer Gott, wohnt er denn bei ihr!?“ und dabei ſichtlich blaß wurde.

„Ei“ — erwiderte der Burſche mit einem Gemiſch widerwärtiger Schlauheit und ſcheinbarer Luſt am Böſen, „wo werd' ich Ihr dann deſch ſage? Geh' Sie nur zum Herrn Vetter, da wird Sie's ſchon höre. — Deſch kann ich Ihr aber ſage, erwarte thut Sie der Seppel nit. Es wird ihm ſein, als wenn ihn einer Dunnerkeil in d'Erden nei' verſchlägt, wenn er Sie und die Frau Mutter gewahr wird.“ —

„Siehkſt's" — meinte kopfſchüttelnd und traurig die Mutter — „I hab' Dir's wohl g'ſagt! — Höſt Di nit mit ihm einlaſſe ſolle — es hat mer doch g'ahnt!" —

„Gehe Se weg, Frau Mutter, wie kann i dann deſch denke! — Er hat mir's doch ſo heilig und g'wiß verſproche. Ach Gott! Ach Gott! was wird deſch vor a G'ſchicht werde! I hab' wohl g'hört, deſch er's mit einer hält; aber deſch er bei ihr wohnt, deſch hab' i doch nit g'dacht!" —

„I hab's Ihr auch nit g'ſagt. Beim Herrn Vetter wird Sie's ſchon erfahren. — Nu, was flennt Sie dann und hojappt, als wann deſch ein großes Unglück wär? Heut' Abend iſcht er beim Kommerſch mit allen Arbeiter aus d'Fabrik. Da geht's luſchti her. Es kümmert mi, deſch i nit dabei ſein kann!"

„Hat dann der Seppel all' die Sachen kriegt, die i ihm g'ſchickt?" —

„Ei g'wiſch! Er hat mi auch immer g'ſagt, deſch ſie von Ihr kämen." —

„Ach Gott! Ach Gott! wann er mi nur nit in der Schand' und im Unglück ſitze laßt!" —

Ein lautes Zanken zwiſchen einem Reiſenden und dem Kondukteur hinderte mich, mehr zu hören. Ich ſah bloß, wie das junge Frauenzimmer ſchluchzend den Kopf auf die Schulter der Mutter legte, und dachte an Goethes „Nachbarin, Euer Fläſchchen!" Unbeſchreiblich widrig war mir der junge Kerl, das vollkommene Bild eines verlüderlichten deutſchen Handwerksgeſellen, als er ſich von der Schluchzenden abwandte und einen Blick des nichtsnutzigſten Hohnes und des ſchadenfrohen Verſtändniſſes mit ſeiner Begleiterin wechſelte, die ſeiner würdig zu ſein ſchien.

Ich hatte zufällig einen tiefen Blick in ein Verhältniß gethan, von dem Heinrich Heine ſagen würde:

Das iſt 'ne alte Geſchichte,
Doch bleibt ſie ewig neu,
Und wem ſie gerade paſſiret,
Dem bricht ſie das Herz entzwei. —

Da pfiff die Lokomotive und trieb uns auf die verlaſſenen Plätze, mich in die frohe Geſellſchaft meines Coupés, die beiden Frauen auf den offenen Wagen der dritten Klaſſe in die Umgebung polniſcher Bauern, Viehhändler, Handwerksburſchen und Juden. Vor mir hatte ich nur Freude und Fülle zu erwarten, hinter mir ſaß ein gebrochenes Herz, und beide riß uns das fühllose Dampfungethüm mit Windeseile gleich ſchnell den nächſten Stunden entgegen. Wer auf einem Eiſenbahnzuge wüßte, wie viel Kummer und Herzensqual dicht neben ihm fährt! wie viel Glauben und Hoffnung dieſer „ſchnelle Leichenzug" der Enttäuſchung näher bringt!

Mich hatte der Vorgang recht trübe geſtimmt. Ein Glück, daß trübe Stimmungen auf Reiſen nicht lange anzuhalten pflegen, namentlich wenn wir an dem nahen Ziele Angenehmes erwarten. Endlich gegen 9 Uhr waren wir in Warſchau. Wäre der Aufenthalt in Breslau und in Myslowitz nicht geweſen, ſo hätte die Reiſe in dreißig Stunden von Berlin bis Warſchau zurückgelegt werden können, eine Möglichkeit, gegen die das Hotel Kraezzer in Myslowitz zuverläſſig proteſtiren würde.

Außerordentlich zuvorkommend wurde ich von einem Agenten der ruſſiſchen Regierung empfangen, der mich, noch ehe ich aus dem Coupé war, von der weiteren Aufbewahrung meines Paſſes befreite und mir verhieß, daß ich denſelben bei der Abreiſe wahrſcheinlich wiederſehen, bis dahin aber von dieſem offiziellen Beweiſe meiner bürgerlichen Unſchädlichkeit getrennt leben würde. Obgleich auch hier meine Nichtuniformirung den Zollbeamten ein Dorn im Auge war, ſo erkannten ſie meine Kurier-Echtheit doch an dem Felleiſen, deren ſie ſchon von ähnlicher Größe geſehen zu haben ſchienen. Für das Beſehen meines Koffers von

außen und für die Perſpektive meines Hut- und Regenſchirm-futterals mußte ich am Ausgange fünf Kopeken bezahlen; eine Einrichtung, die wahrſcheinlich zur Hebung des Gewerbefleißes in Polen dient.

Was die Induſtrie der Droſchken in Warſchau betrifft, ſo bedarf dieſe wohl kaum noch der Hebung. Mehrere Droſchken-bändiger riſſen ſich ſofort um mich, als ich aus dem Zollzimmer heraustrat, und hoben mich förmlich in den Wagen. Ein Träger war ſogar ſo vorſichtig, ſich gleich mit auf den Bock zu ſetzen, damit ich beim Ausſteigen nur ja ſeine Hülfe nicht entbehren möchte, und ſein Geſicht klärte ſich erwartend auf, als ich mit Stolz rief: „Nach Schloß Belvedere!“ Wahrſcheinlich kombinirte er aus dieſem Beſtimmungsorte ein weſentlich erhöhtes Trinkgeld heraus. Die Droſchke fuhr denn auch durch anmuthig klingenden Zuruf des Trägers an den Kutſcher in ſo furioſer Eile die lange Allee hinauf, daß eine andere Droſchke, die mit derſelben dringenden Nothwendigkeit aus einer Nebenſtraße hervorkam, einen Zuſammenſtoß veranlaßte, infolge deſſen mein Koffer in graziöſem Schwunge vom Bock heruntertaumelte und die Erde küßte, der Deckel aber dermaßen zerriß, daß mehrere Stiefel, namentlich ein lackirter Hofſtiefel, ſich auf dem Straßenpflaſter entwickelten. Krampfhaft hielt ich mein Felleiſen feſt, damit es nicht noch ſo kurz vor dem Hafen ſcheitere, und es hatte ſeine Schwierigkeiten; denn neben mir im Wagen bewegte ſich die Deichſelſpitze der feindlichen Droſchke und ſchnaubte ein Pferde-kopf ſeine Entrüſtung aus, während der Träger und der Kutſcher auf den etwas perplex ausſehenden feindlichen Roſſelenker, der aber eben ſeine Roſſe leider nicht gelenkt hatte, lospaukten. Der Träger brauchte dazu ſeine Fäuſte, ein paar Gegenſtände, die durch häufigen Umgang mit Koffern eben nicht weicher geworden waren, und der Kutſcher ſeine Peitſche, welche nach Beendigung der Unterhaltung aber keine Peitſche mehr war, ſondern nur die Andeutung eines ehemaligen Peitſchenſtockes gewährte. Dieſe

Gründe hatten den Geprügelten überzeugt, und ohne viel dabei zu reden, wurden die in einander gefahrenen Geschirre losgemacht, so daß wir uns bald aus dem Gesichte verloren. Höchst erfreulich, aber für vaterländische und noch mehr für vaterstädtische Begriffe auffallend war die außerordentliche Ruhe und gegenseitige Ordnungsliebe, die bei diesem Austausch verschiedener Ansichten herrschte. Es wurde nur wenig dabei gesprochen, und das Schimpfen fing erst an, als die Prügel vorüber waren und beide Droschken ihren Weg fortsetzten. Daß mein Koffer bei diesem unsinnigen Fahren beschädigt worden war, schien meinen beiden Führern von durchaus keinem Belange; wahrscheinlich waren sie an dergleichen gewöhnt, jedenfalls gewöhnter als ich. Der Träger gab sich auch weiter gar keine Mühe, die herausgefallenen Stiefel wieder hineinzustecken, sondern hielt sie ungemein schonend in der Hand, wobei es mir lieb war, daß der eine glänzend lackirte Hofstiefel obenauf zu liegen kam, damit meine Einfahrt in den Hof des Belvedere doch nicht zu unverhältnißmäßig aussah.

Es war schon dunkel geworden, als ich das beseligende Gefühl genoß, mein Felleisen zum letzten Male vom Wagen zu heben.

Die königliche Dienerschaft, welche nachgerade schon daran gewöhnt war, mich jeden Sonnabend Abend mit einer auch nicht kleinen Mappe im Vorzimmer des Königs erscheinen zu sehen, schien doch etwas frappirt, daß dies auch an einem Sonnabend in Warschau geschah; noch mehr frappirte sie aber das diesmalige Volumen der Mappe. Nach dem etwas angegriffenen Aeußern des Felleisens konnten sie es zwar nur für einen temporären Schonungsüberzug meiner jedenfalls eleganten Mappe halten; seine Größe ließ aber wenigstens sechs solcher Mappen im Innern vermuthen, eine Quantität von Vorlesungsstoff, der unter den dortigen Vergnügungsverhältnissen jedenfalls unwahrscheinlich erschien.

Von dem Augenblick meines Eintritts in das Belvedere bis mich alle zum Gefolge gehörigen Personen gesehen, welches letztere erst am Tage darauf mittags stattfand, wickelte sich die Frage: „Aber mein Gott, wo kommen Sie denn her?“ in angenehmer Ununterbrochenheit ab. Da die eigentlich eben so entsprechende, wie erledigende Antwort: „Aus Potsdam!“ indessen nur in den seltensten Fällen genügte, so versuchte ich nach und nach allerlei Umschreibungen, konnte aber über die eigentliche Veranlassung meiner Anherokunft aus dem einfachen Grunde keine befriedigende Auskunft geben, weil ich sie selbst nicht wußte.

Zum ersten Male trennte ich mich von meinem geliebten Felleisen, als der König auf die Meldung von meiner Ankunft befohlen, daß ich in seinem Zimmer erscheinen sollte; ich schickte es an den königlichen Reise-Postmeister Herrn Balde, der sich gerade im Belvedere anwesend befand, während ich in Reisekleidern dem Könige aus Potsdam berichten durfte. — Auch hier erfuhr ich noch nicht, weshalb ich eigentlich nach Warschau befohlen worden sei, und als ich wieder in das Vorzimmer trat, überkam mich der Gedanke, daß ich vielleicht demnächst mit demselben oder doch einem ähnlichen Felleisen den Weg wieder zurück zu machen haben würde. Dieser Gedanke hatte keine hervorragend angenehmen Seiten und fand auch leider keine Widerlegung, als ich den übrigen Herren vom Gefolge durch meine plötzliche Erscheinung ein unzweideutiges Erstaunen abnöthigte.

Wie ich beim Einpacken der Depeschen gegenwärtig gewesen war, so sah ich jetzt auch in dem Zimmer des Geheimen Kämmeriers Schöning das Ungeheuer sich entleeren, und wie der Inhalt nach seinen Adressen geordnet wurde.

„Und Brief auf Brief sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als sollte das Felleisen noch ein Felleisen gebären.“

Ich leugne nicht, daß mir nach den Erfahrungen der beiden letzten Nächte der Gedanke an die nächste nun vorzugsweise am

Herzen lag, und ich fühlte, daß es nach Ausſage des Kompagnie-Chirurgus Schiller im Menſchenleben Augenblicke giebt, wo man eine Frage frei hat an den Reiſe-Poſtmeiſter. — Schüchtern und nicht ohne ahnende Befangenheit wagte ich eine ſolche wegen meines Unterkommens während der denn doch nun zunächſt bevorſtehenden, ja zum Theil ſchon angefangen habenden Nacht. Nun kam aber das Ambiguum meines Verhältniſſes zur Sprache. Gehörte ich zum Hofſtaate? oder war ich bloß Beigeordneter eines Poſtbrief-Felleiſens? Als erſterer hätte ich die Ausſicht gehabt, umſonſt zu ſchlafen; als zweiter hatte ich die Ausſicht, möglicherweiſe wieder vergebens ſchlafen zu wollen. Eine wenig tröſtliche Perſpektive! denn nachgerade wurde der Schlaf eine Lebensfrage bei mir. Da niemand von meiner elektromagnetiſchen Berufung etwas wußte, die Räume im Belvedere für Extragäſte nicht ſo weit ausreichten, daß aus dem Belvedere ein Buondormire für verſpätete Potsdamer hätte werden können, ſo vertröſtete man mich damit, daß ſich wohl noch etwas für mich finden werde, wenn wir von der glänzenden Illumination in Lazienki zurückkehrten, wohin wir den König eben fahren hörten.

Mit einiger Niedergeſchlagenheit und „aus meinen ſtolzen Träumen Herabgeſunkenheit" vermied ich etwas zu eſſen, weil es nichts zu eſſen gab, und ging dagegen in Geſellſchaft der Herren pyrotechniſchen Genüſſen entgegen, die indeſſen kaum etwas materiell Sättigendes hatten. Statt der vielen pots à feu wäre mir ein pot au feu entſchieden lieber geweſen; und als der täuſchende Veſuv Feuer ſpie, konnte ich das antike Bild nicht los werden, daß ein feuerſpeiender Berg die Eſſe des Vulkans ſei. Eſſe! ein in meinem damaligen Zuſtande höchſt appetitliches Wort! — aber leider ohne alle reellen Folgen. Ich überzeugte mich dieſen Abend beim Feuerwerk in Lazienki, qu'il n'y avait qu'un Schwärmer de plus!

Die Illumination des ganzen weitläufigen Parks und das

gegen zehn Uhr abgebrannte Feuerwerk waren ſo großartig und überſchwänglich, wie man dergleichen eben nur in Rußland, und zwar da, wo der kaiſerliche Hof gerade gegenwärtig iſt, ſehen kann. Eine Beſchreibung würde ſehr matt ausfallen. Der flüchtige Glanz dieſer Girandolen gehört dem flüchtigen Augenblick an, und ein Bouquet von 10 000 Raketen am Schluß will geſehen und nicht geleſen oder mitangehört ſein. — Die Allerhöchſten Herrſchaften ſahen dem wunderbar reichen und ſchönen Schauſpiele aus den Fenſtern des Palais Lazienki zu; rauſchende Kavalleriemuſik ſpielte an verſchiedenen Stellen des Parkes und eine dichte, aber faſt lautloſe Menge bewegte ſich ohne die geringſte Störung hin und her. Man ſah nur frohe, theilnehmende Geſichter, hörte aber faſt kein lautes Wort. — Rufen, Jubeln, ſchlechte Witze, Roheiten, die in Berlin zum Beiſpiel mit zu jeder öffentlichen Luſtbarkeit gehören, kommen hier nicht vor. Wir ſahen auffallend wenig Polizeibeamte oder Gensdarmen und dieſe wenigen mit Ruhe, ja ohne alle Schroffheit die Ordnung aufrecht erhalten und die Bewegung regeln. Bewunderten wir das farbige Lichtmeer um uns her, ſo bewunderten wir dieſen Anſtand, dieſe Ruhe der Tauſende und dieſe Autorität der Wenigen faſt noch mehr. Ich weiß nicht, durch welche Mittel ſie hervorgebracht wird, wir ſahen wenigſtens keine dergleichen, die irgend wie auffielen. Das Reſultat war aber ein jedenfalls verwunderliches.

Mein Appetit hatte während des Zuſehens und Stehens in freier Luft durchaus nicht abgenommen, und als die letzte Rakete verpufft war, drängte ſich der Gedanke an Eßbares, ſowie die Sorge um ein Obdach wieder in den Vordergrund meiner augenblicklichen Weltanſchauung. Es wurde nun ein fürtrefflicher Thee in dem Zimmer des Geheimen Kämmeriers eingenommen und zwiſchen der erſten und zweiten Taſſe berathen, daß ich eigentlich und bis auf weitere Aufklärung in die Kategorie der Feldjäger gehöre. Wie die Gensdarmen ſtehen die Feldjäger

aber bekanntlich unter zwei sehr verschiedenen Autoritäten, einer militärischen und einer postalischen. Die erstere hätte mich direkt zu dem General-Adjutanten Seiner Majestät, Generallieutenant v. Gerlach, geführt, welcher indessen wahrscheinlich meine unmaßgebliche Sehnsucht nach einem Bette entschieden undienstlich gefunden haben würde. Die zweite führte mich unter die väterlichen Flügel des Reise-Postmeisters und dann in das Bette eines bereits wieder abgereisten Feldjägers. Das war etwas Greifbares, Faßliches! ich erklärte mich rasch zu einer poste restante! das heißt, bei der Post bleiben zu wollen.

Mit leichterem Herzen und noch erleichterteren Knieen bestieg ich mit Herrn Balde einen der stets beim Belvedere in Bereitschaft stehenden Wagen, und fuhren wir mit einer Eile, die mir zwar erwünscht, aber nicht begreiflich war, nach der Stadt zu. Kurz vor derselben bogen wir links ein und stiegen bald darauf in dem Hofe eines Hauses aus, dessen unteres Stockwerk ganz erleuchtet war. Fröhliche Musik und Gläserklang schallte uns entgegen. Der Herr Reise-Postmeister war nämlich in das Hotel Dominique einlogirt worden, ein Gasthaus, das hinsichtlich seiner Einrichtung kühn mit einer Berliner Ausspannung um den Vorrang streiten könnte. Die Eigenthümlichkeit und der Vorzug dieses Hotel Dominique bestand aber darin, daß es eigentlich ein Kaffeegarten oder Theegarten oder eventuell auch ein Biergarten war, in welchem die vorzugsweise heiteren Schichten der Warschauer Bevölkerung verkehrten. Da diese Schichten wahrscheinlich auch bei dem Feuerwerk gegenwärtig gewesen waren, dort aber aus irgend einem Grunde keine besonders lärmenden Ausbrüche ihrer Heiterkeit von sich gegeben hatten, so schienen sie dies in dem Hotel Dominique nachholen zu wollen, was ihnen, dem Gehör nach zu urtheilen, auch vollkommen gelang.

Unter allerlei beklemmenden Ahnungen erstieg ich die Treppe, denn eine abermalige, wenn nicht ganz oder halb, so doch viertel schlaflose Nacht stand wieder in Aussicht. Das verheißene Feld-

jägerbett befand ſich in dem Vorzimmer des angeblichen Salons, in welchem das Bett des Reiſe-Poſtmeiſters ſtand. Außer dem Vorzimmer war da noch ein Flur, den man eine Küche, oder vielmehr eine Küche, die man einen Flur nennen konnte, je nachdem ein gelegentlicher Bewohner Luſt hatte, ſich ſelbſt zu kochen. Jetzt erſt unterwarf ich meinen Koffer, der früher als ich das Warſchauer Pflaſter kennen gelernt, einer näheren Inſpektion und fand zu meiner dringenden Mortifikation, daß derſelbe eine höchſt entſtellende Bleſſur davon getragen. Von dem vehementen Schlage, den er beim Hinabſchleudern vom Bock des Wagens erhalten, waren die ſchon durch das eilige Zuſammenpacken in Myslowitz durcheinander gekommenen Sachen in eine wahrhaft grenzenloſe Unordnung gerathen. Hackländers „Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden" ſteckten in einem Pantoffel, und meine „Landpartie nach Sansſouci" befand ſich in der Tinte. Mein Reiſenecesſaire war nämlich zerbrochen, und die daneben gepackte Vorleſungsliteratur ſchwamm in allerlei Toilettenfeuchtigkeiten. Behſes „Geſchichte des preußiſchen Hofes und Adels und der preußiſchen Diplomatie" ſchwitzte Haaröl. Scheerenbergs Gedichte waren mir Pomade geworden, und ein Flacon Eau de Cologne hatte ſeinen Inhalt in den anderen Hofſtiefel ausgeleert. Bei der Entwirrung dieſer urſprünglich feuchten von den urſprünglich trockenen Stoffen und Gegenſtänden ſchwelgte ich in dem Gefühle beſchädigter Effekten und dadurch verurſachter Koſten. Glücklicherweiſe waren die weißen Weſten und weißen Kravatten nicht mit in die Verwirrung gerathen, ſo daß ich wenigſtens in dieſem empfindlichen Punkte für mögliche Verhältniſſe ruhig ſchlafen konnte.

Eben wollte ich den Koffer wieder ſchließen, als mir ein Brief in die Hände fiel, den ich kurz vor meiner Abreiſe aus Potsdam erhalten, da aber keine Zeit mehr zum Leſen war, oben auf in den Koffer geworfen hatte. Er enthielt das Anerbieten intereſſanter nachgelaſſener Papiere des in holländiſchen Dienſten

ſ Sumatra erſchoſſenen Lieutenants v. Schimmelmann zu
rariſcher Benutzung. Ich las, las und war durch dies Leſen
htig wieder um eine ruhige Nacht. Lieutenant v. Schimmel-
ann war nämlich ein Nachtwandler geweſen, im Lager auf
umatra nachts von einer Schildwache angerufen und nieder-
ſchoſſen worden, da Nachtwandler bekanntlich keine Antwort
eben und für felddienſtliche Anrufe keinen Sinn haben. Der
all war ſo intereſſant erzählt, ſo viele Betrachtungen über das
achtwandeln daran geknüpft, daß ſich ſofort die traurigen Folgen
endlicher Lektüre bei mir entwickelten. Im Salon hörte ich
en Reiſe-Poſtmeiſter, in dem ſchon erwähnten Flur, der nicht
lein Küche, ſondern auch Schlafzimmer war, ſeinen Bedienten
i Bette gehen. Die Thüren zu verſchließen, das ging doch
ter den gaſtfreundlichen Verhältniſſen nicht, die man mir an-
deihen ließ.

Wie, wenn nun einer meiner beiden Nachbarn Nachtwandler
äre! Der Bediente reinigte draußen noch die Kleider zu morgen.
on unten klang die Muſik herauf, und mir ging Sumatra,
odtſchießen, ein möglicher Somnambulle oder irgend ein außer-
dentliches nachtſchlafendes Ereigniß durch den Kopf. Eine
achtwandelei hätte mir gerade noch gefehlt! Ich hatte ja oft
nug geſehen, zu welchen unverhältnißmäßigen Begebenheiten
rgleichen führen kann; Begebenheiten, die Bellini in Muſik
ſetzt, und die Veranlaſſung zu mehreren ſehr angenehmen Arien
ner gewiſſen Amine gegeben haben. Da ich nun aber weder
i dem Reiſe-Poſtmeiſter, noch bei ſeinem Diener eine Virtuoſität
r Singſtimme vorauszuſetzen Urſache hatte, ſo ſtellte ſich die
ache ungleich weniger anziehend.

Wenn es wahr iſt, daß eine Stunde Schlaf vor Mitter-
cht geſunder iſt, als zwölf Stunden nach Mitternacht, ſo
greife ich den außerordentlichen Schnupfen, den ich bei meiner
ürückkunft nach Potsdam beſaß. Die muſizirenden Parterre-
iſte ſetzten ihre Ausbrüche freudiger Stimmung bis gegen drei

Uhr fort und hätten sich wahrscheinlich auch noch länger damit beschäftigt, wenn der Tag nicht angebrochen wäre, so daß ein noch länger dauerndes Illuminiren überflüssig wurde. Je stiller es unten ward, desto lebhafter beschäftigte sich meine Phantasie mit der Möglichkeit eines somnambulistischen Versuchs von rechts oder links. War es nun diese Befürchtung oder die Aufregung von der Reise, das glänzende Feuerwerk, der Zweifel: „Bist du Kurier oder Vorleser?" kurz, aus dem Schlafe wurde auch in dieser dritten Nacht nichts, und neu geschwächt erhob ich mich von meinem Lager, als um fünf Uhr der weckende Diener in das Zimmer trat. Ich fühlte, wie willkommen mir der Diener, aber auch wie durchaus überflüssig seine Absicht des Weckens war. Das mochte denn auch wohl die Ursache sein, weshalb ich mich den ganzen Sonntag in einer keineswegs aufgeweckten Stimmung befand.

Früh schon machte ich eine Fahrt durch die Stadt bis zur Weichselbrücke und, wie das in ähnlichen Fällen wohl zu geschehen pflegt, auch wieder zurück. Durch Smitts „Aufstand in Polen", dieses gediegene militärische Geschichtswerk, war ich auf die Lokalitäten Warschaus vorbereitet. Ich ließ mich bei dem sogenannten „Dorf-Kaffeehause", dem Arsenal, dem sächsischen Palaste vorbei, durch die ganze Neue-Welt-Straße bis zum Mannsfelde und den Kasernen der im Jahre 1830 bei dem Aufstande betheiligten Regimenter fahren. Es war Sonntag und alles schon früh in festlicher Bewegung. Nichts erinnerte an die grauenvollen Scenen, deren Schauplatz diese Orte im November jenes Jahres gewesen waren. Ueberall der tiefste Friede und selbst Fröhlichkeit, denn aus einigen Schenken scholl schon um sieben Uhr morgens Musik, jedenfalls ein wenig früh, wenn es nicht vielleicht noch späte Musik von gestern war. Der Gedanke daran lag leider sehr nahe, da im Hotel Dominique erst vier Stunden vorher Feierabend gemacht worden war. Die überall herrschende Ordnung und anscheinende Behaglichkeit machte eine

zu wohlthuende Wirkung auf mich, als daß ich nicht auch die Urſache derſelben hätte kennen lernen mögen. Mein Kutſcher fuhr mich alſo nach der Citadelle, die ich mir deswegen von außen anſah, weil ich nicht hinein gelaſſen wurde. Durch den Anblick dieſes koloſſalen Baues vollſtändig belehrt und aufgeklärt, fuhr ich nun nach Lazienki. Der Weg führte mich beim Hotel Dominique vorüber, wo ich einen Augenblick ausſtieg und gerade zu rechter Zeit; denn gleich darauf kam ein königlicher Leibjäger und verlangte das Programm derjenigen Sachen von mir, die etwa vorgeleſen werden könnten.

Mit Stolz und Selbſtbewußtſein holte ich das in Myslowitz bei nächtlicher Weile und unter Beſprechung Silberberger Förſtermörder kalligraphirte Programm hervor und übergab mit einem Geſichte, in dem ſich das Gefühl, als wenn ſich das von ſelbſt verſtehe, malen ſollte, mein „Nutrimentum spiritus“. In den Augen des Leibjägers malte ſich daſſelbe Gefühl, und ſo ſchieden wir mit denſelben Verſicherungen gegenſeitiger Achtung und Ergebenheit, wie dies nur allſonnabendlich am Potsdamer Kietz zu geſchehen pflegte.

Nach hinausgegangenem Leibjäger überließ ich mich vollſtändig und rückſichtslos der freudigen Hoffnung, daß mit dieſem Programm das bisherige Feldjäger- und Felleiſenverhältniß ſich möglicherweiſe weſentlich ändern könnte, und machte mich ſogleich auf den Weg, um eine Entſcheidung in dieſer Metamorphoſe zu erleichtern, das heißt, denjenigen Perſonen anſcheinend abſichtslos in den Weg zu laufen, die mir irgend etwas Ausſichtliches mittheilen konnten. Bis zum Gottesdienſt durchmaß ich nun den Weg von Belvedere nach Lazienki und von Lazienki nach dem Belvedere mit einer mich ſelbſt in Verlegenheit ſetzenden Ausdauer und beſuchte mit erheuchelter Zweckloſigkeit alle Perſonen, die im Stande waren, mich vielleicht über meine eigentliche Beſtimmung aufzuklären. Es ſchlug aber alles fehl, und als ich aus der Kirche zurückkehrte, ſah es faſt aus, als wäre dieſe eigentliche

Beſtimmung am Ende doch nichts, als wieder — Felleiſen! Abermals begann ich meine Wanderung von Lazienki nach Belvedere und wechſelte bis ein Uhr nur inſofern damit ab, als ich auch vom Belvedere nach Lazienki ging. Dort ſollte endlich ein glücklicher Zufall das Räthſel auf die angenehmſte Weiſe löſen.

Ich machte eben meine Betrachtungen über das perpetuum immobile einer ruſſiſchen Schildwache und wunderte mich über dieſe vollſtändige Aufgegangenheit des Begriffes Menſch in den Begriff Poſten, als der Kaiſer Nikolaus zu einer Spazierfahrt aus dem Seitenflügel des Palais Lazienki herausfuhr und ein Polizeibeamter mit herzgewinnender Geſchwindigkeit mich vom Fahrwege fort hinter eine Barriere pouſſirte. Ich fühlte es an der Beſtimmtheit, mit welcher meine Arme gedrückt und ich vermittelſt dieſes Druckes weiter geſchoben wurde, daß jede Art etwaiger Meinungsäußerung oder Mittheilung des Wunſches, daß ich gern da ſtehen geblieben wäre, durchaus unangemeſſen und, was mir noch entſcheidender ſchien, vollkommen zwecklos geweſen ſein würde. Trotz dieſer veranlaßten Stellung hinter der Barriere ſah der Kaiſer mich aber doch, ließ den Wagen halten, rief mich heran und äußerte einige gnädige Worte des Willkommens gegen mich. Mit ſo viel Grazie und Beflügelung, wie mir bei meinem Paßkarten-Signalement überhaupt möglich war, ſetzte ich über die zum Glück niedrige Barriere und ſtand an dem kaiſerlichen Wagen. Der Kaiſer reichte mir die Hand und ſagte mir: „Ich habe Sie einladen laſſen, uns zu beſuchen, da Ich dem Könige ebenſo angenehme Abende bei uns bereiten will, wie er ſie in Sansſouci hat. — Sie kommen doch auch nach Lowicz zur großen Parade? — Ich freue Mich auf das, was Sie darüber ſchreiben werden. Meine Armee iſt ſeit Kaliſch und ſeit Sie bei uns in Petersburg geweſen ſind noch viel beſſer geworden!“ Dann fragte er noch, wann ich angekommen, wie es mir in Warſchau gefalle, und äußerte beim Entlaſſen:

„Nun, es freut Mich, daß wir uns heute noch wiederſehen werden."

Kaum war der Wagen vorübergerollt, ſo ſah ich mich von allen Seiten umringt. Alle Spaziergänger, die ſich in der Nähe befunden hatten, waren unterdeſſen näher gekommen, um den Kaiſer zu ſehen, und von allen Seiten tönte mir die Frage in die Ohren: „Was hat er geſagt?" — „Wer iſt der Mann?" — „Haben Sie geſehen, der Kaiſer hat ihm die Hand gegeben?" — Das waren nur die ruſſiſchen, deutſchen und franzöſiſchen Fragen, die polniſchen laſſe ich dabei noch ganz außer Berechnung, obgleich ſie begreiflich die unverſtandene Mehrzahl bildeten.

Kaum war die Freude über dieſen glücklichen Zufall nur etwas verraucht, als ich mich auf einem zwar rein menſchlichen, aber wie Euripides dergleichen nennt: „unſchönen" Charakterzuge ertappte. Mein Auge ſuchte nämlich vor allen Uebrigen jenen „Hinterdiebarrieredrücker", dem ich einen Blick zuwarf, einen wahrhaft ungeheuren Blick, aus Rachſucht, Stolz, Hohn und Händedruck zuſammengeſetzt, deſſen Wirkung eine baſiliskenartige geweſen ſein muß; denn der dreieckige Hut, das einzige Bild, das meine Erinnerung von dieſer Geſtalt noch bewahrt, verſchwand mit einem ehrfurchtsvollen Hand-an-den-Hut-legen von dem Reflektor der Netzhaut meines Auges in die Bosquets. — Als ich ging, ſah mir alles mit anſtändiger Verwunderung und ausgelaſſener Ehrerbietung nach; denn ich konnte ja möglicherweiſe eine wichtige, mehr oder weniger europäiſche Perſon ſein.

Waren meine Nachblicker in Verlegenheit über die Enträthſelung meiner Perſon, ſo war ich ſelber nicht minder in Verlegenheit über die Enträthſelung der kaiſerlichen Schlußworte: „Es freut Mich, daß wir uns heute noch wiederſehen werden!" obgleich ich nun doch wußte, weshalb und durch wen ich ſo eilig nach Warſchau berufen worden war. Auf meinen anſcheinend abſichtsloſen Spaziergängen von Lazienki nach dem Belvedere und vice versa hatte ich bereits erfahren, daß der ganze kaiſer-

liche Hof nach der Tafel Warſchau verlaſſen und nach dem Luſtſchloſſe Skierniewice überſiedeln werde.

Ein Uhr war es. Die Tafel fand um drei Uhr ſtatt. Die Zeit, wo erwähntes Wiederſehen ſtattfinden könne, war mir daher, ſelbſt nach längerem Nachdenken, durchaus nicht klar. Höchſt zweifelhaft, was nun zu thun ſei, ging ich auf einen Polizeibeamten zu, der, wahrſcheinlich mit Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung in der unmittelbaren Umgebung des Palais Lazienki beauftragt, auf einer Bank im hellen Sonnenſchein ſaß und aus der Ferne den Eindruck eines ſehr aufmerkſamen Beobachters auf mich machte. Der Mann ſollte mir Aufklärungen über das Luſtſchloß Skierniewice und die Abreiſe des kaiſerlichen Hofes dahin geben. Wie erſtaunte ich aber, als ich den Repräſentanten der Staatsgewalt in einen ebenſo tiefen, wie ſcheinbar erquickenden Schlaf verſunken ſah. Mit der höchſten Achtung vor geſellſchaftlichen Zuſtänden, die den Polizeibeamten eine ſolche Erholung von ihren Dienſtgeſchäften in unmittelbarer Nähe des Hofes geſtatten, ſchied ich ohne Störung von dem Glücklichen und dachte an mein Felleiſen. — Hätte der Mann das auf dem Schoße gehabt, ſo würde er nicht geſchlafen haben.

Da auf dieſem Wege keine Auskunft zu hoffen war, ſo wollte ich eben wieder nach dem Belvedere, als der Prinz Friedrich von Preußen an mir vorüber gegen das Palais zuging. Der Prinz rief mich heran und theilte mir in ſeiner gewohnten freundlichen Weiſe mit, daß die Kaiſerin befohlen habe, ich ſolle heute Abend in Skierniewice den Allerhöchſten Herrſchaften etwas von meinen Arbeiten, und zwar vorzugsweiſe Humoriſtiſches vorleſen. Nun wußte ich, woran ich war.

Als ich den Hof des Belvedere betrat, erwarteten mich ſchon beſtimmte Befehle, nämlich, daß ich mich um acht Uhr abends im Schloſſe zu Skierniewice einzufinden hätte. Hier hörte ich auch, daß zwei Extra-Trains von Warſchau nach Skierniewice um fünf und um ſieben Uhr abgehen würden, und

daß ich mich bei dem letzteren melden ſolle. Vorſicht iſt indeſſen die Mutter der Weisheit und der Vater der Gelderſparniſſe, ich überlegte demnach, ob es nicht beſſer ſei, ſchon mit dem Fünf-Uhr-Zuge zu fahren; denn mir ahnte, daß bei der Ueberſiedelung eines ganzen kaiſerlichen Hofes eine von dergleichen unzertrennliche Verwirrung und Eile entſtehen werde, in der es mir möglicherweiſe ſchlecht ergehen könne. Die ſpäteren Schreckniſſe des Abends bewieſen, daß ich mich leider nicht geirrt.

Im Bewußtſein meiner abendlichen Beſtimmung hätte ich nun zwar eine Ueberweiſung aus dem Feldjäger-Etat auf den Hof-Etat beanſpruchen können; es gab aber überall ſo viel zu thun, zu packen und vorzubereiten, daß ich mich entſchloß, einſam im Hotel Dominique die zur Mittagsſtunde in der menſchlichen Organiſation ſich einfindenden Neigungen zu befriedigen und mich, „nachdem die Begierde des Tranks und der Speiſe geſtillt war", (Homer) auf den Abend vorzubereiten. Man ſervirte mir dort ein Diner, das hinſichtlich der Quantität auch die überſpannteſten Anforderungen erfüllte, hinſichtlich der Qualität aber zu ſehr dem polniſchen Nationalgefühl huldigte, als daß ich mich, mit deutſchen Geſchmacksrichtungen behaftet, ganz in dieſe Auffaſſung hätte hineineſſen können.

Sorgfältig ordnete ich an Manuſkripten und Büchern, was möglicherweiſe verlangt werden konnte, und war um halb fünf Uhr ſo weit fertig, daß ich die Dinge, die da kommen ſollten, in Ruhe erwarten konnte. Ehe ich indeſſen das Hotel Dominique, vorausſichtlich auf längere Zeit, verließ, gab es noch eine Schwierigkeit zu löſen. War ich mit Rückſicht auf die Wirthshausrechnung Feldjäger? oder gehörte ich zum Hofſtaate? Der Wirth war für die feineren Diſtinktionen dieſes Verhältniſſes vollkommen unempfindlich und hatte kein rechtes Zutrauen zu meiner höheren Anſchauungsweiſe. Nach genauer Abwägung aller Umſtände beſchloß ich, die Rechnung im Charakter eines Feldjägers zu bezahlen, bei den Trinkgeldern aber meine

Zugehörigkeit zum Hofe glänzend hervortreten zu lassen. Mit vollständiger Rücksichtslosigkeit gegen den erhaltenen Post- oder auswärtigen Angelegenheiten-Vorschuß war ich ungemein noble, wobei mich indessen ein etwas ängstliches Gefühl wegen der späteren Berechnung meiner Reisekosten und ein niederdrückender Gedanke an die Hochlöbliche „Ober-Rechnungs-Kammer in Potsdam" beschlich. Mögen die Folgen aber sein, welche sie wollen; ich war begeistert und handelte demgemäß unökonomisch. Bei meiner Unkenntniß gastfreundschaftlicher Verhältnisse in Polen hatte ich während dieser Begeisterung indessen übersehen, daß es mit dem einen, mehr leidenschaftlichen, als sachgemäßen Trinkgelde an den Ueberbringer der Rechnung durchaus nicht abgethan sei.

In dem schon erwähnten Flur, den ich wenigstens kein Recht hatte eine Küche zu nennen, standen verschiedene mehr oder weniger entblößte, sowie sämmtlich weniger reinliche Individuen, welche ebenfalls Trinkgelder beanspruchten. Den einen erklärte der angebliche Oberkellner für den Stellvertreter einer im Hotel Dominique mangelnden Bettjungfer, den zweiten für den mit Reinigung der Stiefel Beauftragten, den dritten für einen Faktor, welcher mir eine Droschke geholt, was durchaus nicht mit zu den Funktionen der Dominikanischen Hausdienerschaft gehöre, den vierten endlich für den Hausknecht, von dessen Wirksamkeit in Bezug auf mich ich nicht die entfernteste Ahnung hatte. Ich hätte viel darum gegeben, wenn ich nur auf Augenblicke das ganze Bewußtsein eines Feldjägers hätte zurückrufen können, gab aber noch mehr darum, das Bewußtsein einer kaiserlichen Befohlenheit nach Skierniewice aufrecht zu erhalten. Widrig war der kriechende, unterwürfige Dank der Empfangenden, die jedenfalls nicht ahnten, welchem Seelenzustande sie so ungewöhnlich reiche Trinkgelder verdankten.

Eben wollte ich in eine herbeigerufene Droschke steigen, als ein kaiserlicher Feldjäger, Kapitän Wilde, auf den Hof fuhr, um

mich zur Eisenbahn abzuholen. — Was dem Wirthe und seinem aller Welt Rechnung oder Rechnungen tragenden Oberkellner bei meiner früheren Auseinandersetzung unglaublich oder doch wenigstens unwahrscheinlich geklungen, erhielt nun plötzlich nicht allein durch die offizielle Abholung Glaubwürdigkeit, sondern auch Wahrscheinlichkeit, so daß ich wenigstens mit dem Gefühle von ihnen schied, vollständig begriffen worden zu sein.

Obgleich wir eine halbe Stunde Zeit hatten und der Bahnhof ganz nahe war, so fuhren wir doch wieder mit einer rasenden Eile und kamen, wie ich vorausgesehen, wirklich schon anticipando in eine unbeschreibliche Verwirrung hinein. Die Dienerschaft des kaiserlichen Hofes und der anderen fürstlichen Höfe war mit unendlichem Gepäck erschienen. Alle Militärs, welche der morgenden großen Parade in Lowicz beiwohnen wollten und keine Hoffnung hatten, mit dem späteren kaiserlichen Extrazuge zu fahren, die gewöhnlichen Reisenden, welche auf diesen Zug angewiesen waren, endlich eine Unzahl von Neugierigen, die nothwendig sehen mußten, was in Skierniewice und Lowicz passiren würde; das alles wirbelte und schob sich untereinander, wie an einem wasserspringenden Sonntage abends auf dem Bahnhofe zu Potsdam, wo es bekanntlich auch nicht an Unordnung fehlt.

Nachdem meine Sachen untergebracht waren, eroberte ich mir sobald wie möglich einen Platz; denn die possidentes sind, wie das Gerücht geht, beati! Eben war das Zeichen der Abfahrt zum ersten Male gegeben, als Kapitän Wilde am Wagenfenster erschien und mir winkte, wieder herauszukommen. Das schien mir aber denn doch gewagt, und ich strengte mich an, ihm mimisch zu verstehen zu geben, daß ich sehr gut sitze und keine Veränderung erstrebe. Da Kapitän Wilde sah, daß ein bloßes Gestikulationszureden nichts half, so rief er mitten in das verwirrte Gespräch oder vielmehr Geschrei des Wagens: „Die Kaiserin hat es befohlen!“ — Das enthob mich meinem Platze, und ich erfuhr, daß ich im Coupé mit den kaiserlichen Damen

fahren ſolle, wohin ich ſofort durch einen hülfreichen Gensdarm transportirt wurde. Es waren nämlich zwei Kammerfrau der Kaiſerin und eine Kammerfrau der Frau Großherzog Alexandrine von Mecklenburg, die allein in einem Coupé fuhr und die Freundlichkeit hatten, mich mitnehmen zu wollen. I hatte ich denn freilich keine Urſache, den Wechſel zu bereuen; i Gegentheil war dieſer Theil meiner Eiſenbahnfahrt unſtreit der angenehmſte.

Die Fahrt dauerte ungewöhnlich lange; denn obgleich w zwei Stunden vor dem kaiſerlichen Extrazuge aus Warſchau a gefahren waren, ſo kamen wir doch erſt eine halbe Stunde v demſelben in Skierniewice an. Das war ein Gewinn hinſich lich der Geſellſchaft, in der ich mich befand, aber auch eine B ſorgniß wegen der Unterkunft, in der ich mich doch befind mußte, um Toilette zu machen.

War es bei der Abreiſe von Warſchau ſchon bunt he gegangen, ſo ging es vor dem palaſtähnlichen Bahnhofsgebäude Skierniewice doch noch ſehr viel bunter her. Kapitän Wilde ha mich vor der Abfahrt einem anderen Offizier zur Obhut übe wieſen, da er ſelbſt noch bis zur Abfahrt des Kaiſers in Warſch bleiben mußte. Das war aber vor meiner Ueberſiedelung das Damencoupé geſchehen. Jener andere, für mich unnen bare Offizier hatte aber geglaubt, ich ſei in Warſchau gebliebe als er mich beim Ausſteigen nicht mehr in dem Wagen fan den ich zuerſt beſtiegen. Nachdem ich mich den Damen empfohle hatte ich zum Gepäckwagen eilen und meine Effekten in d verſchiedenartigſten Expektorationen unter tauſend anderen hervo ſuchen müſſen. Da ich im Innern des Gepäckwagens mitt unter Ballen und Kiſten ſteckte, ſo konnte der mich ſuchen Offizier natürlich in ſeinem Glauben nur beſtärkt werden. S ſtand ich denn rathlos mit meinem endlich glücklich erobert Gepäck zwiſchen den Geleiſen der Eiſenbahn. Kein Träger, ke Wagen war mehr da; alles jagte dem zehn Minuten vom Bah

hofe entfernt liegenden Schloſſe zu, deſſen glänzende Erleuchtung ſchon anfing die einbrechende Dunkelheit zu erhellen.

Wenn ich dachte, daß ich in ſpäteſtens einer Stunde mich wahrſcheinlich in der Mitte dieſer glänzenden Erleuchtung und unter ganz abſonderlichen Verhältniſſen befinden würde, ſo kam mir meine Lage beſonders troſtlos vor. Niemand hatte ein Ohr für mich, und ich konnte doch nicht Jedermann aufbinden, was es eigentlich für eine Bewandtniß mit mir habe oder vielmehr noch haben ſolle. Endlich wurde ich an einen Gensdarmen-Offizier gewieſen, der die Quartierliſte für ſämmtliche aus Warſchau erwarteten Hofſtaaten beſaß. Mein Name ſtand nicht darauf, ich alſo ſofort wieder achſelzuckend bei meinem Gepäck zwiſchen den Geleiſen. Das Stehen auf der Eiſenbahn ſelbſt hat aber bekanntlich ſeine Grenzen, und die Eiſenbahn-Beamten gaben mir auch bald genug zu verſtehen, daß meine Gemüthsſtimmung und Obdachsloſigkeit keine Veranlaſſung für ſie ſei, mich noch länger da ſtehen zu laſſen. Da ich deſſen ungeachtet keine Anſtalten machte, mein Gepäck weg zu befördern, ſo griffen endlich zwei Bahnwärter zu und ſchleuderten, ſo konnte ich die leidenſchaftliche Fortbewegung meines Koffers wohl nennen, die Gegenſtände ihrer Mißbilligung auf den Perron. Hätten ſie dieſe beſchleunigte Fortbewegung wenigſtens bis an einen wirklichen Beſtimmungsort fortgeſetzt, ſo würde ich kaum etwas dagegen einzuwenden gehabt haben. Der Perron, obgleich ganz friſch mit Kies bedeckt, ſah mir aber ſelbſt bei äußerſter Anſtrengung meiner Phantaſie nicht aus wie ein Beſtimmungsort, und da noch immer kein Menſch ſich um mich bekümmerte, ſo blieb mir endlich weiter nichts übrig, als meinen Koffer ſelbſt fortzuſchleppen, wobei die Erinnerung an das Berliner Felleiſen mir zum erſten Male gute Dienſte that.

Wo ſollte ich anders hin als in den Reſtaurationsſaal des Bahnhofes, wo ich inſofern fühlende Menſchen zu finden erwartete, als ich entſchloſſen war, Geld ausgeben zu wollen.

„Ein Zimmer?"

„Nein! Alles doppelt und dreifach beſetzt!"

„Eine Kammer?"

„Bitte recht ſehr! — fehlt ganz!"

„Oh?"

„Ja!"

„Kann ich mich denn nicht irgendwo anziehen?"

„Oh ja!"

„Wo?"

„Nun, hier in der Reſtauration!"

„Oh!"

„Ja!"

„Aber —!"

„Mein Herr, hier in Skierniewice giebt es kein Aber!"

„Ach ſo! — Aber ich muß mich doch waſchen und überhaupt — verſtehen Sie mich, mein Herr — von Kopf bis zu Fuß anziehen!"

„Ich verſtehe! — Waſchen iſt hier zu Lande zwar ſelten, aber einem Fremden wird man auch das gern verzeihen!"

„So! na, das iſt mir lieb! — Wenn Sie dann nur die Güte haben wollten, mir zu zeigen, wo das alles geſchehen könnte."

Mit eben ſo großer Bereitwilligkeit wie Unbefangenheit führte mich der Mann, nachdem ich ſein Herz durch einen Dukaten gewonnen, hinter das Büffet, wo eine Art von Wandſchirm die eine Ecke dem Blicke der Gäſte vor dem Büffet, wenigſtens zeitweiſe, verhüllte. In dieſer Ecke ſtand ein Bett, in welchem ein krankes Mitglied der Wirthsfamilie lag, das wahrſcheinlich ſein Kämmerchen ebenfalls der Einquartierung hatte räumen müſſen. Welches Geſchlechtes dieſes Familienmitglied war, darüber habe ich nichts Näheres erfahren, denn das Geſicht ließ jede Art von Vermuthung zu. Außer dem Bette befand ſich hinter dem Schirm noch ein Tiſch mit ge-

brauchten und ungebrauchten Tellern, Gläſern und ſonſtigem Geräth, ein Faß Bier, aus welchem die geforderten Gläſer verzapft wurden, und ſonſt allerlei Vorräthe an Schinken, Wurſt, Brot u. ſ. w. u. ſ. w. — ſämmtlich unter Umſtänden ſehr nützliche, unter meinen Umſtänden aber höchſt hinderliche Sachen.

Durch den Dukaten zur Achtung meiner möglichen Importance veranlaßt, gab mir der Wirth einen Faktor — ſo heißen in Polen die Gehülfen aller Art — in der Geſtalt eines jungen Juden, der mit glücklicher Geſchicklichkeit bei ſeinen Bewegungen alle feſten Gegenſtände vermied, weil die Erfahrung ihn belehrt haben mochte, daß er ſonſt leicht kleben blieb. Sah man über dieſen rein äußerlichen oder vielmehr unrein äußerlichen Zuſtand hinweg, ſo hatte man alle Urſache, mit erwähntem hebräiſchen Individuo vollkommen zufrieden zu ſein. Obgleich ich mich ſprachlich ihm nicht verſtändlich machen konnte, ſo ahnte er doch ſo ziemlich alles, was ich bedurfte, und ſchleppte unermüdlich herbei, was irgend nöthig war. Nur bei allem, was zum Waſchen nöthig war, zeigte er eine auffallende Ungeſchicklichkeit oder Begriffsverwirrung. Ich hatte aber Nachſicht mit ihm, weil ich fühlte, daß ich Ungewohntes von ihm verlangte. — Jetzt begann eine der ſonderbarſten Scenen, die man nur erleben kann, luſtig für denjenigen, der ganz unintereſſirt zuſehen konnte, zum Verzweifeln für den, der ſie aufführen hilft. Das einzige Fenſter oder vielmehr nur ein Theil deſſelben, da jener Schirm dem Büffet das Licht nicht rauben durfte, führte auf den Perron, und zwar gerade auf die Stelle, wo die ganze Generalität und viele hohe und vornehme Perſonen verſammelt waren, um den kaiſerlichen Zug zu empfangen. Von einer Gardine oder ſonſtigen Verhüllung war keine Spur. Hier mußte ich mich angeſichts der Empfangsfeierlichkeiten raſiren. Alle Augenblicke öffnete eine der Kellnerinnen, denn in Polen war eine Polkabedienung wenigſtens gerechtfertigt, den Schirm von der Büffetſeite, um ein Glas Bier aus dem Faſſe zu zapfen oder ſonſt wie non

descripte Lebensmittel unterm Tisch oder unterm Bett hervor zu kramen. Die ersten Male war dieses Oeffnen des Schirms mit einem Ausruf polnischer Ueberraschung oder weiblichen Entsetzens begleitet, wenn mich nämlich die Inhaberin eines solchen Ausrufes plötzlich in rasirender Stellung und dadurch bedingter theilweiser Bekleidungslosigkeit erblickte; im Anfange genirte mich das wohl mehr als die Erblickende.

Nachdem ich mir aber zwei Schnitte in den Hals beigebracht, dachte ich ruhiger über den Schreck der jungen Polkadamen und ließ mich nicht weiter stören. Unangenehm, namentlich auf die Dauer, war mir das Stöhnen und das mit verglasten Augen Anstieren des Kranken, dem ich unzweifelhaft theils störend, theils ein Räthsel war. Beides fühlte ich um so lebhafter, als auch ich mich in demselben Gemüthszustande hinsichtlich des Kranken befand. Dazu kam, daß mehrere Personen des auf dem Perron stehenden Cortège aufmerksam auf mich wurden, über die sonderbare Erscheinung eines Bartkratzers gerade an diesem Fenster theils lachten, theils winkten, ich sollte mich da wegbegeben, weil das nahe Pfeifen bereits den kaiserlichen Extrazug annoncirte. Wer sich aber an diese Winke nicht kehrte, das war ich; denn Noth bricht Eisen, und ich war entschlossen, bis zur wirklichen Ankunft des Zuges nur der Gewalt zu weichen.

Man muß aber selbst erlebt haben, was es heißt, sich von hundert Augen beobachtet rasiren zu müssen, namentlich wenn die eine Hälfte dieser Augen lacht und die andere empört ist, noch namentlicher, wenn beide Hälften verschiedenen Generallieutenants, mehreren Generalmajors, einigen Obersten, vielen Stabsoffizieren und zwei darunter sogar dem General Abrahamowitsch angehören, einem Mann, der in Polen die Ordnungsliebe eingeführt hat. Noch war die eine Backe unrasirt, als plötzlich rauschende Militärmusik ertönte und das Anfahren des kaiserlichen Zuges verkündete. Natürlich sprang ich zurück; war

er bis dahin die Verwirrung um mich her ſchon groß ge-
eſen, ſo wurde ſie es jetzt noch viel mehr; denn ſämmtliche
äſte in dem Reſtaurationsſaal ſtürzten hinter das Büffet an
s Fenſter, um das Ausſteigen der Herrſchaften mit anzuſehen.
ein Schirm, der ein Drittheil des Fenſters der allgemeinen
nutzung entzog, wurde als unzweckmäßig bei Seite geſchoben,
d ich befand mich plötzlich halb nackt, halb eingeſeift, halb
irt, aber ganz hülflos, mitten unter einer neugierigen, das
ßt unverſchämt aufdringlichen Menge, die mich gegen
inen Willen wieder an das Fenſter zurückdrängte. Mein
enſtehender Koffer wurde von einer weniger anmuthigen als
gemein korpulenten Polin als Erhöhungsmittel, das heißt,
Fußtritt gebraucht, und auf dem Tiſche trampelte zwiſchen
inem ſchon deſolaten Neceſſaire und meiner vorleſungsſtofflichen
appe ein ältlicher Sarmate herum, der meine gegentheiligen
ünſche durchaus nicht berückſichtigte. — Der Kranke, der gar
ht wußte, was vorging, verwilderte förmlich über dieſen plötzlich
candringenden Menſchenſchwall und grunzte fürchterlich, wodurch
h aber niemand abhalten ließ, die Majeſtäten ausſteigen zu
jen. — Kurz, es waren ein paar Minuten, die ſelbſt erlebt
in wollen, um ganz begriffen zu werden.

Da ſo hohe Reiſende nicht verpflichtet ſind, ſich um ihr
epäck zu bekümmern, auch die Prozedur der polizeilichen Legi-
nation wegfällt, ſo entleerte ſich der Perron eben ſo ſchnell, wie
ſich gefüllt hatte, und die Gäſte liefen wieder vor das Büffet,
n auf der anderen Seite des Saals die Abfahrt nach dem Schloſſe
t anzuſehen. Nun bekam ich Luft; denn obgleich der ganze Saal
ll war, bekümmerte ſich doch kein Menſch mehr um mich, und
konnte nun, obgleich coram populo Pollacorum die letzte
icke von ihrem unterdeſſen trocken gewordenen Ueberzuge be-
ien, das meinem Faktor unbegreiflich oder doch wenigſtens
erflüſſig und zeitraubend erſcheinende Geſchäft des Waſchens
ter erſchwerenden Umſtänden vollenden und in die Feſtkleider

gelangen, verſteht ſich nach wieder aufgerichtetem Schirm und momentaner Verhinderung fortgeſetzten Bierzapfens.

Raſch wurde nun alles in den Koffer geworfen und dieſer mit Geld und Geldeswerth dem Wirthe übergeben. Mit einem ſchmerzlichen Blick trennte ich mich von meinem Eigenthum, das ich in ganz unbekannten Händen und in einer Verwirrung zurücklaſſen mußte, die jede denkbare Beſorgniß rechtfertigte. Beim Abſchiede imponirte ich dem Wirthe und ſeinem Faktor möglichſt durch eine polyglotte Erklärung meiner abendlichen Beſtimmung, indem ich ihm vorſorglich in drei Sprachen begreiflich zu machen ſuchte, daß ich zum Hofe gehöre, alſo nicht mit mir zu ſpaßen ſei:

„Heute Abend — ce soir — wetscherom,

Im Schloſſe — au château — w'dwarzgu,

Thee trinken — prendre le thé — kuchatj tschaschka tschaju,

Beim Kaiſer — chez l'Empereur — u Imperatora,“

welche etwas abgebrochenen Sätze der Wirth ſtets mit einem dienſtfertigen „Oha!“ — „Oui!“ — oder „Takk!“ beantwortete. Mehr als meine Worte imponirte ihm aber meine Mappe, in welcher er offenbar ein Miniſterportefeuille oder dergleichen Verhängnißvolles befürchtete.

Noch einen Abſchiedsblick auf meine Effekten, und ich verließ das ungewöhnliche Toilettenlokal, um in Begleitung eines feinen Sprühregens durch den Park nach dem Schloſſe zu wandern. So lebhaft es auch vor wenigen Minuten noch in dieſem Park geweſen war, ſo einſam und ſtill war jetzt alles um mich her; denn Muſik und Illumination hatte die Menſchenmenge in die unmittelbare Nähe des Schloſſes gezogen. Ich hatte alſo Zeit und Gelegenheit zu rekapituliren, mich mit der bei erſten Debüts begreiflichen Befangenheit zu beſchäftigen und mich auf mögliche Fragen vorzubereiten.

Vor dem Schloſſe angekommen, fand ich wieder ein Gewimmel, wie bei Lazienki. Hornmuſik eines Jäger-Regiments

beſchäftigte ſich damit, die anſpruchsloſe Melodie des Zapfenſtreichs zu blaſen, und marſchirte zu dieſem Zweck in maleriſchen Verſchlingungen auf dem glänzend illuminirten Platze umher. Ich klemmte mich vorſichtig durch den Zapfenſtreich, begab mich beſcheiden in das Vorzimmer der Parterrewohnung des Königs und erwartete, was nun weiter mit mir geſchehen werde. — Endlich erſchien ein kaiſerlicher Diener, Korpulenz und weißes Haar ließen mich einen Haushofmeiſter ahnen, und fragte mich, ob ich der Tainui Statski Sowettnik, zu Deutſch: „Geheime Staatsrath" Schneider ſei. Ohne mich in weitläufige Auseinanderſetzungen in Betreff des nicht ganz exakten Titels einzulaſſen, ſagte ich mit wichtiger Miene „Oui, monsieur!" griff nach meinem Felleiſen — ich wollte ſagen Mappe — und folgte dem Fragenden die Treppe hinauf. Im nicht großen Mittelſaale harrte ich einige Zeit, bis die Kaiſerin und ſpäter der Kaiſer erſchienen, mich auf das herablaſſendſte bewillkommneten und längere Zeit von meinen Schriften ſprachen. — In dem Abſchnitt „In Petersburg" habe ich erzählt, welche merkwürdige Unterhaltung ich hier mit ihm hatte. Sie war zu ernſter Natur, um hier eingeſchaltet zu werden. — Dann mußte ich links in das Zimmer der Kaiſerin eintreten, wo außer dem Kaiſerpaare der König, die Großherzogin Alexandrine von Mecklenburg, Prinz Friedrich von Preußen, die Prinzeſſin Agnes von Anhalt-Deſſau, die Großfürſten Nikolaus und Michael und der Herzog Wilhelm von Mecklenburg verſammelt waren.

Ich hatte mich auf die unglaublichſten rhetoriſchen Produktionen vorbereitet, Scheerenbergs „Waterloo" oder Fontanes „Tag bei Hemmingſtedt" oder dergleichen pulmonariſche Leiſtungen. Meinen rhetoriſchen Träumen wurde aber ſofort durch den Befehl des Königs ein Ende gemacht, daß ich meine „Erſte Nacht auf Bürgerwehrwache" vorleſen ſolle, eine humoriſtiſche Schilderung perſönlicher Erlebniſſe in einer von der politiſchen Tarantel geſtochenen Zeit.

Die Gefühle des Autoren ſtiegen, die Gefühle des Rhetoren ſanken, denn hierbei kam es auf keine künſtleriſchen Ton-Anſchwellungen an, ſondern auf Berliniſchen Dialekt. — Da ich Selbſtgeſchriebenes ſtets befangen, ja ſtockend, alſo ſchlecht las, ein Umſtand, über den ich mit aller angewandten Mühe nicht hinwegkommen konnte, ſo ahnte ich nicht viel Gutes. Nichts entwaffnet aber die Kritik leichter als Lachen, und ſo hatte ich mir in meinen Erlebniſſen einen nachſichtigen Beurtheiler erworben. Die Vorleſung wurde öfter durch anhaltendes Lachen unterbrochen, und als ich gnädig entlaſſen wurde, äußerte die Kaiſerin, daß ich noch öfter zur Vorleſung befohlen werden würde.

In dem anſtoßenden großen Saale hatte ſich inzwiſchen der ganze Hof verſammelt, und es wurde ſoupirt. Zweifelhaft, ob ich bleiben oder mich entfernen ſollte, da meine Aufgabe zu Ende war, hatte ich mich in eine Fenſterniſche gedrückt, aus der mich indeſſen einer der kaiſerlichen Großfürſten holte und mich neben ſich an den Tiſch ſetzte. Das Geſpräch galt ausſchließlich der preußiſchen Armee, ein Thema, bei dem mir der Puls immer etwas höher ſchlägt als gewöhnlich und die Antwort nicht lange auf ſich warten läßt. Nach der Tafel entließen die Majeſtäten den Hof, und als ich unten vor dem Schloſſe im Freien ſtand, kam nach all dem Glanz, der Freude und Ehre der Gedanke an die bevorſtehende Obdachloſigkeit wieder mit voller Stärke über mein verdüſtertes Gehirn. Die Proſa des noch fortdauernden Sprühregens, der etwas kühlen Fußwanderung durch den mäßig angefeuchteten Park und der Beſorgniß über den Verbleib meiner Effekten zerſetzte die Poeſie der Erinnerung an das eben Erlebte, und mit ſehr geringen Anforderungen betrat ich das Bahnhofsgebäude, dort aus irgend einem mir nicht faßlichen Grunde „Vauxhall" genannt.

Auf meine ergebenſte Anfrage, ob ich nicht für die Nacht wenigſtens ein Unterkommen finden könne, bliſen mich die dort befindlichen kaiſerlichen Bedienſteten etwas unfreundlich und

geringſchätzend an. Als ich aber, durch dieſen Empfang keineswegs entmuthigt, in das Zimmer des kaiſerlichen Flügel-Adjutanten eindrang und von dieſem coram Lacquaio für „theefähig" und „Majeſtäten vorgeleſen habend" erklärt wurde, erheiterten ſich die dienſtlich rauhen Phyſiognomien, und man wollte ſich Mühe geben, Rath zu ſchaffen. Das war ein Sonnenblick in der Nacht meines Quartiermangels, und ich eilte nun zunächſt in die auf dem andern Flügel des Gebäudes liegende Reſtauration, um vor allen Dingen in Beſitz meiner Sachen zu kommen.

Dieſe hatte der Wirth aus Vorſicht in ein Zimmer geſtellt, wo elf Stabsoffiziere, die der morgenden Parade in Lowicz beiwohnen wollten, auf den verſchiedenſten Utenſilien in Morpheus Armen lagen. Wie wenig und wie ganz unzurechnungsfähigen Raum der Menſch zum Schlafen gebraucht, das wurde mir hier aus den verwickeltſten Stellungen dieſer Stabsoffiziere klar, welche zwiſchen Sopha, Kiſſen, Tiſchfüßen und Stuhllehnen jeden Gedanken an ein Bett zu verbannen bemüht waren. Es hatte ſeine Schwierigkeiten in dies Zimmer hinein zu gelangen, da mehrere kaukaſiſche Linien-Koſaken und Offizierburſchen zwar zwanglos, aber durchaus nicht unabſichtlich vor der Thür ausgebreitet lagen. Vergebens demonſtrirte der Wirth, vergebens wies ich meinen Koffermangel nach; es bedurfte auch hier einer Hinweiſung auf den bei mir vorausgeſetzten Befehl des Kaiſers, bis endlich der Eingang erreicht wurde.

Ich fand nun zwar ſofort meine Effekten, aber dergeſtalt in der Benutzung begriffen, daß ich faſt vor dem Gedanken zurückbebte, ſie ihrer urſprünglichen Beſtimmung, das heißt meinem perſönlichen Intereſſe, zurück zu geben. Meine Hutſchachtel diente nämlich einem der Schlafenden zum Kopfkiſſen; mein Mantel verhüllte die hingegoſſenen Formen eines zweiten; auf dem umgekehrten Koffer entfalteten ſich die Beine eines dritten, und wäre mein Parapluiefutteral zu irgend etwas zu benutzen

gewesen, so würde auch dieses schwerlich in Gedanken in der Ecke stehen geblieben sein. Als der von Respekt durchdrungene Wirth die verschiedenen Effekten unter und über seinen Gästen hervorzog, gab es zwar mehrere Tschort tebja wasmi! und Sukinsinn! auch wohl noch einige stärkere echt russische Wünsche in Gestalt von Flüchen; eine längere Störung im Schlafe trat aber nicht ein, sondern die militärischen Individuen schliefen auch ohne meine Gegenstände bald ruhig weiter.

Mit Hülfe des immer noch freundlichen Wirthes schleppte ich das glücklich Wiedererrungene über den Perron in den andern Flügel und wurde nun in den großen Empfangssaal des Bahnhofes für Passagiere erster und zweiter Klasse gebracht. So weit ich bei dem Schein eines durchaus nicht kaiserlichen Wachslichtes, sondern eines Eisenbahnverwaltungs-Stearinlichtes unterscheiden konnte, war dies ein auffallend großer Raum, an dessen Wänden gegen sechzig Stühle standen, sonst aber nichts, was einem möglichen Ruhepunkte für den ermüdeten Körper ähnlich gesehen hätte. Erst am andern Tage sollte ich ersehen, weshalb kein Tisch, kein Sopha oder irgend etwas dergleichen vorhanden war. Eine Schwierigkeit war wenigstens gehoben. Ich hatte einen kaiserlichen Lakaien, der natürlich russisch sprach, konnte mich also verständlich machen und benutzte das zunächst, um ihm den dringenden Wunsch nach einem Bette deutlich zu machen, was mir auch gelang. Er sah die Dringlichkeit meines Wunsches ein, erklärte mir aber, daß daran gar nicht zu denken sei, wenn ich nicht schon gestern auf der Hofstaatsliste gestanden, weil dann auch nicht für mich gesorgt sein könne, und in dieser ungeheuren Verwirrung oft gerade am Nothwendigsten Mangel sei. Ich begriff das, denn ich hatte eben jene elf Stabsoffiziere gesehen.

Der Dukaten für den Wirth der Restauration hatte indessen zu vortrefflich gewirkt, als daß ich nicht hätte einen ähnlichen Versuch machen sollen. Es geschah, und Wanka, so hieß der Empfänger desselben, versprach, das Aeußerste zu versuchen, ich

öchte mich nur gedulden. Dann fragte er, ob ich nichts mehr Abend eſſen wolle; denn Eſſen glaubte er für mich ſofort kommen zu können. Ich hatte gegeſſen, Wanka aber anſcheinend ch nicht; ich ſah alſo ein, daß ich mir ein Abendeſſen beſtellen üſſe. Das geſchah; ehe ich ihn aber zur eventuellen Herbei- affung des Soupers entließ, beſtand ich darauf, daß er mir nigſtens einen Tiſch oder etwas Tiſchähnliches verſchaffe. Nach nigen Schwierigkeiten gelang das, und es war gerade halb ein hr, als ich mich in der Mitte dieſes ungeheuren dunklen aumes hinſetzte, um bei dem trüben Schein jenes Eiſenbahn- rwaltungs-Stearins an meine Frau zu ſchreiben und ihr das eben froh Erlebte mitzutheilen. Es wurde eins — es wurde lb zwei — aber Wanka kam nicht wieder. Ich durfte die gen nicht vom Papier erheben, wenn mir nicht unheimlich zu luthe werden ſollte. Die weite Dunkelheit, das regungsloſe ben der Wände, das Pfeifen des Zugwindes, das Rauſchen d Knittern der Gardinen, alles das waren prächtige Requiſiten einer vortrefflichen Geſpenſtergeſchichte, zu der es indeſſen ücklicherweiſe nicht kam. Wenn man ſeinem guten Geiſte Hauſe ſchreibt, ſo hat der böſe Geiſt in der Fremde keine lacht über uns, und welcher Geiſt wäre wohl ſo unbedingt t, wie der Spiritus familiaris?

Endlich kam Wanka mit einem reichlichen Souper und em echt ruſſiſchen, alſo vortrefflichen Thee. Das Souper rzehrte Wanka, den Thee ich. Wanka hatte eine entfernte offnung auf eine Matratze, ein Kopfkiſſen und eine Decke von ner Entdeckungsreiſe mitgebracht und eilte, den Mund noch ll, wieder in die Nacht hinein, denn jene Bettpartien ſollten h angeblich in der Stadt Skierniewice befinden, in einem der uartiere, die für das kaiſerliche Gefolge in Beſchlag genommen orden waren. Ich ſaß wieder allein. Das Ding wurde mit er Minute unbehaglicher, die Luft kälter, das Schreiben müh-

ſamer, vor allen Dingen aber der Stearin immer fließender, bis das Licht endlich gegen halb drei Uhr verloſch.

Ich hatte nicht geglaubt, daß die drei erſten Nächte noch einer Steigerung fähig wären, die vierte riß mich aber aus dieſem Wahn; denn im Dunkeln in einem ſo öden Raume, auf einem Stuhle, bei dem kein Anlehnen möglich war, vergingen mir in der That die Minuten wie Stunden, und nach meiner Rechnung mußte es längſt ſechs Uhr ſein, als Wanka endlich wieder kam, es war aber nur ein Viertel auf vier. Er brachte zwei große ſchwarze Sophakiſſen, die er in irgend einem Zimmer des Bahnhofes aufgeſpürt, und welche, auf ſechs gegeneinander geſchobene Stühle gelegt, die Stelle einer Matratze vertraten; ferner ein Laken mit dem kaiſerlichen Namenszuge und ein Kopfkiſſen, das gewiß vollſtändig ſeinem Zwecke entſprochen haben würde, wenn der ſchon einige Male erwähnte ſanfte Sprühregen es nicht ganz durchnäßt hätte. — Zuerſt Licht anſchaffen, dann aus Stühlen eine proviſoriſche Bettſtelle zuſammenſchieben, dann zur Noth etwas einer Lagerſtatt Aehnliches zurecht machen, das waren die Phaſen, welche mein äußerer Menſch bis zum endlichen Verabſchieden Wankas durchlaufen mußte.

Endlich lag ich mit meinem Mantel auf dem kaiſerlichen Laken und dachte unwillkürlich an einen Vorfall, der ſich im Jahre 1835 bei der Abkommandirung eines Detachements der Berliner Hofſchauſpieler in den Bereich der aktiven ruſſiſchen Armee nach Kaliſch ereignete. Die damalige Schauſpielerin Fräulein v. Hagn wurde nämlich vor allen ihren Kolleginnen von dem kaiſerlichen Hofe ungemein ausgezeichnet und mit Aufmerkſamkeiten und Bequemlichkeiten aller Art umgeben. Auch ſie erhielt ein Bett, deſſen Weißzeug mit dem kaiſerlichen Namenszuge gezeichnet war. Ein ruſſiſches N ſieht aber bekanntlich wie ein franzöſiſches H aus, und Fräulein v. Hagn erzählte am andern Tage voll Freude über die erfahrene Auszeichnung, daß ſogar ihr Bettzeug mit dem Buchſtaben H, alſo Hagn, gezeichnet

geweſen ſei. Als ich indeſſen aus dem ruſſiſchen Alphabet bewies, daß dieſes vermuthliche H das zuverläſſige kaiſerliche N ſei, trat eine weſentlich andere Auffaſſung der Verhältniſſe ein. Meine Gelehrſamkeit wurde unausſtehlich gefunden, und in der Erinnerung an dieſe Unausſtehlichkeit ſchlief ich endlich um vier Uhr, als draußen die Sonne ſchon wieder zu ſcheinen anfing, ich kann nicht ſagen ſanft, aber doch feſt ein.

Nach meinen Erfahrungen während dieſes Schlafes iſt ein Bahnhof nicht gerade der zweckmäßigſte Ort, um zu ſchlafen, wenn die Zeit der Befriedigung dieſes Wunſches in die Morgenſtunden eines Tages fällt, an welchem verſchiedene Extrazüge eine ausnahmsweiſe Menge von Paſſagieren befördern, wie dies gerade heute von Warſchau über Skierniewice nach Lowicz geſchah. Die Pfeife einer Lokomotive hat nur ein geringes Maß ſchlafbefördernder Eigenſchaften, und das Raſſeln eines Güterzuges wirkt nicht durchaus einlullend. Ob die Frequenz auf der dortigen Eiſenbahn immer eine ſo wohl unterhaltene iſt, weiß ich nicht, an jenem Tage war ſie es unſtreitig. Möglich, daß ſich die Maſchiniſten nur geübt, um ſpäter bei dem kaiſerlichen Extrazuge recht melodiſch pfeifen zu können; kurz das kreiſchende Pfeifen nahm gar kein Ende. Da die ungeheuern, gardinenloſen Fenſter dem erfreulichen Tageslichte einen ungehinderten Eingang in mein Schlafkloſet geſtatteten, ſo hätte ich eigentlich jedesmal, wenn es pfiff oder raſſelte, aufſtehen und hinausſehen können; dies vermied ich indeſſen, es ſollte mir aber nichts helfen. Im Buche des Schickſals ſchien nun einmal Schlafloſigkeit für dieſe Reiſe geſchrieben zu ſtehen, und die unerwartetſte Prüfung ſtand mir noch bevor.

Eben hatte es wieder gepfiffen und geraſſelt, eben hatte ich mich auf meinen Stühlen wieder herum gewendet, eben war ich wirklich wieder etwas eingedruſſelt, als die Thüren meiner ſtillen Zurückgezogenheit aufgeſperrt wurden und ich trotz meiner weit aufgeriſſenen Augen doch zu träumen glaubte; denn geſchäftige

Hände schroteten Theaterdekorationen, Garderobenkisten, Instru-
mentenkasten und sonst allerlei wohlbekanntes dramatisches Ge-
rümpel in den Saal herein. Die Thüren hatte ich nämlich nic[illegible]t
verschließen können, da die Schlösser sich auswendig befande[illegible]n
und überdem auf dem Flur vor demselben die Bedienten d[illegible]er
königlichen Flügel-Adjutanten schliefen, so daß ein Verschließe[illegible]en
gar nicht nöthig gewesen wäre. Hochaufgerichtet saß ich in meine[illegible]m
angeblichen Bette und sah dem unerwarteten Treiben mit stier[illegible]en
Augen zu. — Wo kamen diese bunten Lappen, diese wie Kle[illegible]re
gemalten Landschaften, diese thranigen Kulissenlampen und b[illegible]ei
Tage empörend aussehenden schlappen Säulen, eingeknickte[illegible]en
Bäume, undurchsichtigen Fenster, dünnen Thüren und blau[illegible]er
Himmel mit Fettflecken oder vom Regen naß gewordenen Wasse[illegible]r-
fälle her? Ich mußte mich besinnen, wo ich war, wer ich wa[illegible]r.
Das Augenreiben, Zweifeln und Verwundern half nichts! ———
Die Sache war wirklich so! — Theaterdekorationen, Kostü[illegible]me
und sonst zum Genuß dramatischer Dichterwerke nöthige Uten[illegible]n-
silien waren in verwilderter Eile auf mich hereingebrochen, un[illegible]d
Wanka, der ebenfalls ganz ängstlich und verstört mit dazu kam[illegible]n,
erklärte mir, daß heute Abend hier im Vauxhall zu Skierniewic[illegible]ice
das Warschauer Ballet auf einem besonders dazu hergerichteten[illegible]n,
im Hauptsaal des Gebäudes befindlichen Theater eine groß[illegible]e
Vorstellung geben werde. Das Theater selbst sei gestern scho[illegible]on
fertig gewesen, heute Morgen mit dem ersten Zuge aber di[illegible]ie
Maschinisten, Friseure, Garderobiers, überhaupt der ganze Unter-[illegible]r-
stab, die nicht dramatis, sondern theatri personae, gekommen[illegible]n,
um alles für die nachmittags nachkommende Truppe vorzubereiten[illegible]n.

So! — So! — Nun war ich beruhigt, denn der Hexen-[illegible]n-
sabbath da vor meinen Augen hatte keine persönliche Beziehung[illegible]g
mehr zu mir, sondern war eine ganz allgemein vorfallende Be-[illegible]-
gebenheit. Als solche sah ich ihr denn auch mit großer Seelen-[illegible]-
ruhe, und ohne mich irgend wie auf meinen sechs Stühlen stören[illegible]
zu lassen, zu. Die Unterstäbler theatralischen Hochgenusses kehrten [illegible]

ſich nicht an mich, und ich kehrte mich nicht an ſie; nur verlangte ich von Wanka, daß er bei meinem Lager ſtehen blieb und durch ſeine Livree imponirte. Das geſchah, und ich ſagte unwillkürlich zu mir ſelbſt: „Rrrr! Wieder ein ander Bild!“ Denn ſo viel ich früher dergleichen geſehen hatte, in Begleitung eines mit maleriſchem Nachtzeuge behängten Hofrathes, eines ſich mit Imponiren beſchäftigenden kaiſerlichen Lakaien und vor allen Dingen mit einer ſo unglaublichen Bettvorrichtung, wie es meine ſechs Stühle, zwei Sophakiſſen, ein Kopfkiſſen und mein Mantel war, hatte ich dergleichen nicht geſehen. Still duldend ſagte ich zu mir ſelbſt: „Es kann doch niemand ſeinem Schickſal entgehen!“

Ich blieb liegen, weil ich hoffte, die erſte Arbeits-, Schlepp- und Aufſtellungswuth der Leute werde nachlaſſen, eine Pauſe eintreten und ich dann während derſelben ungeſtört aufſtehen können. Aber dies erwies ſich als eine ungerechtfertigte und durchaus irrthümliche Vorausſetzung. Das Hin- und Herwirbeln mit Perrücken, pappenen Braten, kachirten Guitarren, goldenen Bechern von Blech und Weinbouteillen von Holz wurde immer ſtärker. — Endlich, da kein Menſch Notiz von meiner Bettlägerigkeit nahm und der Moment meines Aufſtehens ganz aus dem Bereich ihrer bisherigen Berechnungen verbannt geblieben zu ſein ſchien, ließ ich durch Wanka an die Eventualität meines Erhebens aus dem Bette beſcheiden erinnern. Dieſer erhielt aber die Antwort: „Es iſt befohlen!“ und brachte ſie mir mit der Bekräftigung, daß dann allerdings nichts zu machen ſei, als mein grand et petit lever in Gegenwart vieler zu bewerkſtelligen.

Wer das befohlen? Was eigentlich befohlen? Warum es befohlen? davon war keine Rede; der Gedanke, daß überhaupt irgend etwas befohlen ſei, hebt in jenen Gegenden ſofort alle Schwierigkeiten, und zum erſten Male in meinem Leben erfolgte eine Entwickelung meines Ichs aus an und für ſich ſchon mangelhaften Umhüllungen in Gegenwart vieler, durchaus un-

bekannter Zeugen. Aber es ging! Es geht dort überhaupt alles! Darüber sollte mir derselbe Tag noch weitere Aufklärungen bringen.

Wetter gut, Frühstück vortrefflich, Bedienung flink, die große Parade in Aussicht. Unter solchen Umständen war auch die vierte schlaflose Nacht bald vergessen. Man zeigte mir an, daß nun sogleich für ein besonderes Quartier gesorgt werden würde, da dieser Saal zum Ankleidelokal für die erwarteten Tänzerinnen des Warschauer Ballets bestimmt sei, und da man nun in Erfahrung gebracht hatte, daß ich der kaiserlichen Majestät vorgestellt worden sei. — Gott sei Dank! — Nun stand doch eine wohlschlafende Nacht in Aussicht!

Naturgenuß suchend, stürzte ich mich in den Park, machte einige Besuche, um mich nach der Disposition für diesen Tag zu erkundigen, und war begreiflich zu rechter Zeit wieder auf dem Bahnhof, um die Abfahrt des Extrazuges nach Lowicz nicht zu versäumen. Dort stand bereits die ganze Generalität versammelt, um den Kaiser zu empfangen. Meine eilf Stabsoffiziere von gestern Abend sah ich nicht; die waren wahrscheinlich schon mit einem der Frühzüge nach Lowicz vorausgegangen. Ich mußte also den Sukinsinn! und das Tschort tebja wasmi auf mir sitzen lassen, jene Unfreundlichkeiten, die ich mir durch Reklamation meiner Kopfkissen stellvertretenden Hutschachtel und meines mit „Wahrnehmung der Geschäfte einer Bettdecke beauftragten" Mantels zugezogen hatte. Unbefangen und vaterländischer Sitte bei Paraden huldigend, hatte ich ein schwarzes Halstuch und einen Ueberrock angethan, als aber einer der Herren aus dem Gefolge des Königs mit einer weißen Halsbinde erschien und unter dem Paletot ein Leibrock zu argwöhnen war, merkte ich mir diese stillschweigende leçon de convenance und hatte glücklicherweise noch gerade so viel Zeit, mit Hülfe Wankas mich convenablement zu metamorphosiren. Am Halse die Farbe der Unschuld, unter dem Paletot den für mögliche kaiserliche Be-

merkungsfälle geeigneten Frack, in der Tasche eine unverhältnißmäßige Butterſemmel mit Schinken, die ich der Sorge Wankas für etwaige Frühſtücksanfälle verdankte, und in der Hand einen Regenſchirm, deſſen Nützlichkeit im Sommer des Jahres 1851 nicht abzuleugnen war, ſtand ich noch zur rechten Zeit wieder auf dem Perron, als die Abfahrt erfolgte.

Die Wagen waren faſt ausſchließlich mit höheren ruſſiſchen Offizieren beſetzt und die Unterhaltung eine militäriſche. Doppelt ſo ſchnell wie gewöhnlich brachte uns der Extrazug durch eine keineswegs ſchwelgeriſche Gegend nach Lowicz, einer Stadt, deren architektoniſche Reize ich nur par distance kennen lernte, denn in den am Bahnhofe aufgeſtellten Wagen ging es gleich nach dem Lager, das ſich rechts neben der Chauſſee in einer Länge von beinahe fünf Werſt ausdehnte, während links derſelben das ganze zweite Infanteriekorps mit ſeiner leichten Kavalleriediviſion und ſeiner Artillerie in vier Treffen aufgeſtellt war. Im erſten Treffen 24 Jägerbataillone und ein Scharfſchützenbataillon; im zweiten Treffen 24 Musketierbataillone; im dritten 32 Eskadrons Kavallerie, in 2 Ulanen- und 2 Huſarenregimentern; im vierten 144 Fuß- und 16 reitende Geſchütze: zuſammen 47 630 Mann. Die ganze Parade war ein wahrhaft impoſantes Schauſpiel!

Die beiden gewöhnlichen Zeitungsphraſen, die ich ſelbſt ſchon ſo oft niedergeſchrieben, fanden auch hier wieder Anwendung: „Das ſchönſte Wetter begünſtigte das glänzende militäriſche Schauſpiel“ — und: „Die Truppen zeigten eine vortreffliche Haltung.“

Kapitän Wilde führte das kleine Häuflein preußiſchen Gefolges auf die günſtigſten Plätze, und zwar zu Fuß, obgleich ich im Stande geweſen wäre, mich auf ein Pferd zu ſetzen, wenn mir nämlich eins angeboten worden wäre und das angebotene Pferd ſo verſöhnliche Eigenſchaften gehabt hätte, wie meine Pauline, das ſüße Thier, das während meiner Abweſenheit ſich durch vortrefflichen Appetit vortheilhaft vor den übrigen Pferden des

Stalles ausgezeichnet haben soll, wobei ich bemerke, daß der Hafer unterdessen leider theurer geworden war.

Unserer Gruppe hatte sich ein preußischer Polizeibeamter angeschlossen, der lange in der preußischen Armee gedient und daher ein scharfer Kritikus der russischen Leistungen war. Obgleich er weder einsah, daß irgend etwas in der Welt anders sein könnte, als in Preußen, noch seine Mißbilligung solcher Anmaßungen verhehlte, daß etwas anders war, als er es beim 1. Garde-Regiment zu Fuß gesehen, so mußte er doch diesen vortrefflichen Truppen Gerechtigkeit widerfahren lassen, was ihm ersichtlich schwer abging. Da indessen militärische Beobachtungen diese Reisebeschreibung unverhältnißmäßig verlängern würden, so freut es mich, daß die mir sehr geläufigen Redensarten von dem „herrlichsten Wetter, welches dieses militärische Schauspiel (exklusive eines mörderlichen Staubes) begünstigte", und von der „vortrefflichen Haltung" auch hier wieder das Bild auf angenehme Weise abschließen. Besagter Staub machte sich auf der Rückfahrt bis Lowicz vorzugsweise bemerkbar und überzog unsere nationale Kleidung, schwarz mit weißer Halsbinde, auf das vollständigste mit Theorie, die bekanntlich grau ist, wie Exzellenz Goethe, ehemals in Weimar, in seinem Faust andeutet.

Auf dem Bahnhofe angekommen, waren wir Zeugen, wie der Kaiser den Kommandeur des 2. Infanteriekorps, Generallieutenant Panjutinn, als Zeichen seiner Zufriedenheit mehrer Male umarmte, was in dem abermals mit Offizieren aller Grade angefüllten Coupé eine ungemein freudige Bewegung veranlaßte. Einer dieser freudig bewegten Co-Voyageure sah mich unaufhörlich starr an, als besinne er sich, ob er mich nicht schon irgend wo gesehen, schüttelte hin und wieder den Kopf und wußte offenbar nicht, wo er mich eigentlich hinbringen solle. Ich hütete mich wohlweislich, ihn darauf zu bringen; denn ich erkannte ihn als denjenigen, welchem ich gestern Abend meinen Mantel entrückt, den er zum Behufe der Erwärmung über seine Helden-

lieder gebreitet. Der Mann ſah mich mit durchbohrenden
licken an und würde dies bis zu vernichtenden Blicken ge-
igert haben, wenn er mich als den Entzieher fremder Reiſe-
äntel für Bettdeckenäquivalente, alſo als ſeinen Sukinsinn, er-
nnt hätte.

Auch bei der Rückfahrt von Lowicz bis Skierniewice bot
Gegend keine erhöhten Reize dar, und der bei Reiſen ſonſt
i und wieder übliche Naturgenuß fiel hier gänzlich weg, ſo
ß wir ohne enthuſiaſtiſch geſteigerte Stimmung wieder in
ierniewice anlangten. Da ich große Paraden in Rußland
nte, ſo hatte ich mich durch Mitnahme der ſchon erwähnten
ktualie, einer Semmel mit Schinken, vor den Folgen bewahrt
d dieſe zwiſchen dem Vorbeimarſch eines Musketier- und eines
igerregiments auf freiem Felde, aber mit Staub gewürzt,
:zehrt, eine Verproviantirung, welche ſogar vom Kaiſer be-
rkt worden war, aber durchaus keine Mißbilligung gefunden
tte, da erſichtlich daraus hervorging, daß ich das berühmte
erk Cancrins über Verproviantirung, wenn auch nicht geleſen,
doch theilweiſe in mich aufgenommen haben mußte.

Zum erſten Male fand heute eine Art von Korporations-
iner ſtatt, denn ich wurde zur Theilnahme an dem Diner in
r Behauſung des Geheimen Kämmeriers eingeladen, an welchem
ch der ſtets gefällige Kapitän Wilde theilnahm. Zwiſchen
caten und verſchiedenen Kompoten wurde das Diner durch die
kunft eines preußiſchen Feldjägers aus Berlin unterbrochen,
: ebenfalls ein ziemlich gefülltes Felleiſen, aber doch von
gleich menſchlicherer Form als das meinige, an den Reiſe-
ſtmeiſter ablieferte. Obgleich es ſich gegenwärtig in Rußland
and, ſo wurden ſeine Grenzen, nämlich die Verſchlußklappen,
ch ſofort geöffnet, und es quoll abermals eine ganz anſehnliche
hl von Briefen heraus. Einer davon an den Geheimen
mmerier ſollte große Freude erregen, denn er enthielt die
chricht, daß ihm vor drei Tagen ein Kind geboren worden.

In sehr froher Stimmung wurde der neue Weltbürger bewillkommt und so das absichtslose Diner zu einem Festmahle.

So froh wir waren, so wenig froh erschien das Gesicht des neuangekommenen Feldjägers. In Erinnerung an eigene Erlebnisse und Trostlosigkeiten, informirte ich mich über den Seelenzustand des Mannes, den ich gestern noch Kollege nennen durfte, und erfuhr, daß er wegen nächtlicher Unterkunft in einiger Verlegenheit sei. Da ich diesen Zustand kannte, so erbot ich mich sofort, mein künftiges Quartier so weit mit ihm zu theilen, wie dies überhaupt möglich sei. Ich kannte dasselbe noch nicht, verfügte also ziemlich unbesonnen über die ihm innewohnenden Möglichkeiten, fand es aber gegen 6 Uhr doch gerathen, mich in etwas über die Lage und Räumlichkeit desselben zu unterrichten, und schlenderte durch den Park nach dem Vauxhall. — Wanka erwartete mich bereits vor der Thür und stellte mir mit Trauer im Blick einen andern Diener in kaiserlicher Livree vor, der aber keinen Adler auf den Knöpfen hatte, also ein Aushülfslakai war und die Eigenschaft besaß, ausschließlich polnisch zu sprechen, ein Umstand, der erschwerten Verkehr in Aussicht stellte. Dieser Mann kannte bereits das mir bestimmte Quartier in der hinter dem Schlosse liegenden Stadt persönlich und erhielt durch Vermittelung Wankas den Auftrag, einstweilen meine Sachen zu übernehmen und mich im Vauxhall zu erwarten; denn ich wollte noch einen Spaziergang in den nahe liegenden berühmten Wildpark machen, von dem man in Skierniewice mit so vielem Stolze sprach.

Da für den Abend eine Balletvorstellung festgesetzt war, so konnte ich nicht erwarten, heute zu fortgesetzter Vorlesung befohlen zu werden, und hatte daher einen einsamen Abend vor mir; doch wollte ich nicht in Vauxhall gewesen sein, ohne mich bei dem Flügel-Adjutanten des Königs erkundigt zu haben, was zunächst bestimmt worden sei, und ohne daran zu denken, daß unterdessen die ganze Warschauer Balletgesellschaft angekommen

trat ich in den langen Flur, der den Saal, in dem ich ge-
lafen, oder vielmehr in welchem ich mich Schlafens halber
gehalten hatte, von dem Quartier des Flügel-Adjutanten
nnte. — Hilf Himmel! in welche Wirthschaft kam ich hinein?!
- Auf dem Flur standen nämlich die Betten der Offizier-
dienten und wurden eben als Waschtoiletten für die Damen
s Corpo di ballo benutzt. Sechs derselben umstanden das
ett, in welchem der Diener des Oberstlieutenants Grafen
. Blumenthal jedenfalls besser geschlafen als ich, und nettoyirten
ch in schwesterlicher Einigkeit aus einer Waschschüssel. Hatte
ich meine gestrige Toilette hinter dem Büffetschirm des
estaurationslokals mannigfach in Verlegenheit gesetzt, so begriff
h doch diesem Anblick gegenüber vollständig, daß ich gar kein
echt zu einer Verlegenheit gehabt; denn hier war nicht einmal
on einem Schirm die Rede, und alles ging in traulichster
ngezwungenheit und rücksichtslosester Kollegialität vor sich. Die
wähnten Offizierdiener sahen dem in nächster Umgebung königs-
cher Flügel-Adjutanten jedenfalls ungewöhnlichen Vorgange
was stupefizirt zu, und der Diener des Grafen v. Blumenthal,
r darüber ins Innere berichtet, brachte wenigstens noch eine
aschschüssel heraus, die sein Herr in Anbetracht der Umstände
n Damen zu offeriren befohlen. Nun theilte sich die Sektion
r Waschenden in zwei Hälften, drei dieser charmanten Baja-
ren stellten sich um das Kopfende, drei andere um das Fuß-
de des Bettes, und das Geschäft ging ruhig weiter. Ich
ußte in der That nicht, was ich sagen sollte, und da auch
emand etwas Gesagtes von mir verlangte, so schwieg ich still.

Ein längeres Verweilen schien mir aber auch nicht gerecht-
tigt, obgleich keine der Warschauer Hierodulen mich durch be-
mdete oder mißbilligende Blicke zum Weggehen veranlaßte,
dern Gewohnheit ihnen über die Schwierigkeit der Situation
weggeholfen zu haben schien. Ich versuchte also auch, unbe-
gen zu erscheinen, und ging, ohne meiner in der That vor-

handenen Verwunderung Worte gegeben zu haben, wieder hinaus. — Hatten ſich die Figurantinnen ſchon mit ſo anſpruchsloſer Räumlichkeit, wie ein von Offizierbedienten bewohnter Flur iſt, und mit ſo omnibuſigen Waſchutenſilien begnügen müſſen, ſo konnte ich mich der Frage nicht erwehren, wo und wie ſich denn die männlichen Mitglieder des erwähnten Corpo di ballo angekleidet; denn ich ſah die Geſtalten derſelben in kleidſamer Krakuſentracht bereits überall wandeln.

Wanka, der ſich noch immer in meiner Nähe hielt, wahrſcheinlich mit pekuniären Abſichten, antwortete mir, daß er von dem Ankleidezimmer der Herren Tänzer keine Idee habe, weil auch nicht der geringſte Raum im ganzen Hauſe für einen ſolchen Zweck disponibel ſei und die Damen ſich ſchon ſo ſehr einſchränken müßten. Es ſei aber zu vermuthen, daß ſie ſich doch irgendwo angezogen haben müßten, auf dem Boden, im Keller oder ſonſt an einem geeigneten Orte; denn der Augenſchein lehre, daß die Sache ſelbſt vorgefallen ſei, in welcher Deduktion ich Wanka folgen konnte.

Halb verwildert über das Geſehene ging ich wieder nach der Gegend des Schloſſes zurück, um einen der Freunde zum Mitbeſuche des Wildparks einzuladen, und empfing hier ganz zufällig von dem Generallieutenant v. Gerlach die Nachricht, daß ich um 7 Uhr im Schloſſe zur weitern Vorleſung erwartet würde. Der Befehl dazu war nach der Tafel gegeben worden, und der mit dem Ueberbringen deſſelben an mich beauftragte Feldjäger hatte ſich nach meiner Wohnung erkundigt. Da ich erſt ſeit heute auf der Liſte des Hofſtaats ſtand, ſo nannte man ihm das Quartier, in dem ich erſt die nächſte Nacht ſchlafen ſollte und noch gar nicht geweſen war. Sehr begreiflich erwartete er mich dort vergebens, was ich aber alles erſt ſpäter erfuhr.

Ganz erſchrocken ſah ich nach der Uhr. Es war bereits dreiviertel auf ſieben, und obgleich ſeit dem Ueberſchreiten der

ſchen Grenze ſchon etwas an Eile gewöhnt, wußte ich doch
t, ob ich wache oder träume, als mir dieſe Kunde ſo uner-
tet und plötzlich wurde. — Meine Sachen in Vauxhall, ein
artier in der Stadt, dreiviertel ſieben Uhr! in einer Viertel-
ıde im kaiſerlichen Schloſſe — Wanka von mir abkommandirt
ein Pole als Stellvertreter deſſelben in Ausſicht! Das alles
gte mir fortwährend vor den Augen herum; aber zum Be-
nen war keine Zeit. Mit Anmaßung einer Autorität, die ich
: nicht hatte, warf ich mich in einen dort ſtets bereitſtehenden
ıgen und jagte, diesmal mit gewünſchter und begriffener, ja
ar gerechtfertigter Geſchwindigkeit durch den Park nach Vaux-
ll zurück, unterwegs die entfernte Möglichkeit überlegend, ob
mich nicht abermals hinter dem Büffet anziehen könne; denn
er Flur, wo die Damen verkehrten, lag in der That meinen
rechnungen fern. Ich mußte ja aber in mein neues Quartier,
il ich dort wahrſcheinlich die näheren Umſtände des ertheilten
fehls erfahren konnte. Die Effekten wurden alſo mit entſetz-
ıer Eile in den Wagen geworfen, mein überantworteter Pole
rf ſich nach, und ſo ging es, was die Pferde laufen konnten,
:h den Park am Schloſſe vorbei in die Stadt und vor das
ıs eines katholiſchen Vikars, wo bereits der kaiſerliche Feld-
er ſtand und mir ſagte, daß Ihre Majeſtät die Kaiſerin mich
7 Uhr erwarte.

Mit einem Sprunge war ich in dem für mich beſtimmten
mmer, wo ich zu meinem Erſtaunen den königlichen Feldjäger,
ı ich unvorſichtigerweiſe Gaſtfreundſchaft angeboten, bereits
lſtändig inſtallirt traf. Der künftige Oberförſter war wahr-
:inlich von ſeiner Kurierreiſe ermüdet geweſen und hatte ſich
ıer in das für mich beſtimmte Bett gelegt. — Ich war ſo in
Eile, daß ich dieſes beängſtigende und auch für die fünfte
cht Unglück verheißende Schauſpiel gar nicht beachtete, nur den
ffer aufriß, um mich anzuziehen, alles andere in der Obhut
ines Gaſtes und meines Polen zurückließ und wirklich präziſe

sieben Uhr in das Schloß treten konnte. — Mir wurde klar, daß wirklich in Rußland Dinge möglich sind und gehen, von denen man im osthavelländischen Kreise keine Idee hat. Welche Bedenken und Schwierigkeiten wären hier in ähnlicher Lage zum Vorschein gekommen, während dort die Sache allerdings eilig, aber mit schließlichem Erfolge sich abwickelte.

Zwar in einem andern Zimmer, aber vor genau denselben Allerhöchsten und Hohen Personen hatte ich die Ehre, zum zweiten Male, und zwar diesmal meine „Impressions d'un voyage à Treuenbrietzen dans le département de la Zauche" vorzulesen. Weniger befangen als das erste Mal und von der nachsichtigen Aufnahme meines anspruchslosen Scherzes ermuthigt, las ich besser als das erste Mal und, wie es schien, mit günstigerem Erfolge. Um 7½ Uhr, wo die Balletvorstellung in Vauxhall beginnen sollte, erhob sich Ihre Majestät die Kaiserin mit der Aeußerung, meine in der Mitte abgebrochene Vorlesung jedenfalls morgen zu Ende hören zu wollen, was mir ein Beweis war, daß der manchmal etwas kecke Scherz nicht mißfallen. Der Kaiser fragte mich, ob ich nicht auch das Ballet besuchen wolle, und auf meine Antwort, daß ich das Theater überhaupt seit drei Jahren nur auf Befehl meines Allergnädigsten Herrn besuchte, ertheilte mir der Kaiser den Befehl mit der Bemerkung: „Ich will einmal sehen, welchen Eindruck Meine Tänzerinnen auf Sie machen!" — „Wahrscheinlich gar keinen, Eure Majestät", — unterstand ich mich zu erwidern — „denn ich bin sehr glücklich verheirathet." — Der Kaiser sagte lächelnd: „Ich weiß es, aber eben deswegen sollen Sie heute zusehen! man kann doch nicht wissen!"

Hätte Seine Majestät aber gewußt, daß ich bereits Eindrücke empfangen hatte, und zwar Eindrücke, die sich gewaschen hatten, so würde wahrscheinlich kein neuer Versuch befohlen worden sein. Ich folgte indessen und hatte die Ehre, in dem Wagen Seiner Hoheit des Herzogs Wilhelm von Mecklenburg dem kaiserlichen

Wagen folgen zu dürfen. Unterwegs theilte mir der Herzog mit, daß Marie Taglioni heute Abend tanzen werde; also abermals eine Erinnerung von den Ufern der Spree.

So hatte ich noch nie ein Theater betreten, wie an diesem Abende und in dieser Umgebung. Der Zuschauerraum war zwar nur klein, die Zahl der Zuschauer aber noch kleiner, „da es im Theater nicht so heiß werden sollte." Unter allen den glänzenden, besternten und reich gestickten Uniformen war ich der einzige Civilist im Frack und kam mir ungemein genirt vor. Ich hatte zwar am Tage der Abreise aus Berlin die Zeit von 6 bis 9 Uhr dazu benutzt, um mir von meinem Schneider in höchster Geschwindigkeit gelbe Knöpfe mit dem Namenszuge meines Allergnädigsten Herrn auf den Frack setzen zu lassen, damit ich doch nicht gar zu trübselig und unzurechnungsfähig in der erwarteten glanzvollen Umgebung aussehen möchte; aber auch diese usurpirte Knopfverschönerung verschwand neben oder vielmehr hinter den verschiedenartigsten Uniformen; denn ich setzte mich hinter die Träger derselben, um nicht noch mehr aufzufallen.

Man gab erst ein angebliches Ballet, von dessen Inhalt ich indessen nur so viel begriff, daß Krakusen von Anfang bis zu Ende tanzten. So was man eine Handlung, einen Vorfall, eine Begebenheit nennt, darauf machte das Werk durchaus keinen Anspruch. Im Gegentheil, die Sache endete genau so, wie sie angefangen hatte, und wie sie in der Mitte gewesen war, das heißt: zwölf Krakusen mit zwölf Krakusinnen tanzten mit einiger Wildheit oder National-Hacken-Stampfen. Hierauf war eine Pause, deren Nothwendigkeit ich nach diesen choreographischen Anstrengungen sehr wohl begriff. — Ich hatte während des Balletgenusses Vergleiche zwischen einer Theatertoilette und einer Waschtoilette angestellt und die sechs Bajaderen von heute Nachmittag leicht wieder erkannt. Diese hatten damals keinen Eindruck auf mich gemacht; ich sah daher um so aufmerksamer die

anderen ſechs Krakuſinnen an, um auf mich eindrücken zu laſſen, aber es fanden ſich durchaus keine gefährlichen Symptome. Während ich Pauſe genoß, genoſſen die Hohen Herrſchaften Thee, ich glaube ſogar Eis erkannt zu haben; ein Anblick, der viel Abkühlendes hatte.

Der Vorhang ging wieder auf, und es erfolgte ein Pas seul durch Fräulein Marie Taglioni, welches indeſſen inſofern doch nicht ganz Pas seul war, als noch vier andere junge Tanzbefliſſene vom ſchönen Geſchlecht mit tanzten. Mir rief das ſchöne junge Mädchen die eigene Jugend zurück, denn ſie iſt das leibhafte Ebenbild ihrer Mutter Amalia Taglioni, geborenen Galſter, mit der ich in der Theater-Tanzſchule den erſten Unterricht genoſſen. Das iſt freilich ein wenig lange her, denn 1821 liegt dreißig Jahre hinter mir. Wie ein Traum ging bei dieſer Erſcheinung mein ganzes Leben an mir vorüber. Aufmerkſamer als das angebliche Ballet ſah ich die Tänzerin an, und in einer ihrer ſchönſten Stellungen trifft ihr Auge auch auf mich. Das war eigentlich kein Wunder, denn der einzige Civiliſt in der ganzen Verſammlung mußte nothwendig auffallen. Ich ſah deutlich, wie Marie, die mich ſehr gut aus meinen früheren Verhältniſſen kannte, erſtaunt war, mich hier in Skierniewice und in dieſer Umgebung zu erblicken. Eine zweite noch ausgedehntere Stellung entwickelt ſich, doch ihr Auge bleibt auf mir ruhen, und ich leſe es in ihrem Geſichte, daß ſie ſich eben fragt: „Iſt er's, oder iſt er's nicht?" — Eine Pirouette — ich leſe weiter: „Ja, er iſt es!" — Ein Entrechat — „Aber wie kommt der hier her?" — Eine noch weitläufigere Attitüde: „Das muß ich der Mutter ſagen, ſo wie ich abgegangen oder vielmehr abgetanzt bin!" — Das ſind ſo Selbſtgeſpräche, die man nicht hört, aber fühlt.

Ich hatte mich denn auch richtig nicht geirrt. Als der Vorhang nach dieſem Pas seul à cinq gefallen war, ſah ich ſofort den Kopf meiner Jugendfreundin Amalia Galſter, allerdings

etwas reifer als damals, zwiſchen Proſcenium und Vorhang erſcheinen. Auch hier malte ſich Erſtaunen und Zweifel. — Ich hätte gern genickt und den Zweifel gelöſt, aber es war Zwiſchenakt, der Kaiſer hatte ſich umgedreht und hätte mein Nicken am Ende gar für einen Eindruck halten können. Ich blieb alſo in würdevoller Gleichgültigkeit ſtehen, bis die dritte Abtheilung begann, ein perſiſches Divertiſſement, originell, gut arrangirt, anziehend durch die Eigenthümlichkeit der Bewegungen, jedenfalls das Intereſſanteſte des Abends. Den Tänzen waren auch Geſänge eingeflochten, und das Ganze machte den Eindruck eines belebten Genrebildes orientaliſcher Sitten.

Nach Beendigung der Vorſtellung blieb ich einige Zeit allein in dem Zuſchauerraum zurück, und als die Herrſchaften abgefahren waren, ging ich auf die Bühne, um die Zweifel zu löſen. Ich fragte nach Madame Taglioni, und man führte mich mit außerordentlichen Reverenzen, weil man mich wahrſcheinlich für etwas ganz Beſonderes hielt, zu Fräulein Marie. Vergeblich verſicherte ich, daß ich nicht zur Marie, ſondern zur mère Taglioni wolle. Dies ſchien den Reverenzen machenden Theaterbeamten durchaus unwahrſcheinlich, denn im allgemeinen iſt der Andrang zu Töchtern beim Ballet ſtärker, als zu Müttern. Endlich gelang es meinen wiederholten Verſicherungen, richtig dirigirt zu werden, und ich bemerkte ein eben ſo heftiges wie anhaltendes Erſtaunen der Umſtehenden, als ich in der That die liebe Jugendfreundin umarmte und tauſenderlei mit ihr zu plaudern hatte. Daß ich kein Diplomat oder Mitglied der haute volée ſei, ſchien nun den ehrerbietig Harrenden doch klar zu werden, und die Ehrerbietigkeit verminderte ſich ſichtlich.

Dieſelbe Frage, die ich im Belvedere und in Lazienki ſchon vorgeſtern wiederholt gehört: „Aber, mein Gott, wo kommen Sie hierher?“ leitete auch diesmal auf paſſende Weiſe das Geſpräch ein, und ich konnte mit aller Anſtrengung keine geiſtreichere Antwort finden, als die ebenfalls ſchon wiederholt von mir

gegebene: „Aus Potsdam!" — Lange aber durfte ich mich doch in dieſer Umgebung nicht aufhalten, um nicht in den Verdacht ungeſetzlicher Eindrücke zu gerathen; denn da der Direktor des Warſchauer Theaters in zweckmäßiger Verbindung zugleich auch Chef der Warſchauer Polizei iſt, ſo konnte man immer nicht wiſſen, ob mein Beſuch auf der Bühne nicht zu den grenzenloſeſten Folgerungen verleiten mochte. Dieſe rein polizeiliche Rückſicht ließ mich denn auch das Geſpräch abbrechen, und wir ſchieden, wahrſcheinlich auf lange.

Kaum war ich in den Park getreten, ſo kam auch ſchon der Gedanke an die nächſte Nacht wieder über mich. Mir fiel ein, daß ich beim Verlaſſen meines Quartiers jenen in gaſtfreundlicher Aufwallung eingeladenen Feldjäger in meinem Bette liegend geſehen, und dieſes an und für ſich mehr wahre als ſchöne Bild begann mich denn doch in einige Beſorgniß zu verſetzen; denn nun fing mir nachgerade an, die Nachtruhe als etwas ſehr Wünſchenswerthes zu erſcheinen. Mit weiterer Ausmalung des Bildes eines Feldjägers in liegender Stellung beſchäftigt, eilte ich durch den Park in die Stadt und fand richtig meine Befürchtungen auf angenehme Weiſe beſtätigt. Der polniſche Diener hatte ſich während meiner Abweſenheit mit dem plötzlichen Gaſtfreunde nicht verſtändigen können, ein Verhältniß, welches ſich auch mit mir fortſetzte. Er ſchien zu glauben, daß ich mich zu dem ſchon Liegenden in daſſelbe Bett legen würde, eine Anſicht, die mehr nationell und polniſch, als mir einleuchtend war. Ich ſuchte ihm daher vor allen Dingen begreiflich zu machen, daß ich ebenfalls ein Bett haben müſſe. Dieſer Auseinanderſetzung ſetzte jener aber vollkommene Unverſtändlichkeit entgegen. Glücklicherweiſe erinnerte ich mich der außerordentlich vortheilhaften Wirkung, welche das geſtern ganz unnöthig geholte Souper auf Wanka gehabt, und leitete daher ein mögliches Bett durch die Beſtellung eines gewiſſen Abendeſſens ein. Dies verſtand jener ſogleich, und ich hatte die Freude, meinen Gaſtfreund, den ich

ſchon vollkommen eingeſchlafen wähnte, bei Auseinanderſetzung des Begriffes Abendeſſen plötzlich erwachen zu ſehen. Eine angemeſſene Unterhaltung entwickelte ſich während der Abweſenheit des Dritten im Bunde, etwa: „Ach, ſind Sie ſchon wieder da? — Nun, wie war es bei Hofe? — Ich bin ſo frei geweſen, einſtweilen Ihr Bett zu benutzen; der Menſch wird Ihnen wohl leicht ein anderes beſorgen können.“ — „Bitte recht ſehr, geniren Sie ſich nicht; freut mich, wenn Sie gut liegen! — Gutes Wetter heute Abend noch geworden!“ und ähnliche treffende Bemerkungen von beiden Seiten.

In der Verzweiflung ſetzte ich mich an eine Kommode, denn einen Tiſch gab es in dieſer ſplendiden Wohnung nicht, und ſchrieb einen Front-Rapport über die heutige Parade ab, jedenfalls eine bei weitem mehr nützliche als angenehme Beſchäftigung. Wer je an Kommoden ſitzend geſchrieben hat, weiß auch, daß ſich die Kniee bei ſolchen Möbeln in einer gedrückten Stellung befinden, und ſo oft meine Kniee mit einer Schublade in Berührung kamen, konnte ich den Gedanken an die Behaglichkeit des in meinem Bette liegenden, unvorſichtig eingeladenen Gaſtfreundes nicht los werden.

Es giebt eine Lafontaineſche Fabel — oder wenn ſie nicht von Lafontaine iſt, ſo iſt ſie von Aeſop, ja ſelbſt Gellert unterliegt dieſer Vorausſetzung — in welcher ein Igel von einer Schlange eingeladen wird, es ſich in ihrem Lager gefallen zu laſſen. Igel thut das, macht es ſich aber ſo bequem, daß ſeine Stacheln das brave menſchenfreundliche oder vielmehr igelfreundliche Thier hinaus treiben. Ohne einen kränkenden Vergleich oder eine freilich nahe liegende Nutzanwendung machen zu wollen, kann ich doch nicht leugnen, daß ſowohl Aeſop, als Lafontaine, conditionaliter ſogar Gellert, tiefe Menſchen- oder Igelkenner geweſen ſein müſſen.

Mit der Ankunft des Soupers hatte ich das Vergnügen, meinen lebendigen Bettwärmer auf einige Augenblicke ſeinem Lager

entſteigen zu ſehen. Es waren ſchöne Augenblicke, nur gingen ſie leider zu raſch vorüber; denn nachdem mein Gaſtfreund ein Huhn, mehrere Salate und eine Schale Gelée unglaublich raſch und erledigend zu ſich genommen hatte, zog er ſich wieder in ſein uſurpirtes Domizil zurück und überließ mich erneuten Verſtändigungsverſuchen mit dem Diener wegen eines Bettes. Die ihm zu gute gekommenen bedeutenden Reſte des Soupers, die Nähe der nachtſchlafenden Zeit und endlich der unzweifelhafte Augenſchein ſchienen denſelben begriffsfähiger gemacht zu haben. Nachdem auch er anhaltend ſoupirt, verſchwand er mit allen nur erdenklichen Pantomimen, um mir ſeinen guten Willen für Anſchaffung eines Bettes deutlich zu machen, und ich ſaß wieder nachdenkend an meiner Kommode, welche fortfuhr, meine Kniee zu beſchädigen. Ich leugne nicht, daß ich mich in einer etwas gereizten Stimmung befand; glücklicherweiſe ſchlief mein angenehm geſättigter Gaſtfreund bald ein, ſonſt hätte ich doch wohl einige ſpitze Bemerkungen nicht unterdrücken können. Ich weiß nicht, wie lange mein Bote ausblieb, obgleich es mir ſehr lange ſchien; daß er aber achſelzuckend wieder bei mir eintrat, weiß ich ganz genau. — Er ſprudelte eine unglaubliche Anhäufung von Ziſch- und Gurgeltönen in mein Ohr, deren Bedeutung ich mir ohne beſondere Anſtrengung aus der Situation erklären konnte.

Die Folge lehrte indeſſen, daß ich falſch erklärt hatte, denn wahrſcheinlich drückte ſein Redefluß neben dem Bedauern, kein Bett bekommen zu haben, auch den Entſchluß aus, einen letzten Verſuch dazu zu machen. Denn als er hinaus ging und ich ſchon dachte: Nun gute Nacht, gute Nacht! — hörte ich ihn an der gegenüberliegenden Thür des Herrn Vikars erſt klopfen, dann pochen und endlich donnern, hörte endlich öffnen, ein anfangs anſtändiges, dann aber grobes Geſpräch und ſah ſchließlich einen Strohſack, einige Kopfkiſſen und ſonſtiges Bettzubehör, indeſſen ohne Bettſtelle oder vielmehr ohne Bettgeſtell, erſcheinen; denn als Bettſtelle that die ganze Ausdehnung des Fußbodens erſprieß-

liche Dienſte. Es wurde mir aus der Unzuſammengehörigkeit der einzelnen Stücke deutlich, daß ſie aus verſchiedenen Ruheſtätten der Vikarfamilie zuſammengeſetzt waren; denn der Mann litt an einer Schweſter, einer Schwägerin und einer Nichte, welche ſtatiſtiſchen Notizen ich erſt am folgenden Tage ſammeln konnte. Was fragte ich damals aber nach dem Urſprung des Eroberten und nach dem wahrſcheinlich ſtattgefundenen Meinungskampfe bei der Eroberung ſelbſt? — Schnell war ein quasi Bett, das heißt ein überzogener Strohſack auf dem Boden gebreitet, der Dienſtbefliſſene mit einem Blick des innigſten Dankes entlaſſen, das Licht gelöſcht und die erſten behaglichen Ausſtreckungen unternommen. Aber, hilf Himmel! auch in dieſer Nacht ſollte wieder nichts von dem Schlafe werden.

Wer Nicolais Reiſe nach Italien geleſen hat, wird ſich der vielfachen entomologiſchen Betrachtungen erinnern, die der Verfaſſer über einige ganz ſpezielle Klaſſen der Kerbthiere angeſtellt. Nach den Erlebniſſen dieſer Nacht in Skierniewice zu urtheilen, würde Herr Nicolai auch in Polen ein reiches und dankbares Feld für ſeine Betrachtungen gefunden haben. Schade, daß ich nicht Entomologe genug bin, um mit Freude an die mir gebotene Gelegenheit zu denken, meine Inſektenkenntniſſe zu bereichern. — Namentlich waren hier die Sippen Pulex, Cimex und Pediculus ungemein reich vertreten und von einer Friſche und Fröhlichkeit, die mich nicht allein in Erſtaunen, ſondern auch in vollſtändige Schlafloſigkeit verſetzte. Dabei hatte ich das angenehme Bewußtſein, daß mein Gaſtfreund in einem kaiſerlichen, alſo vermuthlich nicht ſo durchaus entomologiſchen Bette, wie das meinige, ſchlief, was auch den Reiz der Situation eben nicht erhöhte. Dunkel war es, an Lichtmachen nicht zu denken, da ich kein Feuerzeug hatte, alſo mußte ſtille gehalten werden. Das ruhige Athmen meines Nachbars ärgerte mich aber mit der Zeit dermaßen, daß ich beſchloß, ihm wenigſtens auch einen Theil meiner Vergnügungen zukommen zu laſſen. Mit einiger Schaden-

freude zerrte ich mein Lager an das benachbarte Bette so dicht wie möglich heran und hatte auch bald die Genugthuung, meinen Gastfreund sich unruhig umherwerfen und rumoren und endlich in ein „Donnerwetter!" ausbrechen zu hören. Ein Schmerz erträgt sich leichter, wenn man weiß, daß eine fühlende Seele ihn theilt, um wieviel leichter, wenn dieses Mitgefühl auch ein rein körperliches ist. Ich war mäuschenstille und duldete eine unglaubliche Zahl von Pulexen, weil ich das tröstende Bewußtsein hatte, daß mein Gastfreund an einer ebenso unglaublichen Zahl von Cimexen litt. Mein Gastfreund war ein gewissermaßen verbissener, um so mehr, als es wirklich bis zum Tagesanbruche dauerte.

Als es nach und nach hell wurde, hatte ich wenigstens die Freude, den Feldjäger mit offenen Augen verzweiflungsvoll an die Decke starren zu sehen. Er fragte mich: „Um Gotteswillen, haben Sie denn schlafen können? ich habe fast kein Auge zugethan!" worauf ich ihm lächelnd erwiderte: „Das thut mir leid, ich habe vortrefflich geschlafen!" — Die Rache ist süß, das fühlte ich an der Wirkung, welche diese schamlose Lüge auf meinen unwillkürlichen Gastfreund machte. Glücklicherweise war es die letzte Nacht, die ich zwischen Weichsel und Prosnja zubrachte; denn am folgenden Tage sollte es zur Heimat zurückgehen, wo jene entomologischen Studien mehr Sache einiger Männer vom Fach als Gemeingut der Bevölkerung sind, und Insekten, namentlich ganze Sippen derselben, mehr in zoologischen Kabinetten als in Betten aufbewahrt werden.

Alles in der Welt hat mal ein Ende, so auch schlaflose oder vielmehr schlafberaubte Nächte. Die Sonne schien uns schon früh breit und behaglich in das Zimmer, so daß sich für die auf heute bestimmte Rückreise des Königs nach Preußen gutes Wetter erwarten ließ. Unser interimistisch kaiserlicher Lakai fand sich sehr früh ein, schleppte die einzelnen Bettstücke wieder hinaus und zu unserem Wirthe hinüber, dessen weibliche Haus-

genoſſenſchaft ich bei der Gelegenheit zu ſehen bekam; eine Gunſt des Geſchickes, die ich aufrichtig bereue und mir kaum bewußt bin, verdient zu haben. Da ich hörte, daß die Abreiſe gleich nach einem Déjeuner dinatoire oder Diner déjeunatoire feſtgeſetzt war, ſo begriff ich in der That nicht recht, wann die geſtern befohlene Fortſetzung der Lektüre ſtattfinden konnte; denn vormittags pflegen Vorleſungen weder begangen, noch genoſſen zu werden. Ich hatte mir indeſſen durch Büffetſchirm, Flügel-Adjutanten-Waſchſchüſſeln, übereilte Toilettenkünſte, Bettſtellen mit erſchwerenden Umſtänden u. ſ. w. u. ſ. w. den Begriff des Ungewöhnlichen oder Unmöglichen ſchon ſo weit abgewöhnt, daß ich mich gar nicht mehr mit Grübeln und Konjekturiren abgab, ſondern Frack und Weſte in maleriſcher Ausgebreitetheit auf den Stühlen liegen ließ, ſonſt aber meinen Koffer packte, um für jeden Befehl bereit und gerüſtet zu ſein.

Mit meiner gewöhnlichen Abſichtsloſigkeit ſchlenderte ich nun im Park und in der Nähe des Schloſſes umher; ſah denn auch abſichtslos, wie der Kaiſer vier Junker aus den beiden Huſaren-Regimentern der geſtrigen Parade perſönlich exerziren ließ und examinirte, befand mich auch abſichtslos in der katholiſchen Kirche, als der König dieſelbe beſichtigte, wobei mein Vikar und Hauswirth fungirte, ſah zufällig das Aufziehen der Wache vor dem Schloſſe mit an und wunderte mich endlich ſelbſt, daß trotz ſo entſchiedener Abſichtsloſigkeit doch ſo viele Abſichten erreicht wurden. Zum dritten Male ſollte mich der Befehl zur Vorleſung aber nicht verfehlen, und ſo ſah ich denn um ein halb zwölf Uhr einen kaiſerlichen Fourier auf meine vikariirende Wohnung zueilen. Der Mann ging ſchnell, ich ging aber noch ſchneller und ſtand richtig wieder, ebenſo zufällig wie abſichtslos, in der Thüre, als jener nach dem „Geheimen Staatsrath Schneider" fragte. Mit abermaliger Uebergehung der nicht ganz richtigen Titulatur vernahm ich bloß: „Um Zwölf!" und eilte in die Aermel meines Frackes.

Mein überraſchender Gaſtfreund hatte ſich während meiner Spaziergänge mit ſeinen Sachen entfernt und, wie ich ſpäter hörte, einen vor dem kaiſerlichen Zuge abgehenden Train benutzt, um früher in Myslowitz für allerlei dort zu machende Beſtellungen zu ſein. Ich konnte nur beklagen, daß zu dieſen Beſtellungen nicht ein geſtern Abend abgegangener Nachtzug benutzt worden war, da ein ſolcher mich jedenfalls in den Beſitz einiger Nachtruhe geſetzt haben würde. O Lafontaine, Aeſop oder Gellert! — Glücklicherweiſe hatte ich keine Zeit, über die Zwangloſigkeit ſeines Abſchiedes und ſeiner Bettbenutzung nachdenken zu können, und ich weiß bis heute noch nicht, wem ich eigentlich das Vergnügen gehabt dienen zu können.

Mit Eleganz überladen ſtand ich zur beſtimmten Stunde auch an dem beſtimmten Orte und hatte am dritten Tage auch zum dritten Male die Ehre, den Allerhöchſten Herrſchaften vorleſen zu dürfen, zunächſt die zweite Hälfte der Impressions de Treuenbrietzen, dann, als noch Zeit war, mit Genehmigung Seiner Majeſtät des Kaiſers ein Gedicht in ruſſiſcher Sprache, deſſen Ueberſetzung und eine Antwort darauf, als Erinnerung an die ähnliche Zuſammenkunft in Kaliſch — in meinem Buche „Kaliſch im September 1835. Berlin bei Hayn. 1851." Seite 82 und 84 abgedruckt. — Um ein Uhr wurde ich entlaſſen und würde wieder zu Feldjäger- und Felleiſendienſten disponibel geweſen ſein, wenn dergleichen gewünſcht worden wären.

Ich eilte in meine nun bald ehemalige Wohnung zurück und ſummte mir beim Einpacken den Chorgeſang aus der „Schweizerfamilie":

Wer ſeine Pflicht mit Freuden thut
Und nach geſchehener Arbeit ruht,
Dem ſchmeckt die Ruhe ſüß. (bis.)

Ehe ich aber das Haus verließ, wollte ich meinem unbekannten Herrn Wirthe wenigſtens Dank für ſeine vier Wände

ſagen und pochte daher beſcheiden an die gegenüberliegende Thür. — Ich hörte etwas brömmeln, geöffnet wurde aber nicht. Das ſchien meinen Valet de circonstance zu ärgern, und er pochte ſofort mit derſelben Vehemenz gegen die Thür, wie es geſtern Abend bei Requiſition des entomologiſchen Strohſackes geſchehen war. Das wirkte, die Thür öffnete ſich, und der Vikar erſchien auf einige Augenblicke, aber in einem Koſtüm, das mehr dem allgemein menſchlichen Bedürfniß, als der Nationaltracht oder irgend einer Tracht überhaupt angehörte. Mich ſehen und mir die Thür vor der Naſe wieder zuſchlagen, war das Werk einer Sekunde. Offenbar mußte ich einen höchſt ungünſtigen Eindruck auf ihn gemacht haben, und wahrſcheinlich glaubte er, ich ſei der Urheber des Lärmens an ſeiner Thür. — Abermals entledigte ſich mein entrüſteter Valet einer unglaublichen Menge von Ziſch- und Gurgeltönen, vermuthlich Verbal-Injurien, deren Strom ich aber durch den halb mimiſch, halb ſprachlich gegebenen Befehl unterbrach, ferneres Klopfen zu unterlaſſen, da der Wirth offenbar meine nähere Bekanntſchaft nicht wünſchte; warum, das habe ich bis jetzt nicht erfahren können, muß aber auch geſtehen, daß ich mich nicht weiter danach erkundigt.

Eben wollte ich meinen nach dem Bahnhofe transportirten Sachen folgen, als abermals ein kaiſerlicher Feldjäger vorfuhr und abermals unter unverhältnißmäßiger Titelerhöhung nach mir fragte. — Schon dachte ich, es werde vor Tafel noch eine Lektüre befohlen werden, und klammerte mich daher an meinen Koffer, in deſſen Innern die ganze frackliche Möglichkeit der Erfüllung eines ſolchen Befehls lag, erhielt ſtatt deſſen aber die Einladung, zu dem Miniſter General Grafen (ſpäter Fürſten) Orloff zu kommen.

Mein erſter Gedanke war, daß ich doch vielleicht in den Verdacht eines Eindrucks gefallen ſein könnte, weil die Direktion des Warſchauer Theaters, wie ſchon erwähnt, in zweckmäßiger Weiſe mit der Direktion der Warſchauer Polizei vereinigt iſt,

also eine Meldung meines Besuches auf der Bühne stattgefunden haben konnte. Mit einiger Besorgniß machte ich mich auf den Weg, begegnete aber unterwegs dem Kapitän Wilde, der eben beschäftigt war, die kaiserlichen Gnadengeschenke an das Gefolge Seiner Majestät des Königs auszutheilen, und ein außerordentlich pfiffiges Gesicht machte, als ich ihm meine Besorgnisse wegen des polizeilich gemeldeten Eindrucks schilderte. Dieses pfiffige Gesicht in Verbindung mit der Liste, auf welcher die Namen sämmtlicher Empfänger der Geschenke verzeichnet waren, der meinige aber fehlte, ließ mich plötzlich anders kombiniren, und mit einer gewissen Zuversicht betrat ich das Vorzimmer des Ministers, der mich auf das freundlichste empfing, mir sagte, daß Seine Majestät der Kaiser sich sehr gnädig über meine Vorlesungen geäußert und ihm aufgetragen habe, mir eine goldene Tabatière mit Brillanten zu überreichen. Ich empfing ein Etui, das in demselben Verhältniß zu anderen Etuis stand, wie mein königliches Hofpostamts-Felleisen zu gewöhnlichen Felleisen gestanden hatte. Mit einem unterthänigen Danke war die Audienz zu Ende, und ich eilte zum Geheimen Kämmerier Schöning, wo das letzte Mittagessen vor der Abreise stattfinden sollte.

Gern hätte ich unterwegs mit anscheinender Unbefangenheit das Etui geöffnet, natürlich nur um zu sehen, wie sich aus solcher Tabatière schnupfen läßt, obgleich ich selbst gar nicht schnupfe. Das ging aber nicht, eben der Unbefangenheit wegen, denn auf dem Wege vom Schlosse bis zum Orte meiner nächsten Bestimmung begegneten mir so viele Menschen, daß ich meine Wißbegierde niederkämpfen mußte und erst bei den Freunden angekommen Gelegenheit hatte, einen Blick in das Etui zu thun. Das Geschenk war über alles Maß und über alles Verdienst kostbar und der Gratulationen von allen Seiten kein Ende. Ueberall sah man frohe Gesichter; denn überall hatte es wahrhaft kaiserliche Andenken gegeben, und die Gesundheiten, die bei Tische getrunken wurden, lassen sich denken. Nach Tische empfand

ich zum ersten Male, was es eigentlich heißt, auf einer Liste des Hofstaats zu stehen; denn der Geheime Kämmerier händigte mir vier Dukaten ein, die ich meiner Aufwartung als Trinkgeld geben sollte. Dies war gewissermaßen die erste offizielle Anerkennung, bisher war alles nur Zufall und eine Art von Einschubsgemüthlichkeit gewesen. In Geldsachen hört aber bekanntlich die Gemüthlichkeit auf, und das Agio fängt an.

Am Bahnhofe fand ich meine Sachen in Obhut meines polnischen Dieners, und Wanka, mein vorgestriger russischer, half ihm dabei. Würdevoll rief ich beide näher, sagte dem einen und gestikulirte dem anderen, daß jeder zwei Dukaten haben solle. Wanka war erfreut; denn er hatte wegen Abkommandirung seines vorübergehenden Herrn und in dem Bewußtsein, daß dieser Herr eine höchst mangelhafte Nacht unter seiner Obhut zugebracht, wahrscheinlich gar nichts mehr erwartet; sein polnischer Kollege aber war außer sich vor Freude und machte entsetzlich oder vielmehr unangenehm tiefe Diener; ersichtlich hatte er dergleichen goldene Beweise herrschaftlicher Zufriedenheit noch nicht oft in der Hand gehabt. — Wir schieden demnach mit gegenseitigen Gefühlen.

Ein Extrazug brachte uns im Fluge bis abends 9 Uhr an die Grenze. Seine Majestät der Kaiser begleitete seinen königlichen Gast, und ein ansehnliches Gefolge füllte die lange Wagenreihe. In Czenstochau wurde gehalten, weil das auf einem Berge in der Nähe liegende berühmte Kloster besehen werden sollte. Es war indessen schon spät und Dämmerung geworden, so daß aus der Besichtigung nichts mehr wurde. Dies störte den Plan, den die Direktion der Eisenbahn für diesen Extrazug entworfen, und Oberst Aureggio, der Chef des Eisenbahnwesens in Polen, der sich in unserm Coupé befand, war in tödtlicher Unruhe, weil der gewöhnliche Güterzug vor uns unterwegs und so berechnet war, daß er den Lauf des Extrazuges nicht stören konnte. Die Sache war aber durch den Nichtaufenthalt in

Czenstochau sehr fraglich geworden und das Risiko für den Obersten Aureggio daher kein kleines. Wir wußten erst nicht, weshalb er bald auf die Uhr, bald auf einen Fahrplan, bald aus dem Fenster blickte. Als wir aber bei der nächsten Station den erwarteten Güterzug halten sahen, klärte der Oberst uns über die Gefahr auf, die glücklich vorüber gegangen war, und meinte, es sei ihm doch ganz sonderbar dabei zu Muthe gewesen. Dies wäre wahrscheinlich auch bei uns eingetreten, wenn wir gewußt hätten, was eigentlich vorging.

Wie durchgängig in diesem Sommer, fing es vor Granitza, der Grenzstation, gelinde an zu regnen und goß „wie mit Mollen" als wir endlich dort angekommen waren. Eine Kompagnie des Erivanskischen Jäger-Regiments hatte die Ehrenwache vor dem Bahnhofe, und das 66 Mann starke Hornistenchor stand gerade da, wo unser Coupé sich öffnen mußte. — Von Heraustreten war daher keine Rede, und die ganze Kraft dieser 66 Blechinstrumente quoll uns in die Ohren. Vor dem Coupéfenster stand gerade eine ungeheure Tuba mirum spargens sonum und hauchte die verwunderlichsten Baßtöne aus, ungefähr wie der Geyser in Island oder sonst eine stellenweise unterdrückte Sprudelquelle. Der Tubaist hatte nämlich gleichzeitig mit dem Kommando: „Gewehr auf!" seine Tuba mirum an die Lippen gesetzt, und da dies Kommando wahrscheinlich nach dortigem Reglement eine Viertelstunde vor Ankunft des Zuges gegeben worden war, so hatte es eine Viertelstunde lang in den immensen Schalltrichter hinein geregnet. Die einfache Manipulation des Umdrehens und Wasserausgießens schien diesem Tubalkain nicht eingefallen oder vielmehr nicht reglementmäßig zu sein. Er tutete daher frisch drauf los, und es hoben sich bei jedem Ton ganze Wasserquellen aus dem Instrumente in die Höhe, was ihn aber ersichtlich durchaus nicht störte. Endlich war die Musik zu Ende und ein Aussteigen möglich. Ich suchte den Kondukteur auf, zeigte ihm meine Sachen und bat ihn, dieselben

aus dem ruſſiſchen in den preußiſchen Packwagen zu verladen, was mit außerordentlicher Zuvorkommenheit verſprochen, aber, wie der Erfolg lehrte, mit noch größerer Zuvorkommenheit nicht gethan wurde. Im Hauſe hörten wir melodiſches Theetaſſen-Geklirr und hegten die leiſe, nur von immer heftiger werdendem Regen unterbrochene Hoffnung, daß auch wir einer Taſſe dieſes erheiternden Getränkes theilhaftig werden würden. Die Hoffnung war als ſolche eine ſchwelgeriſche, wobei es aber blieb.

Unter der Menſchenmaſſe, die den Bahnhof füllte, hatten ſich auch einige Direktoren der Oberſchleſiſchen Eiſenbahn eingefunden, welche von Myslowitz herüber gekommen waren, um ſich zu erkundigen, um wie viel Uhr die preußiſche Lokomotive morgen in Granitza ſein ſolle, um den Kaiſer abzuholen, welcher durch Schleſien nach Olmütz reiſen wollte. Von einem ruſſiſchen General erhielten ſie die Antwort: „Um ſieben Uhr!“ Unſer unabhängiger und politiſch bewußter Oberſchleſier begnügte ſich aber mit dieſer allerdings einfachen Antwort nicht, ſondern wollte wiſſen, ob der Kaiſer auch wirklich um ſieben Uhr fahren werde. Die Antwort lautete nun: „Nein! es iſt um neun Uhr befohlen; aber ich bitte, ſeien Sie um ſieben Uhr mit der Lokomotive hier!“ Gegen dieſe Zumuthung bäumte ſich der Stolz der mit der Zeit fortgeſchrittenen Direktoren; wahrſcheinlich glaubten ſie eine Pünktlichkeitsknechtung in dieſem zwei Stunden früher Beſtellen zu erkennen, und mit der ganzen Würde eines Oberſchleſiers erwiderte der Direktoral-Wortführer: „Wir werden da ſein, wenn der Kaiſer abfährt!“

Unterdeſſen hatten die Allerhöchſten Herrſchaften Abſchied von einander genommen, und unter abermaligem Schmettern der Muſik flogen wir der öſterreichiſchen und bald darauf der preußiſchen Grenze zu. In Myslowitz war der Empfang des Königs in den eigenen Staaten ungemein freudig und herzlich; Fahnen, Laubgewinde, Ehrenpforten, Illumination, leider aber auch ſtrömender Regen! — Für mich ergab ſich ſofort wieder

die Aussicht auf eine sehr schlechte Nacht. Erstens war von einem Quartier für mich nicht im entferntesten die Rede; denn die Quartiere waren nach der Liste derjenigen Personen gemacht worden, welche im Gefolge des Königs vor kurzem hier durch nach Warschau gegangen waren, für accidentelle Kuriere, eventuelle Hofräthe und Extra-Vorleser also auf keine Weise gesorgt. Zweitens ergaben die sofort angestellten Nachforschungen, daß mein Koffer richtig in Granitza zurückgeblieben war und ein Zipfel des Kaiserthums Oesterreich mich von meinem gesetzmäßigen Eigenthum trennte.

Das war denn doch außer allem Spaß! — Regen hat im allgemeinen viel Abkühlendes und Beruhigendes, bei mir goß er leider Oel ins Feuer. In der Fremde ist der Mensch geduldiger, in der Heimat wird er aber unangenehm, wenn ihm der Zufall so entschiedene Schnippchen schlägt. Diese Erfahrung machte ich an mir.

Zwar sehr erleichtert, was das Gepäck betraf, aber nun nachgerade in einer etwas gereizten Stimmung, ging ich, da auch die bereitstehenden Wagen schon sämmtlich verbraucht waren, zu Fuße in ungemein weichem Wege bis zum Hotel Freund. „Voll! alles voll! auch kein Winkelchen mehr übrig! Hier kann niemand unterkommen, der nicht zum königlichen Gefolge gehört!" so wurde mir entgegen gerufen. — Voll Ingrimm schwieg ich; denn dem Kellner und dem Hausknecht mein Verhältniß auseinander zu setzen, wäre doch ganz unnütz gewesen. — Also Marsch ins Hotel Kraezzer! Hier fragte ich erst gar nicht lange, sondern setzte mich in der Wirthsstube an den Tisch; denn erst wollte ich wenigstens etwas essen, weil selbst Leute, die nicht auf Listen stehen, hin und wieder Appetit haben.

Obgleich ich von der Herreise noch etwas erzürnt auf das Hotel Kraezzer war, hütete ich mich doch, meinem Zorn Worte zu geben, und rekognoszirte erst mein Terrain von wegen eines nächtlichen Unterkommens. Dazu war wenig Aussicht; denn

auch dies Hotel war vollständig beſetzt und eine Streu bei diverſen Kutſchern in der Wirthsſtube die einzige Perſpektive.

Ein Entſchluß mußte aber doch gefaßt werden, und ich adreſſirte mich daher endlich mit einem wahren Luxus von Liebenswürdigkeit an Madame Kraezzer, welche geſchäftig im Wirthszimmer verkehrte. — Ich ſagte ihr, daß ich eigentlich im Hotel Freund hätte wohnen ſollen, daß ich es aber ungerecht fände, wenn Einem Hotel alles zukäme, und aus Dankbarkeit für die vortreffliche Bewirthung und das ausgezeichnete Bett vor fünf Tagen in das Hotel Kraezzer gekommen ſei, wo ich die Nacht bleiben wolle.

Schon ſehr geſchmeichelt, ergoß ſich Madame Kraezzer in Verſicherungen aller Art, daß auch kein Winkelchen mehr übrig ſei, und daß ſie unendlich bedauere. — So leichten Kaufes gab ich aber die Attacke nicht auf und gab jetzt einem der ebenfalls in der Wirthsſtube anweſenden Diener aus dem königlichen Gefolge den ſchon vorher verabredeten Wink.

Ich hatte nämlich Hartnäckigkeit vorhergeſehen und einen Hauptſturm auf das Herz der verehelichten Kraezzer, geborenen Unbekannt, vorbereitet. Jener Diener trat nun an mich heran und flüſterte in offiziellem, aber den Kraezzerſchen Ohren doch vernehmbarem Tone:

„Eurer Exzellenz ſoll ich auch noch ſagen, daß Seine Majeſtät der König Eure Exzellenz morgen früh noch vor der Ankunft des Kaiſers zu ſprechen wünſchen.“

„Ich danke Ihnen, mein Lieber!“

„Nicht Urſache, Euer Exzellenz!“

Ich ſchlief alſo die Nacht ſehr angenehm und behaglich in dem Bette des Herrn Kraezzer, ging aber allerdings am andern Morgen ſehr früh weg, um es nicht zu allerlei Explikationen kommen zu laſſen.

Jede Lüge führt ihre Strafe mit ſich, eine im allgemeinen tröſtliche, für mich und in dieſem Falle aber mit erheblichen

Geldkoſten verknüpfte Erfahrung. Das Ehepaar Kraezzer war nämlich ſchon bei der Hand, als ich mich entfernen wollte, warfen mit Exzellenzen um ſich, daß es eine wahre Freude war, und baten mich, wenn Seine Majeſtät vielleicht einmal auf längere Zeit oder zur Erholung nach Myslowitz kommen wollten, doch vorzugsweiſe ihr Hotel zu empfehlen, weil das Hotel Freund ihnen ſonſt alles vor der Naſe wegſchnappe. Wollte ich wohl oder übel, ſo mußte ich im Charakter Abſchied von ihnen nehmen und gab daher für das Bett fünf Silberrubel, die ich noch aus Polen mit herüber gebracht hatte, verſprach auch, wenn Seine Majeſtät wirklich einmal zur Erholung nach Myslowitz kommen wolle, das Hotel Kraezzer ganz beſonders dringend zu empfehlen.

So kam ich ohne Erröthen los und eilte nach dem Bahnhofe, um meine in Granitza gebliebenen Sachen zu reklamiren. Dort wurde der Extrazug eben vorbereitet, der den Kaiſer herüber holen ſollte, und als ich den mitfahrenden Direktoren meinen Effektenmangel auseinanderſetzte, ſchlugen ſie mir vor, ich möchte mit über die Grenze fahren und meine Sachen ſelbſt reklamiren. Raſcher Entſchluß, guter Enſchluß! — Eine halbe Stunde darauf waren wir in Czaczìowo und fuhren auch ohne Aufenthalt der ruſſiſchen Grenze zu. Kaum einige hundert Schritte vor dem Bahnhofe hält der Zug aber plötzlich an; Unruhe, Rufen und Laufen entſteht auf allen Seiten, und ängſtlich ſteckten wir die Köpfe hinaus. — Da haben wir's! — Eben brauſt von Granitza her ein Train heran, in dem ſich der Kaiſer befindet. — Es war ja aber erſt acht Uhr, und der Kaiſer wollte doch um neun Uhr fahren! — Die Herren Eiſenbahndirektoren (ſtolz liebe ich meine Oberſchleſier!) machten betrübte Geſichter, und ich ſagte im Stillen meinem Koffer Lebewohl; denn daß der im Kaiſerthum Rußland geblieben war, während ich im Königreich Preußen mich nach ihm ſehnte, das ſchien mir ganz unzweifelhaft. Unſer Zug ſignaliſirte: „Wir kommen, um den Kaiſer abzuholen!“ — und der heranjagende Zug ſignaliſirt: „Iſt nun

nicht mehr nöthig, der Kaiser kommt schon!" — Daß der kaiserliche Zug den Herren Direktoren zu Liebe nicht umkehren werde, das schien denselben doch ziemlich klar, und unsere Lokomotive mußte daher den Zug zurückstoßen, damit die russische Lokomotive vorwärts kommen konnte.

Die Sache klärte sich bald zum größten Aerger der Eisenbahnchefs auf. Der Kaiser hatte nämlich den König in höchster Gala empfangen, und der König hatte daher befohlen, daß auch der Kaiser in Myslowitz in höchster Gala empfangen werden sollte. Davon hatte der Kaiser gehört und wollte dem Könige diese Gala durch eine Ueberraschung und früheres Eintreffen ersparen. Das konnte natürlich am Abende vorher nicht gesagt werden, daher die Bestellung der Lokomotive um sieben Uhr. Ein solcher, nicht rationell mit Motiven belegter Befehl konnte von unabhängigen Oberschlesiern aber nicht angenommen werden, weil sie natürlich klüger waren, als die Russen; daher der empfindliche Aerger für meine Kompatrioten. Die anderen machten dem einen, der das Wort geführt, Vorwürfe, und die Unterhaltung auf der Rückfahrt wurde daher ebenso lebhaft, wie erheiternd; denn wenn sich Direktoren zanken, so erheitert mich das jedesmal. Wäre der Gedanke an meinen Koffer nicht gewesen, der sich möglicherweise im Innern Rußlands auf dem Wege nach Ochotzk, Irkutsk, Tomsk oder einer anderen ebenso unmelodisch klingenden Stadt befand, so hätte mich dieser Zank sogar erfreuen können. So aber trübte sothaner Gedanke die Reinheit meines Genusses.

In Myslowitz angekommen, stürzte ich unter Musik, Hurrahrufen, Kränzen, Reden und allen möglichen sonstigen Hindernissen an den Gepäckwagen und hatte die unerwartete Freude, meine Effekten dort wohlbehalten stehen zu sehen. Der Kondukteur hatte nämlich und, wie ich zugeben muß, auch ganz richtig so raisonnirt: „Packe ich, wie der Herr es wünscht, seine Sachen in den preußischen Wagen, so ist kein Trinkgeld zu

hoffen; bringt derselbe aber eine Nacht in Myslowitz ohne seine Effekten vielleicht schlaflos zu, so wird er überglücklich sein, wenn ich sie ihm morgen mitbringe und ein menschliches Regen wird sich seiner bemächtigen." Der Mann hatte sich denn auch in seiner Kombination nicht geirrt und besah einen Thaler für seine, wenn auch etwas interessirte, doch auf lange Menschen- und Kofferkenntniß basirte Weltanschauung.

Damit waren die Fährlichkeiten und Hindernisse auf dieser unverhofft angetretenen und mit frohen Erinnerungen beendeten Reise vorüber; von einer Empfangsfeierlichkeit, einem Jubel und einer Schützengilde ging es jetzt in die andere. Ueberall Ehrenpforten, Aufstellung von Ehrenwachen, versammelte Behörden in den unglaublichsten Civiluniformen, aber ein auffallender Mangel an weißgekleideten Jungfrauen; auch frischgewaschene Schuljugend machte sich erst in Niederschlesien bemerkbar.

Eine Reise auf der Eisenbahn im Gefolge des Königs hat zwar viel Glänzendes und Ehrenvolles, aber von Aussteigen und Luftschöpfen, Wassertrinken und Kaffeezusichnehmen ist durchschnittlich nicht die Rede. Gewöhnlich fährt der Zug so an den Perron heran, daß die übrigen Wagen vollständig durch Ehrenwachen, Schützengilden und Zuschauer von der Möglichkeit eines Aussteigens abgeschnitten werden. Natürlich drängt sich alles nach dem Platze zu, wo der König ausgestiegen ist, und daß eine Masse Neugieriger undurchdringlicher als eine Mauer ist, darüber hatte ich vielfach Gelegenheit die ausschweifendsten Beobachtungen anzustellen.

Die Reise ging über Gleiwitz, Kosel nach Ratibor, wo ein höchst zweckmäßiges Dejeuner eingenommen wurde, bei welchem das zusammen speisende Gefolge beider Monarchen Abschied von einander nahm und ein von mir in russischer Sprache ausgebrachter Dank für genossene Gastfreundschaft in einem Toast auf des Kaisers Majestät endigte. Mit Herzlichkeit erwiderten die russischen Herren den Toast durch ein Lebehoch für den König

von Preußen. Noch einmal bestieg man die Wagen zusammen bis Annaberg, nahe an der österreichischen Grenze, wo die Trennung erfolgte, indem der Kaiser bei Oderberg die Grenze überschritt, wir auf derselben Bahn nach Breslau fuhren. Die Trennung dehnte sich für einzelne Personen sogar bis auf die Effekten aus; denn es fanden sich in unsern Wagen eine Menge von russischen Mänteln, welche statt nach Olmütz nach Breslau fuhren; andererseits fanden sich aber verschiedene preußische Paletots, Reisesäcke und dergleichen nicht bei uns vor, sondern fuhren ganz unbefangen nach Olmütz.*)

Es war eine heillose Verwirrung, und ich wundere mich bloß, daß ich diesmal keinen Theil an einer petite misère de la vie humaine hatte. Unterwegs wurde ich auch darüber aufgeklärt, weshalb mich auf allen Stationen von Myslowitz bis Annaberg die Leute vorzugsweise betrachtet und in dieser Betrachtung eine gewisse Ehrfurcht an den Tag gelegt hatten, welches Gefühl meine Erscheinung im allgemeinen sonst nicht anzuregen pflegte. Der Kabinetssekretär, später Geheime Hofrath, Noël hatte sich nämlich angelegen sein lassen, mich für den Leib-Popen des Kaisers auszugeben, und ich habe daher ohne alle Veranlassung meinerseits die Würde eines Geheimen Staatsraths und die eines Leib-Popen in den Ueberzeugungen dritter Personen bekleidet, ein wesentlicher Unterschied gegen die Hinreise, wo man mich in Gleiwitz für einen entflohenen Silberberger Festungssträfling und vermuthlichen Försternörder hielt.

Auf der Weiterreise bis Breslau und von dort am andern

*) Mehrere Jahre später wurde von der Gesandtschaft in Wien ein Siegel des preußischen Hofmarschall-Amtes mit dem Bemerken nach Berlin gesandt, dasselbe sei unerklärlicherweise beim Baggern des Wiedenflusses gefunden worden. Da einem der Hof-Staatssekretäre bei dieser Verwirrung in Oderberg der Paletot abhanden gekommen war, in dessen Tasche sich ein solches Amtssiegel befand, so hat jener Paletot wahrscheinlich die Reise nach Olmütz und Wien mitgemacht und Finder sich des Siegels dadurch entledigt, daß er dasselbe ins Wasser warf.

Tage bis Berlin begegnete mir eben nichts als Angenehmes; nur Aussteigen begegnete mir nicht, außer auf dem Bahnhofe von Kohlfurt, der wahrscheinlich deswegen so heißt, weil durchaus kein Kohl dort zu sehen war. — Hier machte Seine Majestät einen kurzen Spaziergang um das Gebäude, und da alles in patriotischer Unverschämtheit und aufdringlicher Vaterlandsliebe hinterher drängte, so bekamen die Coupéthüren wenigstens auf einige Augenblicke Luft, und ich konnte auf den Perron treten.

Schon im Wagen hatte ich einen Menschen bemerkt, der beim Vorübergehen Seiner Majestät den Hut nicht abgenommen hatte. Das hatte zwar auch mancher andere der Zuschauer nicht gethan, dem man es aber ansah, daß er es in der Verblüfftheit vergessen; bei jenem schien es aber Absicht zu sein, das ging aus seiner Physiognomie, seiner Kleidung, seiner Haltung hervor; denn das alles war so, daß man sich, um einen juristischen Ausdruck zu gebrauchen, wohl einer solchen Handlung zu ihm versehen konnte. Ich ging mit mir zu Rathe, was mit diesem Mitgliede der Zukunft, diesem in seine Zeit aufgegangenen Individuo wohl anzufangen sei. Ihm den Hut vom Kopf zu schlagen, wäre allerdings das Kürzeste gewesen, hätte aber Aufsehen gemacht. Hätte ich ihm eins übergezogen, so hätte ihn das noch lange nicht überzeugt. Das Ding mußte also anders angefangen werden.

Mit einer ungemein verbindlichen, Ueberraschung und Freude heuchelnden Miene näherte ich mich dem Manne, zog meinen Hut sehr tief und sagte zum Erschrecken freundlich:

„Ach, das freut mich ja ganz außerordentlich, daß ich das Vergnügen habe, Sie so zufällig hier zu treffen. Ich habe Ihnen etwas für Sie sehr Interessantes mitzutheilen!"

Neugierig und eben so verbindlich zog mein Mann seinen Hut, sah mir erwartend ins Gesicht und hing an meinen von Freundlichkeit überströmenden Lippen.

„Ich wollte Ihnen nämlich nur sagen, daß es doch eine

ſonderbare Erſcheinung iſt, wenn Sie vor einem wildfremden Menſchen den Hut abnehmen, bloß weil er ſich Ihnen mit der gewöhnlichen Höflichkeitsformel nähert, dagegen Ihren Deckel aufbehalten, wenn der Landesherr vorübergeht. — Erlauben Sie, daß ich Ihnen ergebenſt mittheile, wie ſich das nach dem allereinfachſten Begriffe der Höflichkeit nicht ſchickt! Es hat mich ungemein gefreut, Ihre perſönliche Bekanntſchaft gemacht zu haben. Kann ich Ihnen bei ähnlicher Gelegenheit wieder einmal dienen, ſo werden Sie mich ſtets bereit finden. Habe die Ehre, mich auf das angelegentlichſte Ihrem freundlichen Andenken zu empfehlen!"

Damit war ich wieder in das Coupé hinein.

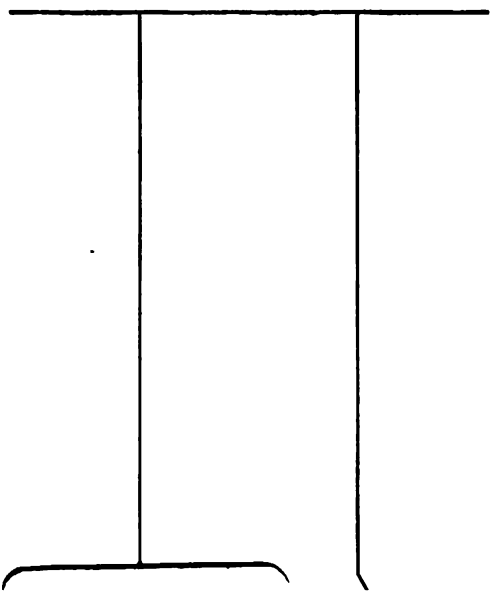
Betroffen, aber mit entblößtem Kopfe, ſtarrte das Individuum mir nach und behielt den Hut auch in der Hand, als der König, von dem kurzen Spaziergange um den Bahnhof zurückkehrend, an ihm vorüberging.

So war die Sache ganz à l'amiable abgemacht und alle Theile zufriedengeſtellt. —

Beim ſchönſten Wetter und ſcheußlichſten Staube, unter Ehrenpforten, Muſik und Jubel wurde die Fahrt bis Berlin fortgeſetzt und dort auch gleich der letzte Zug nach Potsdam benutzt, wo Frau und Kind mich ſchon auf dem Bahnhofe erwarteten.

Druck von E. S. Mittler u. Sohn in Berlin, Kochstraße 69. 70.

Stanford University Libraries
3 6105 015 271 344
PT
250-
S5A
1879
V. 2

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.